

FLORIAN HUBER

Durch Lesen sich selbst verstehen

Zum Verhältnis
von Literatur und
Identitätsbildung

Florian Huber
Durch Lesen sich selbst verstehen

Für meine Eltern

Florian Huber (Dr. phil.) führt eine Praxis für »reflexive Lebensbetrachtung« am Chiemsee und ist dort als freiberuflicher Dozent in der Ausbildung von Heilpraktikern auf dem Gebiet der Psychotherapie tätig.
Homepage: www.elarena.de

FLORIAN HUBER

Durch Lesen sich selbst verstehen

Zum Verhältnis von Literatur und Identitätsbildung

[transcript]

Zugl.: Diss., Univ. München, 2007

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2008 transcript Verlag, Bielefeld



**This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Florian Huber

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-827-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

INHALT

Vorwort des Reihenherausgebers	9
Einleitung	13
KAPITEL 1	
DISKURSARENA IDENTITÄT	
Diskursarena Identität	19
Reflexionen zum »Inflationsbegriff Nr. 1«	19
Der Balance-Akt »Definition:«	21
Subjektkunst: Identität als schöpferischer Prozess	25
Identität als Herstellungsauftrag	25
Zwischen Reflexion und Pragmatismus: Subjektkunst als Lebenskunst	27
Die Ästhetik der Identität	29
Narrative Identität	33
Identität zwischen sprachlichen Regeln, Konventionen und Erwartungen	36
Narrative Kontinuität: Identität als Erinnerung, Entwurf und Projekt	40
Kohärenz: Verlusterfahrung der Moderne?	43
Zwischenbilanz	46
KAPITEL 2	
TEXT UND IDENTITÄT	
Text und Identität	49
Wie <i>Don Quichotte</i> die Welt erzeugt	50

Der Akt des Lesens	53
Lesen als kreative und individuelle Antwort	54
Literarische Welt und Lebenswelt	55
Strukturelle Aspekte literarischer Wirkung	56
Wenn die Zwischenräume tanzen – Funktionen literarischer Negativität	61
Offene und geschlossene narrative Formen	65
Herausforderungen offener Narrativität	66
<i>Der Mann ohne Eigenschaften</i> als Beispiel offener Erzählung	68
Psychoanalytische Literaturinterpretation	73
Der Ansatz Norman Hollands	75
Text und Identität (Holland 1979)	78
Zwischenbilanz	86
Bedeutungskonstruktion zwischen Gegenwart und Zukunft	89

KAPITEL 3

LITERATUR PERSÖNLICH – EINE EMPIRISCHE STUDIE

Studiendesign	97
Zur Wahl der Methode	97
Von der »Märchenfrage« zum bewegenden Buch	99
Feldzugang und Datengewinnung	101
Fragestellungen der einzelnen Forschungsphasen	103
<i>Positioning Theory</i> und biographisch fokussierte Rezeptionsanalyse	104
Vom Text zu den Kategorien	110
Fallrekonstruktionen	125
Rekonstruktion »literarischer Bewältigung«	126
Rekonstruktion »literarischer Ambivalenz«	155

KAPITEL 4

RESÜMEE IN FORM EINER VERGLEICHENDEN DISKUSSION

Resümee	195
Grundlegende Bedingungen einer »bewegenden« Passung	195
»Literarische Bewältigung«	198
»Literarische Ambivalenz«	201
Erzähltes Lesen – Die Funktion der Reflexion	205

KAPITEL 5
ENTWURF EINES IDENTITÄTSZENTRIERTEN
LITERATURDIALOGS

Literatur als dialogische und dialektische Erfahrung	211
Literatur als Therapie?	211
Subjektzentrierte Gesprächsführung	213
Allgemeine Zielsetzungen des Literaturdialogs	213
Plädoyer für einen Dialektik-sensiblen Literaturdialog	214
Setting	216
Prozessphasen	218
Epilog	223
Anhang I: Interviewleitfaden	227
Anhang II: Wechsel der Erzählperspektiven in <i>Sofies Welt</i>	229
Literatur	231

»Identität ist eine Reise und kein Ort«
(Sten Nadolny 1994, S. 186).

VORWORT DES REIHENHERAUSGEBERS

Unter dem Reihentitel »Reflexive Sozialpsychologie« werden Bücher veröffentlicht werden, die einer Psychologie verpflichtet sind, die subjektives Erleben und Handeln in ihrem Bezug zur aktuellen gesellschaftlichen Realität zu begreifen versucht. Die Reflexive Sozialpsychologie steht in der Tradition der Sozialwissenschaften. Sie begreift den Menschen als soziales Wesen, das in seinem Denken, Fühlen, Handeln von der spezifischen Kultur, von der Position in der Sozialstruktur und der Geschichte geprägt ist. Die theoretischen Ansätze, auf die sie aufbaut, sind u.a. die psychoanalytische Sozialpsychologie, der Symbolische Interaktionismus, die Kritische Theorie, die Foucaultsche Diskurstheorie, Zivilisationstheorien und feministische Theorien. Diesen theoretischen Ansätzen ist gemeinsam, dass sie das Subjekt in seiner jeweiligen Verfasstheit nicht als Naturgegebenheit betrachten, dessen Verhalten und Erleben unter Laborbedingungen erforscht und in allgemeinen Gesetzmäßigkeiten erklärt werden könnten.

Sich selbst verstehen zu können, ist ein lebenslanger Anspruch und wir finden etwas über uns heraus, wenn wir unsere inneren Welten, die in ihnen repräsentierten Bedürfnisse und Ideale, ins Verhältnis setzen zur äußeren Welt, ihren Texten, Bildern, Ideen und Normen. Im Abgleich innerer und äußerer Standards wird uns bewusst, wer wir sein wollen, von wem wir uns unterscheiden und was uns in ganz besonderer Weise auszeichnet. Ein wichtiger Zugang zu unserer Identität und ihrer Konstruktion erschließt sich uns durch Bücher, die uns erreichen, berühren oder gefangen nehmen.

Für viele Menschen, die seit ihrer Kindheit zum Lesen hingeführt werden, gehört die Lektüre von Büchern nicht nur zu den elementaren Kulturtechniken, sondern sie wird ein unverzichtbarer Teil des alltäglichen Lebens, zu einer Selbstverständlichkeit, über die nicht viel nachgedacht wird. Erst im Kontrast zu Menschen, die nicht lesen oder Eltern, die ihren Kindern nicht den Zugang zur Welt der Bücher eröffnen, wird einem bewusst, was einem fehlen würde, wenn man keine Chance zum Lesen hätte. Allerdings wird – nicht zuletzt auf dem Hintergrund der wachsenden Bedeutung der neuen Medien – zunehmend die Frage gestellt, ob nicht das Lesen als basaler Zugang zur Kultur gefährdet sei, weil immer weniger Menschen noch Bücher lesen würden. Die internationale Frankfurter und noch mehr die Leipziger Buchmesse scheinen mit ihren jährlich vermeldeten Zuwachsraten auf dem Buchmarkt diese Sorge zu zerstreuen. Es wird weiterhin intensiv gelesen und so stellt sich die Frage, was der subjektive Sinn des Lesens eigentlich ist. Der Überblick über die aktuelle Leseforschung (z.B. die 2001 von der »Stiftung Lesen« in Auftrag gegebene Studie) liefert eine Reihe wichtiger Daten über die in Deutschland lesende Population und es wird auch deutlich, dass die Befürchtung, dass die neuen Medien der Lesebereitschaft den Boden entziehen könnten, empirisch nicht gerechtfertigt ist.

Die umfangreichen deskriptiv-statistischen Daten liefern uns ein breites Wissen über das LeserInneninteresse in Bezug auf unterschiedliche Literatursparten, über Häufigkeit und Umfang des Lesens und über die sozialen Milieus, aus denen sich die Leserschaft rekrutiert. Diese Daten geben allerdings keinen Aufschluss über die subjektive Bedeutung, die einzelne Bücher für spezifische Personen in wiederum spezifischen Lebenssituationen haben. Gerade Menschen, die sehr viel lesen, werden von dem Gelesenen unterschiedlich berührt und manche Bücher haben einen besonderen Stellenwert, der mit der literarischen Qualität zu tun haben kann oder mit der entfalteten Erzählung und den in ihr enthaltenen Lösungen. Die Wirkung wird umso nachhaltiger sein, je mehr sie etwas mit der eigenen aktuellen Lebenssituation zu tun hat. Die Arbeit an den eigenen »inneren Welten« kann sich in spezifischen Texten spiegeln oder diese können Auswege aufzeigen. Florian Huber sucht in seiner Studie, die an der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation vorgelegt wurde, nach »individuellen Passungsräumen«, in denen sich Literatur und die zu leistende Identitätsarbeit synergetisch finden können.

Die Idee von Begegnungsräumen für Identitätsdiskurse und Literatur drängt sich vor allem dort auf, wo die Identitätsforschung sich selbst als Analyse der Resultate von Identitätserzählungen begreift, die eine textuale Struktur aufweisen. Das ist der Ansatz, der Identität als eine narrativ

konstruierte Sicht der eigenen Person versteht. Interessant ist nun, welche Texte aus der großen »Bibliothek« von Identitätstexten von einem konkreten Subjekt in einer spezifischen Lebenssituation ausgewählt wird, denn es gibt zwar prägende kulturelle Einflüsse und Zugangswege zu literarischen Texten, aber letztlich entscheidet das Subjekt selbst, welchen Texten es sich aussetzen möchte. Bei der Auswahl dürfte zumindest eine Passungserwartung zentral sein. Diese ganz spezielle Passungsarbeit, die individuelle »Identitätsbaustellen« mit Literaturangeboten verknüpft, rückt Florian Huber ins Zentrum seiner Fragestellung.

Bei der Einordnung seiner Untersuchung in die Forschungslandschaft konzentriert sich Florian Huber auf Identitätsdiskurse, die Identität einerseits als konstruktiven und kreativen Prozess begreifen und andererseits gesellschaftliche Entwicklungen und ihre widersprüchlich-ambivalenten Folgen thematisieren. Gerade weil die globalen Veränderungen insbesondere auch in den alltäglichen Erfahrungen und den biographischen Verläufen erhebliche Wirkung erzielen, ist auch die Suche nach neuen Lebensskripten so wichtig geworden. Die Medien machen hier vielfältige Angebote, aber vor allem auch die Literatur erhält hier einen besonderen Stellenwert, sie kann den Leser zur imaginären Verhandlung seiner Identität anregen und der Autor fragt insbesondere nach dem »wie« dieser Konstruktionsprozesse.

Neben der Positionierung in der Diskursarena Identität musste Florian Huber auch seinen Ort in der textwissenschaftlichen Fachliteratur suchen und bestimmen. Dort hat er Ansätze gefunden, die von einem konstruktivistischen Herstellungsprozess von Texten ausgehen. Diese werden nicht als fertige »Sinnpakete« verstanden, sondern die Subjekte schaffen in ihrem Aneignungsprozess jeweils ihr ganz eigenes Textverständnis. Die Subjekt-Text-Interaktion ist ein wechselseitiger Prozess und auf keinen Fall eine »One-way-communication«. In gewisser Weise wird der Text im Subjekt immer wieder neu erschaffen und er gewinnt insofern bei jedem Rezipienten eine unverwechselbar eigene Gestalt. Andererseits unterscheiden sich Texte in ihren formalen Strukturelementen danach, welche gestaltenden Angebote sie an ihre LeserInnen machen. Einen besonderen Stellenwert räumt Florian Huber dem psychoanalytisch inspirierten Theorieansatz von Norman Holland ein, der ein spezielles Modell des Zusammenspiels von Text und Identität vorgelegt hat. Bei aller Wertschätzung des Deutungsrahmens von Holland sieht Florian Huber auch die Grenzen dieses Angebots. Es bleibt einem Identitätsverständnis verhaftet, das spätmodernen Gesellschaftsbedingungen kaum Rechnung trägt. Genau darauf aber zielt das Projekt von Florian Huber. Er will empirisch herausfinden, was die Lektüre literarischer

Texte anstoßen kann, was sie bei LeserInnen reflexiv in Bewegung setzen kann.

Wir werden von Florian Huber motiviert, sechs überwiegend prominente literarische Werke (z.B. John Steinbecks »König Artus«, »Der Kleine Prinz« von Antoine de Saint-Exupéry, »Sofies Welt« von Jostein Gaarder, Benoîte Groults »Salz auf unserer Haut« oder »Die Lehren des Don Juan« von Carlos Castaneda) in ihren subjektiven Identitätskonsequenzen nachzuverfolgen. Wie sich die befragten Personen jeweils von den von ihnen genannten Erzählungen bzw. Romanen haben beeinflussen lassen, wird sehr gut nachvollziehbar herausgearbeitet. Es gelingt dem Autor die jeweiligen individuell gesuchten und entwickelten »Passungen« zwischen Text und »Identitätsbegehren« aufzuzeigen. Er macht auch deutlich, wie individuell diese Passungen sind.

Mehr als die programmatischen Hinweise will und kann ich in diesem Vorwort nicht geben. Stattdessen will ich dazu ermuntern, sich von Florian Huber auf eine spannende Lesereise mitnehmen zu lassen.

München, im August 2007

Heiner Keupp

EINLEITUNG

Postmoderne Identität. Eine Erfahrung der Fiktion?

Der Sonderforschungsbereich 536 der Universität München (bewilligt 1999, verlängert bis 2009) hat sich in einem interdisziplinären und interinstitutionellen Forschungsverbund der *reflexiven Modernisierung* angenommen. Den beteiligten Forschern und Projekten war die Frage gemein, ob die Gesellschaften des 21. Jahrhunderts noch mit den Konzepten des 19. und 20. Jahrhunderts begriffen werden können. Denn mit der radikalen Übersteigerung der Modernisierungsprozesse in der Postmoderne, werden auch die »Basisselbstverständlichkeiten« (ebd.) der »ersten« bzw. der »einfachen« Moderne demontiert. Nüchtern betrachtet, führen diese Strukturveränderungen zu einer »Soziologie der Uneindeutigkeit« (ebd.). Für die betroffenen Subjekte ist mit dieser Entwicklung in erster Linie eine »Rückkehr der Unsicherheit« (ebd.) verbunden, eben ein Zuwachs an »Verunsicherungen« (so schon bei Keupp & Bilden 1989). Personale Erfahrungen werden deswegen im o.g. Forschungsprojekt übergreifend als »Unsicherheitserfahrungen« diskutiert (vgl. Teilprojekt B1). Eine besondere Aufmerksamkeit kommt in diesem Kontext der biographischen Sicherheit zu, die in der Postmoderne bereits zur »Fiktion« entrückt scheint (vgl. Eßer & Zinn 2001, 2002).

Wenn sich biographische Sicherheit, genauer gesagt, die Erwartungssicherheit des eigenen Lebenslaufs, jedoch zunehmend zur Fiktion gestaltet, drängt sich im Umkehrschluss die Frage auf, welche Funktion die Fiktion für die *Realisierung* von Identität haben kann? Diese Arbeit

zeigt, dass die Rezeption von Literatur eine bedeutende Ressource für die Verhandlung der Identität darstellt und dass die Analyse von Literaturinterviews einen methodisch fruchtbaren Zugang für den Diskurs bietet.

Die Stiftung Lesen (2001) hat zum Jahrtausendwechsel eine umfangreiche Studie durchgeführt, um das *Leseverhalten in Deutschland* zu analysieren. Die mittels quantitativer und qualitativer Methoden (Einzelinterviews) durchgeführten Erhebungen liefern einen übersichtlichen Spiegel der gegenwärtigen »Leselandschaft« in Deutschland. Eine individuell biographische Einsicht in die Funktion des Lesens blieb dieser Studie allerdings aufgrund ihrer breiten Orientierung weitgehend verwehrt. Dabei zeigt die qualitative Teilstudie der genannten Erhebung selbst, dass sich eine Entwicklung zu einer Individualisierung der Lesehaltung abzeichnet. Graf (2001, S. 201) beobachtet z.B. eine »Tendenz zur relativen Autonomie des Rezeptionsverhaltens im Verhältnis zur Textintention«. LeserInnen werden freier und selbstbewusster im Gebrauch von Texten, bei schwindender Bereitschaft sich in den Sinn des Textes hineinzuversetzen (vgl. ebd.). Sie entwickeln zunehmend eigene Lesarten und passen die literarischen Vorlagen an ihre individuellen Bedürfnisse an. Ein weiteres Indiz dafür, dass postmoderne Subjekte als »Bastler« (Hitzler & Honer 1994) zu charakterisieren sind. Vor allem jedoch ein Hinweis darauf, das Verhältnis von Identität und Literatur in seinen individuellen Passungsräumen aufzusuchen. Die folgende Studie hat sich diese Suche zur Aufgabe gemacht. Sie schließt an die wissenschaftlichen Metaerzählungen *symbolischer Interaktionismus*, *Sozialkonstruktivismus*, *narrative Psychologie*, *postmoderner Identitätsdiskurs* und *psychologischer Literaturdiskurs* an, um dem Erfahrungsfeld zwischen personaler und literarischer Erzählung neue Perspektiven abzugewinnen. Zu wissen, dass das Thema Identität noch immer das »Siegel der Neuheit« (Kaufmann 2005, S. 34) trägt, ermutigt zum Aufbruch dieser Reise.

Kapitelübersicht

Kapitel 1 liefert einen theoretischen Beitrag zum Identitätsdiskurs. Die kritischen Reflexionen zur Diskursarena wollen zunächst auf eine Weise in den fachlichen Diskurs einführen, die deutlich macht, dass auch *seine* Problemstellen als Ausdruck gegenwärtiger Gesellschaftsverhältnisse interpretiert werden müssen. Im Anschluss daran, wird ein Konzept diskutiert, das Identität als narrative Konstruktion versteht. Die Annahme, dass Identitätsarbeit ein schöpferischer Prozess ist, mithilfe dessen sich

Subjekte in die Erwartungen Anderer hineinerzählen, stellt dann auch die theoretische Grundlage für die Interpretation der Literaturinterviews dar, die im Rahmen der empirischen Studie geführt wurden (vgl. Kapitel 3).

Kapitel 2 geht der Frage nach, wie Literatur den Leser anregt, sich selbst mit seiner Biographie in den Text hineinzuerzählen. Literaturwissenschaft und Psychoanalyse liefern dazu überzeugende Konzepte, die – wenn man sie zusammenliest – zu einem subjektivistischen Modell der literarischen Rezeption führen. Am Ende dieses Kapitels wird ein Konzept von »Bedeutung« reflektiert, das in Aussicht stellt, die wissenschaftliche Interpretation literarischer Rezeptionsprozesse mit den Grundannahmen postmoderner Identitätstheorie zusammenzuführen.

Kapitel 3 liefert eine Übersicht der empirischen Studie, die im Rahmen dieser Arbeit durchgeführt wurde. Mithilfe von elf narrativen Interviews wurde eruiert, in welchem Zusammenhang Literatur und Biographie stehen und wie Subjekte bedeutsame Identitätsthemen über literarische Texte verhandeln. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf der individuellen »Passung« zwischen Text und Biographie. Die qualitative Analyse brachte zwei Schlüsselkategorien zutage, »Literarische Bewältigung« und »Literarische Ambivalenz«, die anhand von jeweils drei Fallbeispielen ausführlich rekonstruiert werden. *Kapitel 4* resümiert die wichtigsten Forschungsergebnisse der Studie.

Kapitel 5 skizziert, ausgehend von den empirischen Forschungserfahrungen, einen praxisorientierten Entwurf eines identitätszentrierten Literaturdialogs. Neben konzeptuellen Aspekten werden hier vor allem methodische Anregungen für die Durchführung diskutiert. Psychotherapie, psychologische Beratung, Seelsorge und Erwachsenenbildung werden mit diesem Konzept gleichermaßen angesprochen.

Danksagung

Mein herzlicher Dank gilt Prof. Dr. Heiner Keupp, der mich auf dem Weg dieser Arbeit stets mit achtsamer Kritik begleitet hat. Ein ebenso herzlicher Dank gebührt Prof. Dr. Helga Bilden für das Zweitgutachten und PD Dr. Dr. Elisabeth Zwick für ihre anregende Teilnahme an der Disputation. Ein besonderer Dank gilt den KollegInnen unseres Forschungscolloquiums. Ihre fachliche und menschliche Nähe hat mich zum aufrechten Gang ermutigt und die Promotion in jeder Hinsicht zur Begegnung werden lassen. Für die Korrektur des Manuskripts habe ich die kundigen Augen von Waltraud Buchmüller in Anspruch genommen. Auch ihr einen herzlichen Dank. Nicht zuletzt sei an dieser Stelle dem

transcript Verlag für die freundliche Aufnahme dieses Titels in sein Verlagsprogramm gedankt.

KAPITEL 1

DISKURSARENA IDENTITÄT

DISKURSARENA IDENTITÄT

Reflexionen zum »Inflationsbegriff Nr. 1«

Für Strauss (1968, S. 7) ist Identität begrifflich genau so schwer zu fassen, wie das Gefühl der Identität selbst. Und auch Erikson (1988, S. 7) bekräftigt: »Je mehr man über diesen Gegenstand schreibt, desto mehr wird das Wort zu einem Ausdruck für etwas, das ebenso unergründlich als allgegenwärtig ist.« Angesichts der schweren Fassbarkeit ist es erstaunlich, dass gerade dieses Wort zum »Inflationsbegriff Nr. 1« (Brunner 1987, S. 63 zit. in Keupp 1997, S. 12) erklärt wurde. Zumal »Identität kein neues Wort [ist], so wenig wie Ego oder Selbst« (Strauss 1968, S. 7).

Folgt man Kaufmann, ist der Identitätsbegriff gar zum »modernen Äquivalent der Seele« (2005, S. 35) geworden. Und liest man seine Ausführungen dazu, erhält man den Eindruck, dass sein Forschungsgegenstand bereits selbst eine Seele angenommen hat:

»Die Identität konnte nicht auf einem kleinen, bescheidenen Platz bleiben, sie weigerte sich, ein gewöhnliches Wort zu sein. Sie musste sich unbedingt in den Vordergrund drängen und möglichst weit oben auf dem Umschlag als Titel erscheinen, auch wenn sie dann zwischen Buchdeckeln nur noch auf wenigen Seiten vorkam« (a.a.O., S. 37).

Keupp et al. (2002) reflektieren diese Entwicklung aus der soziologischen Perspektive. Sie machen deutlich, dass die Inflation des Identitätsdiskurses »nicht als Indikator für ein gesichertes Terrain gesellschaftlichen Wissens« (a.a.O., S. 8) gedeutet werden darf, sondern als *Reaktion* auf gesellschaftliche Umbruchs-, Befreiungs- und Verlusterfahrungen

(spezifisch a.a.O., S. 45ff.) interpretiert werden muss. Die Inflation von »Identität« ist also Symptom und Bewältigungsversuch zugleich. Aus Sicht der »reflexiven Moderne« ist sie das *logische* Produkt einer »Kultur der Krisis« (Schmid a.a.O., S. 101).¹

Will man dem Wesen dieser Kultur nachspüren, ist es hilfreich, eine ihrer frühen reflexiven Markierungen ausfindig zu machen. Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* ist eine dieser Markierungen. Die darin beschriebene Sorge um den modernen »Lochmenschen« (Berger 1994, S. 119) ist einer der Gründe, warum sich die Frage der Identität so »aufgeblasen« hat (vgl. lat.: *inflatus/-e*: geschwollen, aufgeblasen, stolz, übertrieben). Die zahlreichen Versuche, die in fachlichen und populären Diskursen unternommen wurden, um die »musilsche Hohlgestalt« konstruktiv zu überwinden, haben zu dieser inflationären Fülle an möglichen und widersprüchlichen Narrationsangeboten geführt, wie sie gegenwärtig im Repertoire unserer Gesellschaft zu finden sind. Die »Sehnsucht nach Sinn« (vgl. Berger 1994) ist das Drehmoment dieser Bemühungen. Wobei sich gegenwärtig die Tendenz abzeichnet, dass Subjekte zunehmend zu »regressiven Antworten« (vgl. Keupp 1994) greifen, während sich die Teilnehmer der philosophischen und sozialwissenschaftlichen Diskurse weiter um progressive Antworten bemühen.

Schmid (1998, S. 95ff.) hat bereits darauf hingewiesen, dass wir die Aufklärung erst zur ersten Hälfte errungen haben. Die zweite, wesentlich schwierigere Etappe steht uns noch bevor: Wir müssen lernen der Freiheit Formen zu geben. Die Inflation des Identitätsbegriffs ist *ein* Fokus, an dem das Ringen um diese Formgebung zum Ausdruck kommt. Wie Kaufmann (2005, S. 10) bemerkt, ist damit allerdings die Gefahr verbunden den Identitätsbegriff genau deshalb nirgendwo mehr zu finden, weil er überall ist. Damit er für den fachlichen Diskurs verhandelbar bleibt, ist es daher notwendig geworden, Metatexte einzuflicken, die die Grenzen der beteiligten Diskurse wieder sichtbar machen. Henrichs (1996) Abhandlung zum Identitätsbegriff zeigt, wie diese Diskussion aussehen kann.

1 Für eine ausführliche Diskussion der Epochencharakteristika und die Abgrenzung von Moderne, Spätmoderne, Postmoderne, andere (reflexive) Moderne siehe Wagner (1995), Welsch (2002), Schmid (1998, S. 95ff.) und im Hinblick auf die Erzählräume, die sie den Subjekten jeweils für die Realisierung ihrer Identität bereitstellen Kraus (2000, S. 22-30, S. 223ff.).

Der Balance-Akt »Definition:«

»Die Definition ist kein Verfahren
zur Festigung des Fundaments«
(Davidson 1993, S. 18).

Die Definition von Identität ist angesichts der zahlreichen Diskursbeiträge, die sich um ein Verständnis ihrer bemühen, mittlerweile zu einer besonderen Herausforderung geworden. Allein der philosophische Diskurs verfügt noch über einen relativ klar umrissenen Begriff von Identität, was allerdings daran liegt, dass sein Identitätsbegriff, der bis in die Antike zurückreicht, ein anderer ist, als der mit dem die sozialwissenschaftlichen Diskurse operieren (vgl. dazu Henrich 1996). Dort wo der philosophische Identitätsbegriff an die Herausforderungen soziologischer und psychologischer Fragestellungen stößt, verliert auch er seine Selbstverständlichkeit, lässt auch er etwas von seiner Klarheit zurück, die er sich innerhalb des philosophisch analytischen Diskurses bewahren konnte.

Während die Diskurse der praktischen und analytischen Philosophie ihre Antworten zum Thema »Identität« noch immer unter dem Begriff der »personalen Identität« formulieren (vgl. Quante 1999), ist dieser Begriff für den Identitätsdiskurs der »reflexiven Moderne« bereits ein problematischer. Und das nicht allein deswegen, weil personale und soziale Identität dort grundlegend als »zwei Seiten der gleichen Münze« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 49) verstanden werden (ausführlich dazu siehe Krappmann 1971). Vielmehr ist mit den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen auch ein konzeptueller Wandel im Identitätsdiskurs vollzogen worden (vgl. Keupp et al. 2002, S. 16ff.; Keupp & Hohl 2006). Im Zuge dessen ist es sinnvoll auf Begriffe zu verzichten, die wie der der »personalen Identität« zu sehr auf die traditionelle Vorstellung einer »persönlichen« Identität verweisen. Identität ist aus Sicht der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskurse weder »persönlich«, noch ein stabiler Zustand, der im Laufe der Entwicklung erreicht werden kann. Die Subjekte spätmoderner Gesellschaften sind in einen lebenslangen Prozess der Identitätsarbeit eingebunden, bei dem Kohärenz und Kontinuität über die Erwartungen der Anderen »immer wieder von neuem erkämpft« (Kraus 2000, S. 169) werden müssen. Die Ansätze postmoderner Identitätstheorie tragen diesem Aspekt Rechnung, indem sie Identitätsprozesse mit Konzepten beschreiben, die auch die Offenheit und Unabgeschlossenheit der Identitätsarbeit zum Ausdruck bringen.

Was die Definition von Identität betrifft, so lassen sich aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive zwei Aspekte näher formulieren, die dafür verantwortlich sind, dass dieses Vorhaben, metaphorisch gesprochen, zum »Balance-Akt« geworden ist.

Der erste Aspekt ist die *Diskursivität* von »Identität«. Der Begriff »Identität« ist, wie alle sprachlichen Äußerungen, in soziale Verhandlungsprozesse eingewoben. Und wie »jedes Wort, jeder Ausdruck, jede Aussage und Erzählung trägt [er] die Spuren aller Personen, die dieses Wort, diesen Ausdruck, diese Aussage oder Geschichte gebraucht haben« (Brockmeier & Harré 2005, S. 40).

Im Kontrast zu einer linear historischen Perspektive, die den Identitätsbegriff etymologisch oder über die Autoren, die ihn verwendet haben, untersucht, nehmen Brockmeier & Harré (2005) eine *horizontale Perspektive* ein. Ihre Position sucht die Bedeutung von »Identität« in der *Praxis gegenwärtiger Diskurse*. In der Philosophie lässt sich diese »Praxisnähe« auf Wittgenstein zurückführen. Ihm zufolge ist die Bedeutung eines Ausdrucks durch seinen Gebrauch bestimmt. Sein »praktisches Kriterium« ist Teil einer philosophischen Position, die bezweifelt, dass die Bedeutung eines Ausdrucks, wie beispielsweise bei Frege (2002, S. 27), allein durch den von ihm bezeichneten Gegenstand erfüllt wird. Wittgenstein (1984) macht mit seiner Kritik, die die sprachphilosophische Wende markiert, darauf aufmerksam, dass durch ontologische Positionen der kommunikative, interaktive und konstruktive Charakter der Sprache ausgeblendet bleibt. Sprache ist – so könnte man in einer für den sozialkonstruktivistischen Diskurs aktualisierten Position Wittgensteins resümieren – in erster Linie eine kommunikative Praxis, in der »Annahmen und Vorstellungen über die Welt und uns selbst verhandelt werden« (Brockmeier & Harré 2005, S. 45) und erst in zweiter Linie ein logisches Konstrukt aus Symbolbeziehungen.

In der Diskursarena Identität haben Brockmeier & Harré (2005) Wittgensteins Perspektive wieder aufgenommen, um deutlich zu machen, dass die Debatte in erster Linie als *Bewegung von Diskursen* verstanden werden muss. Jene fließenden Sprachkonstrukte über die Bedeutungen machtabhängig ausgehandelt und differenziert werden. Populäre und wissenschaftliche Diskurse konstruieren in wechselseitiger Beziehung zueinander ständig neue Variationen von »Identität«, erzeugen ständig neue »updates«. Diese *Diskursivität* ist ein Grund dafür, warum der Identitätsbegriff mittlerweile so schwer zu fassen ist. Er ist die Abstraktion einer Bewegung, die flexibel bleiben muss, um an gegenwärtige Diskurse anschlussfähig zu bleiben. Vielleicht teilen Begriff und Person in dieser Hinsicht dieselbe Erfahrung. Beide sehnen sich nach einer linear und historisch begründbaren Ontologie, stehen aber gleichzeitig dem

Anspruch der Flexibilität (vgl. Sennett 2000)² gegenüber; Beide sind ständig den Auswirkungen gegenwärtiger Diskursbewegungen ausgesetzt.

Diskursivität ist jedoch nicht per se problematisch. Als sprachliche Praxis ist sie ein selbstverständlicher Bestandteil sozialer Konstruktion. Erst die für die Postmoderne charakteristische »extreme Beschleunigung und Übersteigerung« (vgl. Schmid 1998, S. 101) der Diskurse, lässt ihre Reflexion zunehmend zur Herausforderung werden.

Kaufmann (2005, S. 35) meint eben *diese* Diskursivität, wenn er davon spricht, dass der Begriff Identität »nicht nur in der Wissenschaft schwer zu fassen und fließend [ist], sondern auch weit darüber hinaus«. Und Henrich (1996, S. 134) fragt ganz konkret, ob deshalb nicht »Identitätsbegriffe ganz *anderer* Art« zur Verfügung stehen. Ist es denn undenkbar, dass wir uns vom Begriff »Identität« verabschieden? Ernst Mach hat mit seiner These vom »unrettbaren Ich« eine grundsätzliche Wende im Ich-Begriff angeregt.³ Ist so eine Wende nicht auch im Identitätsdiskurs denkbar? Kaufmann (2005, S. 52) warnt allerdings vor einer übereilten und resignierten Flucht in den terminologischen »Elfenbeinturm«. Denn »was nützt es wenn man einen schönen Begriff erfindet, den man als einziger benutzt?« (ebd.). Zudem ist der Begriff der »Identität«, ihm zufolge (ebd.), heute mehr denn je mit der »sozialen Frage« verknüpft und eine Abkehr von diesem Begriff würde gleichzeitig auch die feige Aufgabe dieses Terrains bedeuten.

Sichtet man die aktuelle Literatur zum Diskurs, gewinnt man den Eindruck, dass das »Selbst« wieder zunehmend an Attraktivität gewinnt (vgl. Kraus 2000). Wenn man sich vor Augen führt, dass die Forschung zum Selbst vor allem untersucht, »wie sich das Subjekt selbst zum Gegenstand seiner Wahrnehmung macht« (Keupp in Kraus 2000, S. IX), wird deutlich, dass diese Tendenz kein zufälliger, sondern ein notwendiger Bestandteil der »reflexiven« Moderne ist. Eine durchgängige Diskussion ist jedoch ohne den Begriff »Identität« schwer vorstellbar. Dafür transportieren »Selbst« und »Identität« (vor allem in ihrer historischen Perspektive) zu unterschiedliche Bedeutungen.

2 Der Originaltitel bringt die möglichen Folgen der geforderten Flexibilität noch deutlicher zum Ausdruck: *The Corrosion of Character* (1998, New York: Norton Verlag).

3 Mach bezog sich dabei vor allem auf die Abkehr vom klassischen (cartesischen) Begriff des Ich. Berger (1994) zeigt, dass Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (1957) als groß angelegter Versuch zur Errettung des von Mach als »unrettbar« diagnostizierten Ichs verstanden werden kann. Er stützt sich dabei v.a. auf den *Philosophen* Musil, der seine Dissertation über Ernst Mach verfasst hat (vgl. Berger 1994, S. 111ff.).

Den zweiten Aspekt, der einen Definitionsversuch von Identität zur Herausforderung werden lässt, stellen die im Rahmen der Diskursinflation entstandenen *vielfältigen Positionierungen* dar. Sie haben die Bezugsmöglichkeiten, auf die eine Definition von Identität gegenwärtig verweisen kann, enorm erhöht. Taps Definitionsversuch soll hier als Beispiel dienen, um zu zeigen, was in diesem Kontext als »definitorischer Balance-Akt« bezeichnet werden kann. Bei ihm wird Identität als

»[...] ein System aus Gefühlen und Vorstellungen von sich selbst, (das heißt) die Gesamtheit der physischen, psychischen, moralischen, juristischen, sozialen und kulturellen Merkmale, von denen aus eine Person sich definieren, sich präsentieren, sich selbst und anderen zu erkennen geben kann oder von denen aus der andere sie definieren, einordnen oder erkennen kann« (Tap 1979, S. 8 zit. in Kaufmann 2005, S. 43).

beschrieben. Auf den ersten Blick scheint diese Definition auf alle wesentlichen Aspekte des Identitätsdiskurses zu verweisen. Auf den zweiten Blick hinterlässt sie ein unbefriedigend leeres Gefühl. Vielleicht ist es der Anspruch der »Gesamtheit«, der dieses Gefühl begünstigt. Tap hat versucht, soviel von Identität und diese so weit wie möglich einzufangen und ist trotzdem mit leeren Netzen nach Hause gekommen. Woran mag das liegen? Zumal Kaufmann nicht vergisst zu erwähnen, dass Tap als Spezialist für »kurze Definitionen« gilt (vgl. a.a.O., S. 43). Die Definition von Identität ist, so eine mögliche Antwort, zum Balance-Akt geworden, der sich zwischen der Präzisierung eines favorisierten Konzeptes und der Umsichtigkeit, die eben all jene individuellen, sozialen und kulturellen Bezüge berücksichtigt, bewegen muss. Für die Diskursteilnehmer ist diese Situation noch mehr als bisher mit der Aufforderung zu einer klaren Positionierung verbunden. Gleichzeitig gewinnen Konzepte an Interesse, denen es möglich ist, weite Gegenstandsbereiche von Identität ausgehend von einem Paradigma zu diskutieren (vgl. dazu die Ausführungen zur »narrativen Identität« S. 33ff.).

SUBJEKTKUNST: IDENTITÄT ALS SCHÖPFERISCHER PROZESS

»Mensch werden ist eine Kunst«
(Novalis).

Kein Leben ohne Kunst. Mit diesen Worten werden Künstlerbiographien überschrieben. Folgt man Holland (1997), passt dieser Ausdruck aber ebenso für alle Anderen: »We make our lives as artists make works of art« (ebd.).

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Vorstellung, Identitätsprozesse als »schöpferisch«, »poietisch«, »künstlerisch« oder »ästhetisch« zu beschreiben, im Wesentlichen mit der »Identitätsarbeit« (Cohen & Taylor 1977, Keupp et al. 1997) verbunden ist, die die Subjekte leisten. Damit diese Diskussion nicht in einen »zynischen Schwebestand« (Keupp 1989, S. 69) führt, sei an dieser Stelle an die Bedeutung ökonomischer, kultureller und sozialer Ressourcen erinnert, die für das Gelingen dieser Arbeit notwendig sind. Eine ausführliche Diskussion dazu liefern Keupp et al. (2002, S. 198ff.).

Identität als Herstellungsauftrag

»In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum ›Selbsttätigwerden‹ oder zur ›Selbsteinbettung‹« (Keupp 2001, S. 8).

Identität ist heute zu einem Prozess des Herstellens und Umbauens geworden, der mehr als zuvor von Eigenverantwortlichkeit gezeichnet ist. Die Herstellung von Identität steht aber weder zur Disposition, noch ist ihre Ausgestaltung beliebig: »Architekt und Baumeister des eigenen Lebensgehäuses zu werden ist [...] für uns nicht nur Kür, sondern zunehmend Pflicht in einer grundlegend veränderten Gesellschaft« (Keupp et al. 2002, S. 55). Zudem brauchen Lebensgeschichten einen Rahmen, wenn sie ein Mindestmaß an Plausibilität und Anerkennung erreichen wollen. Deswegen können Subjekte sinnvolle Geschichten nur über die in der Gesellschaft verfügbaren »Identitätsbausätze« (Keupp 2005, S. 10) konstruieren. Die Gestaltung von Identität hängt also wesentlich davon ab, welche Erzählangebote die Gesellschaft dafür bereitstellt.

Das Modell der »Patchwork-Identität« (Keupp 1989) betont die *individuelle Verknüpfungsarbeit*, die die Subjekte in diesem Gesellschaftsarrangement zu leisten haben (vgl. dazu auch Keupp et al. 2002, S. 189ff.). Die Frage der Individualität, die dem Identitätsdiskurs als zentraler Aspekt zugrunde liegt (vgl. Meuter 1995, S. 221ff.) und die in dem Maße zunimmt, wie eine Gesellschaft die Verantwortung an die Subjekte zurückdelegiert, motiviert dazu, Identitätsarbeit als »schöpferischen Individuierungsprozess« (a.a.O., S. 242) zu verstehen. Ein Prozess, der, auch wenn er eng an Mustern orientiert ist, immer individuell gefärbt ist. Für Meuter muss sinnhafte Identität deshalb stets als individuelle Schließung verstanden werden (ebd.). Er arbeitet sich an den Positionen Lübbes und Luhmanns ab, die Identität als ateleologischen und rein *autopoietischen* Prozess begreifen »in dem das Individuum selbst – was seine Identität betrifft – vollständig untergeht« (a.a.O., S. 255) und bezieht im Anschluss an Ricoeur folgende Position:

»Eine Identität ist demnach das Produkt einer *poiesis*, also eines Prozesses in dem sich ein individueller Ausdrucks- und Gestaltungswille an einer Realität mit Kontingenzen und *peripetien* abarbeitet. Von daher muss auch die eigene narrative Identität als eine Identität verstanden werden, die wir selbst mit ausbilden und unter ständig wechselnden Bedingungen immer wieder neu herstellen, den Kontingenzen abringen müssen« (a.a.O., S. 255).

Beschreibungen, die Identität als *wesentlichen* Teil des »Gesamtkunstwerk[s] Ich« (Keupp 2001, S. 8) begreifen und die Akteure als »Bastler« (Hitzler & Honer 1994) an ihrer »privaten Baustelle« (Keupp 2001, S. 9) bezeichnen, ermutigen dazu Identitätsarbeit als »Subjektkunst« zu beschreiben. Eine positive Positionierung zu Individualität, Zielsetzung und Intention im Zusammenhang mit der Diskussion um Lebensge-

schichten ist allerdings Voraussetzung um diese Metapher vertreten zu können.

Dass Identitätsarbeit heute als schöpferischer und gestaltender Prozess begriffen werden kann, ist auf die Individualisierungs- und Freisetzungsprozesse der Moderne zurückzuführen. Im Kontrast zu den vorhergehenden Epochen können die Subjekte erstmals eigene Antworten auf die Erwartungen ihrer Zeit entwerfen. Gleichzeitig ist aber eine dieser Erwartungen, dass sie aus den angebotenen Möglichkeiten wählen *müssen*. In diesem Zusammenhang weist Schmid (1998, S. 188ff.) daraufhin, dass die bewusste Wahl nicht nur ein aktiver Prozess ist, sondern – wenn sie zu einer verantwortungsvollen Lebenskunst beitragen will – aus einer reflexiven Passivität heraus geschehen muss. Das postmoderne Subjekt muss also zunächst lernen die Wahlmöglichkeiten auszuhalten. Dies wird umso schwieriger, je mehr die (potenziellen) Angebote zueinander widersprüchlich strukturiert sind. Folgt man Schmid (a.a.O., S. 393ff.) steht dem Bild des »aktiven Subjekts« also auch die Anforderung gegenüber, *passiv sein zu können*. Postmoderne Subjektkünstler haben sich demnach nicht nur in kreativer Gestaltungsarbeit zu üben. Sie müssen auch eine besondere Technik der »teilnehmenden Beobachtung« erlernen.

Zwischen Reflexion und Pragmatismus: Subjektkunst als Lebenskunst

Die Fragen zur Gestaltung des Lebens sind an der Seite einer ganz bestimmten Kunst groß geworden – der Lebenskunst. Folgt man Schmid (2002) ist die Philosophie selbst dafür verantwortlich, dass dieser essenzielle Teil ihres Geschäfts im Zuge der Aufklärung nahezu untergegangen ist. Doch mit der Erfahrung, dass sich das Leben gegenwärtig »nicht mehr von selbst versteht« (Schmid 1998, S. 9) rückt die Bedeutung der philosophischen Lebenskunst wieder in den Vordergrund. Schmid hat sich, im Anschluss an Foucault und Krämer (1988), die Revitalisierung der *ars vitae* zur Aufgabe gemacht. An dieser Stelle sei erwähnt, dass eine solche »Wiederbelebung« nicht allein die Rezitation einer antiken Lebensform sein kann. Wenn philosophische Lebenskunst keine regressive, sondern eine progressive Lösung anbieten will, muss sie mehr Methode als Inhalt sein.

Die Unterscheidung der philosophischen Lebenskunst von der populären markiert Schmid v.a. in der Perspektive der Anderen:

»Die reflektierte Lebenskunst setzt an bei der Sorge des Selbst um sich, die zunächst ängstlicher Natur sein kann, unter philosophischer Anleitung jedoch zu einer klugen, vorausschauenden Sorge wird, die das Selbst nicht nur auf sich, sondern ebenso auf Andere und die Gesellschaft bezieht« (Schmid 1998, S. 51).

Welche Vorteile die philosophische Lebenskunst gegenüber der populären hat, die sich zumeist an der spontanen Bewältigung von Lebensproblemen oder rein am Lebensgenuss orientiert, kommt in einer Anekdote über Thales von Milet zum Ausdruck: Thales der »Sterngucker« wird von der thrakischen Magd verlacht, weil er in den Himmel blickt und den Brunnen vor seinen eigenen Augen nicht sieht. Die Haltung der Magd repräsentiert in diesem Kontext den pragmatischen Anspruch einer alltäglichen Lebenskunst. Der Brunnen symbolisiert die unmittelbare Realität, die Thales scheinbar nicht ausreichend wahrnimmt. Aufgrund seiner Himmelsbeobachtungen und seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse sieht Thales jedoch eine reiche Olivenernte voraus. Um nun den Vorteil *seiner* Art von Lebenskunst zu demonstrieren, sichert er sich rechtzeitig alle Ölpresen und vermietet sie zur richtigen Zeit recht teuer (ähnlich bei Schmid 1998, S. 28).

Wie diese Anekdote zeigt, unterscheidet sich die »reflexive« oder »philosophische« Lebenskunst nicht nur durch die Abstraktion von der populären, sondern v.a. durch die Langsicht. Schmid's Plädoyer für eine »ästhetische Ethik« (2006) verweist in diesem Kontext auf die Notwendigkeit, individuelle Bedürfnisse – also die Antwort auf die Frage »Was finde ich persönlich schön?« – im Hinblick auf ihre möglichen Konsequenzen zu reflektieren. Wobei Schmid »das Schöne« bereits als dasjenige definiert, was bejahenswert ist, weil es dem Leben dient (ebd.). Das praxisorientierte Plädoyer seiner »ästhetischen Ethik« kann als Versuch gelesen werden, die Bedürfnisse der populären mit der Verantwortung der philosophischen Lebenskunst zu verbinden.

Schmid (1998, S. 72) unterscheidet in seinem Konzept der Lebenskunst weiterhin zwischen Selbstgestaltung und Lebensgestaltung. Bei der *Selbstgestaltung* formt das Subjekt das Zufällige unter dem Aspekt der bewussten Wahl. Auch Berger (1994, S. 124) sieht die moderne und die postmoderne Welt im Besonderen als eine »Vielfalt von gebündelten Wahlmöglichkeiten«. Und »eine solche Welt bedeutet für den Einzelnen, dass er wählen muss« (a.a.O., S. 123). Die bewusste Wahl wird somit zum zentralen Problemfeld postmoderner Lebenskunst (vgl. Schmid 1998, S. 188ff.). Schmid's Konzeption einer »ästhetischen Ethik« bietet in diesem Zusammenhang eine praktische Orientierung an. Als grundlegende Fähigkeiten muss das Subjekt jedoch Techniken zum

Umgang mit Zeit, v.a. mit der zunehmenden »Gleichzeitigkeit« (vgl. Morgenroth 2004, S. 27ff.), experimentellen Lebensentwürfen und Widersprüchen erlernen (vgl. dazu Schmid a.a.O., S. 355ff.).

In der *Lebensgestaltung* wird die Perspektive der Selbstgestaltung zusätzlich um die soziale Dimension erweitert. Das Selbst thematisiert sich in der Vernetzung mit Anderen und unter der Berücksichtigung sozialer und ökologischer Gesichtspunkte (vgl. a.a.O., S. 72). Ein sozialpsychologischer Diskurs von Identität hat stillschweigend beide Gestaltungsschwerpunkte vereint. Er diskutiert die Selbstgestaltung des Subjekts immer auch zugleich als mögliche oder unmögliche Lebensgestaltung.

Die Ästhetik der Identität

Identität kann nicht sinnvoll diskutiert werden ohne die subjektive Wahrnehmung der Individuen zu berücksichtigen. Damit wird jede sozialpsychologische Theorie der Identität auch zu einer ästhetischen. Vorausgesetzt man (be)greift den Begriff der »Ästhetik« bei seinen Wurzeln, besinnt sich auf Baumgarten (1750/58) und schätzt die Ästhetik in ihrem Wert, den sie für eine Theorie der *sinnvollen* Wahrnehmung (gr.: *aisthesis*) hat. Wenn man sich nicht weiter von Eagleton (1994) irritieren lässt, der Ästhetik in erster Linie als »gefährliche und zweideutige Angelegenheit« (a.a.O., S. 31) markiert, kann man sagen: *Das »Ästhetische« an der individuellen Identitätsarbeit besteht darin, die Erwartungen der Anderen wahrzunehmen und in den Selbstentwurf zu integrieren.* Dabei darf dieser Entwurf, wie Bohleber (1997, S. 113) zeigt, nicht allein am »Gefallen« orientiert sein. Das Identitätsgefühl wird bei ihm als inneres Regulationsprinzip beschrieben, das Handlungen und Erfahrungen vielmehr dahin gehend prüft, ob sie zu einem passen und ob sie in die zentralen Selbstrepräsentanzen integrierbar sind. Die Betonung der Identitätsarbeit liegt im Anschluss an Bohleber ergo mehr im »Passen« als im »Gefallen«.

Den persönlichen Selbstentwurf als *Passungsleistung* zu beschreiben, eröffnet einen Diskursraum, der erklären kann, warum manche Entwürfe mehr Anerkennung erreichen als andere: Selbstentwürfe gefallen, *weil* und *wenn* sie die Passung von Innen und Außen, von Gestern und Heute, von Möglichkeitssinn und Wirklichkeitssinn (vgl. Musil 1957 Kap. 4, S. 16) zumindest etappenweise erreichen.

Musil zeigt in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* an der Figur Ulrich bereits in beeindruckender Weise auch die Problematik ästhetischer Identität. Böhme (1974, S. 160) reflektiert diesen Ansatz aus

literatur-soziologischer Perspektive und stellt fest: »Gerade das Ästhetizistische seines Verhaltens ist das Siegel seiner Selbstentfremdung.« Der Mann ohne Eigenschaften ist Böhme zufolge zum »Opfer« fremder Verhaltensmuster geworden« (ebd.), dem seine Rollen äußerlich bleiben. An die Stelle des elterlichen Moralkanons ist das »ungeheure Magazin theatralischer und literarischer Rollen« (ebd.) getreten. Die von Böhme diagnostizierte Depersonalisation des Protagonisten ist die Konsequenz einer von außen übernommenen, aber nicht angenommenen Rollen- und Wertewelt. Die alten Muster passen nicht mehr und neue sind nur als Prototyp ohne Garantie erhältlich. An dieser Schnittstelle der gesellschaftlichen Entwicklung befindet sich der moderne Mann ohne Eigenschaften. Gedrängt vom väterlichen Anspruch vergangener Zeiten und berauscht von der Geschwindigkeit einer technologisierenden Welt, die mehr Möglichkeiten als Wirklichkeiten produziert. Das war 1930 rückblickend auf den Beginn des 20. Jahrhunderts.

Der Identitätsdiskurs bietet mittlerweile Positionen an, die demotivierenden Zeitdiagnosen¹ kreativ entgegenstehen und davon ausgehen, dass das Subjekt nicht »gänzlich der Auflösung anheimfallen [muss], sondern [...] sich selbst auf andere Weise organisieren [kann]« (Schmid 1998, S. 91). Modelle wie das der »Patchwork-Identität« (Keupp 1989) zeigen wie eine derartige Organisation aussehen kann. Sie betonen das kreative und schöpferische Potenzial und sehen den »Zugewinn kreativer Lebensmöglichkeiten« (a.a.O., S. 64) mehr als Chance, denn als Risiko. Allerdings müssen diese Chancen zugleich immer auch als »riskante Chancen« (vgl. Keupp 1988) begriffen werden. Und das nicht zuletzt deswegen, weil postmoderne Subjektkünstler trotz aller Möglichkeiten lernen müssen »mit Bedingungen zurechtzukommen, zu denen keine Alternative besteht« (Schmid 1998, S. 72). Doch in einem ästhetisch geführten Identitätsdiskurs macht es auf Dauer keinen Sinn, die Arbeitsbedingungen als unzureichend zu beklagen, weil der Spiegel für das Selbstportrait angelaufen oder gar zersplittert ist. Die meisten heute lebenden Subjektkünstler haben bereits einen kräftigen Schluck aus der »Quelle des modernen Relativismus« (Berger 1994, S. 126) getrunken. Damit haben sie auch erfahren, dass sich die Aufgabenstellung geändert hat. Es ist heute nicht mehr passend (s)einem Stil treu zu sein, das Un-

1 Robert Liftons Vorstellung vom »proteischen Menschen« (1986), der dem Schicksal des griechischen Gottes folgt und jede Gestalt annehmen kann nur nicht seine eigene, ist eine davon. Auch wenn sich Lifton später (1993) deutlich gegen einen weitverbreiteten Pessimismus ausspricht, der sich darin erschöpft über den völligen Kohärenzverfall zu klagen (a.a.O., S. 8ff. zit. in Keupp 1999, S. 93), schwingt die Metapher im gegenwärtigen Diskurs noch nach.

verrückbare darzustellen und anschließend für die Ewigkeit zu konservieren. Die »Lebensästheten« (Goebel & Clermont 1997 zit. in Keupp 2001, S. 8ff.) von heute arbeiten mit einer Collage-Technik, machen mehr Studien als Werke und managen sich weitgehend selbst (vgl. dazu den Ansatz von Camilleri; als Zusammenfassung bei Kraus 2000, S. 50-60). Sie arbeiten am Nabel der Zeit, in der Hoffnung, dass sich die Rahmengrößen nicht zu schnell ändern.

NARRATIVE IDENTITÄT

»Auf die Frage ›wer?‹ antworten, heißt [...] die Geschichte eines Lebens erzählen«
(Paul Ricoeur 1991, S. 395).

Für Brednich (1990, S. 7) gehört das Erzählen von Geschichten und Erlebnissen zu den elementarsten Bedürfnissen des Menschen. Und Ranke (1978, S. 40ff., S. 268) bekräftigt diesen Anspruch, indem er dem »Homo sapiens«, dem »Homo faber« und dem »Homo ludens« den »Homo narrans« gegenüberstellt. Neben dem bewussten Erzählen von Geschichten wird jedoch auch ein großer unausgesprochener Teil unserer Erfahrungen narrativ verarbeitet (vgl. Linde 1993; Boothe et al. 1998). Die *narrative Psychologie* (Sarbin 1986; Gergen & Gergen 1988 et al.; Bruner 1990 et al.) geht davon aus, dass sich weite Bereiche des menschlichen Handelns und Erlebens als erzählende Prozesse verstehen und mittels der Narration beschreiben lassen (eine ausführliche Übersicht zur Entwicklung des narrativen Paradigmas als wissenschafts-philosophischen Diskurs-*Stil* liefern Brockmeier & Harré 2005). Allerdings muss auch ein narratives Konzept der »Multiphrenie« (Gergen) postmoderner Identität(en) gerecht werden. Komplexe Phänomene wie autobiographische Erinnerungen, Identität oder die Lebensgeschichte lassen sich nicht in *einer* Geschichte erfassen, »sei sie auch noch so ausführlich und umfassend erzählt« (vgl. Brockmeier & Harré 2005, S. 43). Brockmeier & Harré (2005, S. 39) gehen im Anschluss an Leitch (1986) weiterhin nicht davon aus, dass es eine »narrative Ontologie« gibt. Demzufolge gibt es auch keine verbindlichen Merkmale eines Standardtyps »Erzählung«.

Für den Identitätsdiskurs stellt sich grundlegend die Frage, wie wörtlich das Narrative gelesen werden kann. Handelt es sich um eine »root metaphor« (vgl. Sarbin 1986a) oder verstehen und konstruieren Individuen ihr Leben tatsächlich *als* Geschichte? Folgt man Hardy (1968, S. 5), erzählen wir immer, ob bewusst oder unbewusst: »Wir träumen narrativ, tagträumen narrativ, erinnern, antizipieren, hoffen, verzweifeln, glauben, zweifeln, planen, revidieren, kritisieren, konstruieren, klat-schen, hassen und lieben in narrativer Form.« Ihre Position liefert die stärkst mögliche Positionierung innerhalb des narrativen Paradigmas. Mittlerweile hat die »Massivität der narrativen Selbstproduktion« (Kaufmann 2005, S. 160) jedoch auch erhebliche Verständigungsschwierigkeiten für den Diskurs nach sich gezogen. Kaufmann hält es daher für notwendig die Diskursteilnehmer darauf hinzuweisen, dass die Erzählung nur *eine* Form der Identitätskonstruktion unter anderen ist. Er verweist den Diskurs auf seine eigene Diskursivität zurück: »Der erste Fehler also, der nicht begangen werden darf: zu glauben, dass die Lebenserzählung die Lebensrealität getreu wiedergibt« (ebd.).

Eine weitere Positionierungsmöglichkeit innerhalb des narrativen Paradigmas ergibt sich im Hinblick auf die Funktion. Haben Geschichten für Personen eine »Identitätspräsentationsfunktion« (Lübbe 1996) oder eine »Identitätsproduktionsfunktion« (Meuter 1995, S. 247)?

Wie die einzelnen Diskursteilnehmer ihre Beiträge zum narrativen Paradigma formulieren, hängt weiterhin davon ab, wie stark sie die Funktion einer individuellen Autorenschaft bewerten. Folgt man Lübbe und Schapp (nach Meuter 1995, S. 257) sind wir in Geschichten verstrickt und finden uns eher darin vor, als dass wir sie selbst entwerfen. Fachliche Positionen in dieser Richtung sehen den Autor lediglich als »Referenzsubjekt« (Lübbe 1982, S. 627) seiner Geschichte, als Darsteller auf einer Bühne, die er sich nicht selbst eingerichtet hat (vgl. MacIntyre 1987, S. 285). Identität wird im Anschluss an diese Positionen durch soziale Zwänge, symbolische Erwartungen und erzähltechnische Anforderungen determiniert. Der gegenüberliegende Pol des Diskurses ist die Annahme einer Autorenschaft, die sich zwar an sprachliche Regeln halten muss um lesbar zu bleiben, in ihrer inhaltlichen Ausformung jedoch weitgehend frei ist.

Um dem argumentativen Spannungsfeld zwischen Autonomie und Fremdbestimmung fruchtbar entgegenzuwirken, hat Meuter im Anschluss an Carr (1986) die literaturwissenschaftliche Differenzierung von Autor und Erzähler in den Diskurs transportiert:

»So kenne der Erzähler bis zu einem gewissen Grad die Geschichte, er wisse in der Regel mehr als die anderen Figuren, die in *seiner* Geschichte auftau-

chen, aber auch er sei in seine eigene Geschichte in dem Sinne verstrickt, dass er den *Fortgang* der wirklichen Handlung nicht vollständig bestimmen könne. Der Erzähler kann über seine Geschichte nicht in dem Maße autonom verfügen, wie es der Autor kann« (Meuter, 1995, S. 259 im Anschluss an Carr 1986).

Eine kritische Position im narrativen Diskurs beziehen Van Langenhove und Harré (1993). Mit der Übertragung der *positioning theory* (Davies & Harré 1990, Harré & Van Langenhove 1991) auf die autobiographische Konstruktion von Identität, verweisen sie auch auf deren unterschiedliche Modi: »But if the self is to be taken as a narrative, then the question arises what kind of narrative it is, a literary or an oral one?« (Van Langenhove & Harré 1993, S. 93). In einem Diskurs, der das Konzept einer narrativen Konstruktion von Identität mittlerweile förmlich adaptiert hat, ist es notwendig geworden die Ausgangspunkte seiner Orientierung zu reflektieren. Van Langenhove & Harré (1993) erinnern mit ihrer Retrospektive an die methodologische Herkunft des narrativen Konzeptes (Literaturkritik, Semiotik, Geschichtswissenschaft) und verweisen darauf, dass Positionen wie die von Gergen & Gergen (1988) die Frage nach der Art der Erzählung klar mit »a literary narrative« beantworten (vgl. Van Langenhove & Harré 1993, S. 93). Die Forschungen der *positioning theory* hingegen zeigen, dass die Positionierungen der Erzähler und die soziale Macht ihrer Erzählungen ebenso wichtig sind, wie der Modus der Konstruktion selbst (ebd.). Zumal Personen auch in Modi von Selbstpositionierungen eingebunden sind (vgl. dazu Harré & Van Langenhove 1991), die nicht durch literarische Handlungen modelliert werden (Van Langenhove & Harré 1993, S. 94).

Das Konzept der »narrativen Identität« beschreibt Identität als Prozess, der wesentlich in Erzählungen eingebettet ist. Es kann damit sowohl erklären, wie Subjekte ihre Person trotz der unzähligen situativen Einzelerfahrungen im Laufe ihrer Biographie als Sinnstruktur organisieren, als auch die Bedingungen, die eine sinnvolle Konstruktion aufweisen muss, beschreiben (eine zusammenfassende Beschreibung der wissenschaftstheoretischen Vorteile des narrativen Paradigmas liefert Kraus 2000, S. 241ff.). Doch gerade weil es ein »offenes«, »fließendes« und »flüchtiges« (Brockmeier & Harré 2005, S. 32) Konstrukt ist, steht seinem Vorteil – die mögliche Beschreibung sprachlicher, psychologischer, sozialer und kultureller Prozesse ausgehend von einem Paradigma (a.a.O., S. 33) – der Nachteil gegenüber, die Diskursteilnehmer zu weitreichenden »Narratisierungen« zu verführen und dadurch von weiteren inhaltlichen Präzisierungen abzulenken. Identität verstehen zu wollen

bleibt ein herausforderndes Projekt, selbst wenn es unter narrativen Vorzeichen begangen wird.

Identität zwischen sprachlichen Regeln, Konventionen und Erwartungen

Aus philosophischer Perspektive stellt sich die Frage, ob Identität auch ohne öffentliche Sprache und Regeln möglich ist? Immerhin wäre es denkbar, dass die intrapsychische Diskussion der Identität eine ganz eigene Sprache spricht. In diesem Zusammenhang sei an einen philosophischen Diskurs erinnert, der 1953 (posthum) von Ludwig Wittgenstein angestoßen wurde: *Das Privatsprachen-Argument* ist Teil der *philosophischen Untersuchungen* (Wittgenstein 1984, ab § 243) und als Kritik am cartesianischen Dualismus zu verstehen. Wenn die innere geistige Welt (*res cogitans*), wie bei Descartes (1986), soviel verlässlicher ist als die äußere (*res extensa*), liegt es nahe über eine private Sprache, d.h. eine Sprache, deren Wörter »sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann [...]« (Wittgenstein a.a.O., S. 356) nachzudenken. Wittgenstein expliziert seine Gedanken dazu an der Empfindungssprache und dort spezifisch am Beispiel der Schmerzen. Wir können nun Wittgensteins Frage in den Identitätsdiskurs transponieren – zumal es keine Empfindung zu geben scheint, die privater ist, als das Gefühl von Identität – und fragen: Kann ein anderer überhaupt verstehen was ich meine, wenn ich sage »Ich empfinde Identität«? Und für den Fall, dass die Antwort negativ ausfällt: Können wir uns dann überhaupt sinnvoll über Identität unterhalten? In einer wahren Privatsprache ist das Geäußerte nur dem Erzähler zugänglich. Das Privatsprachen-Argument fragt also in erster Linie nach der Vermittelbarkeit privater Empfindungen. Der wittgensteinsche Diskurs führt in der Diskussion an einen Punkt, an dem man sich entscheiden muss, ob Sprache per definitionem unauflöslich mit »Öffentlichkeit« verbunden ist oder ob es auch eine nicht-öffentliche Sprache geben kann (vgl. Blume 2002, S. 111). An diese Frage knüpft bereits das *Regelfolgen-Argument* an, zu dem sich die philosophischen Diskursteilnehmer ebenfalls positionieren müssen: »Kann man auch als Einzelner einer Regel folgen? Oder ist Regelbefolgung unauflöslich an die Existenz eines intersubjektiven Kontrollgremiums geknüpft?« (ebd.).¹

1 Weiterführend zu diesem Diskurs siehe Schroeder (1998) und Blume (2002).

Der psychologische Identitätsdiskurs geht – indem er die philosophische Debatte abkürzt – davon aus, dass narrative Identität nicht ohne vermittelbare Konventionen des Erzählens konstruiert werden kann. Echte *Selbst*interpretationen sind aus seiner Perspektive »eine nahezu ebenso widersinnige Vorstellung wie die Idee eine Privatsprache« (Bauman 1994, S. 293ff. zit. in Kraus 2000, S. 238). Denn Erzählungen sind, egal wie individuell und situationsspezifisch sie auch sein mögen, immer »kulturell geerdet« (Brockmeier & Harré 2005, S. 38) und schon daher in ihrer »Privatheit« eingeengt. Im Fall der narrativen Identität geht es ergo weniger um die Frage »Vermittelbar oder nicht?«, als vielmehr darum, unter welchen *Bedingungen* autobiographisches Erzählen geschieht und welche Auswirkungen diese Bedingungen auf die Konstruktion von Identität haben.²

Die gegenwärtige Erzählforschung liefert einen wichtigen Beitrag, wenn es darum geht, verstehen zu wollen, wie narrative Identität über sprachliche Regeln, Konventionen und Erwartungen konstruiert wird. Da die meisten Forschungsergebnisse allerdings Erzählsituationen entwichen sind, die eine autobiographische Reflexion durch narrative Interviews bewusst motiviert haben, können sie nur bedingt auf den unbewussten Prozess alltäglicher Identitätsarbeit übertragen werden. Meuter (1995, S. 260) weist in diesem Zusammenhang zudem darauf hin, dass explizite Selbstthematizierungen von Identität eine extreme Ausnahme-situation sind und die Diskussion der Identität deswegen nicht auf sie reduziert werden darf. Mit dem Bewusstsein dieser Relativierung können die folgenden Ergebnisse aus der Erzählforschung als »Zugang zu subjektiven Erfahrungen, Welten und Lebensgeschichten« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 20) gelesen werden.

Das Erzählen persönlicher Geschichten hat viele Funktionen. Je nach Kontext dient es mehr zur Information (zum Informationsaustausch), zur Unterhaltung, zur Begründung, zur Rechtfertigung, dazu Verbündete zu schaffen oder dazu »uns unserer Kommunikationspartner und schließlich auch unserer Selbst zu vergewissern« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 20). Der letzte Aspekt betont bereits den autoepistemischen Gewinn, den eine explizite Selbstnarration mit sich bringen kann:

»Im Erzählen kann [der Erzähler] sich zugleich darstellen und über sich reflektieren, er erarbeitet sich Bilder und Konzepte seiner Erfahrungen und seiner Person und lässt sie auf sich wirken. Indem er sich als handelnder, fühlender

2 Autobiographisches Erzählen wird hier im Anschluss an Linde (1993) und Lucius-Hoene & Deppermann (2004) als Erzählen von »Selbsterlebtem, das über die Erzählsituation hinaus biographische Bedeutung hat« (a.a.O., S. 20) verstanden.

und erlebender Mensch zum Ausdruck bringt, nimmt er auch zu sich Stellung, er interpretiert und bewertet sich, differenziert und vergleicht seine Erfahrungen und Erinnerungen. Damit vergewissert er sich seiner selbst und treibt gleichzeitig seine Selbsterkenntnis voran« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 67).

Ein Beispiel für einen derartigen Erkenntnismoment liefert das Interview mit Martha M., das für diese Arbeit geführt wurde (vgl. Kapitel 3):

»Aber ich finde die Fragen total interessant, weil ich hab mir darüber lange keine Rechenschaft abgelegt, wie sehr mich das beeinflusst hat, beziehungsweise, wie sehr es mein Interesse sozusagen aufgegriffen hat und dann, dass das bis heute mein Leben im Grunde bestimmt oder – bestimmt ist überzogen aber beschäftigt, sehr beschäftigt« (Martha M.).

Im Besonderen beeinflussen der *Kontext*, spezifisch die *institutionellen Merkmale* der Erzählsituation, die damit verbundenen *Erzählkonventionen*, die *kommunikativen Ziele* der Erzählung und die *Erwartungen* der ZuhörerIn(nen) die Gestaltung der autobiographischen Erzählung (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 32ff.). Es macht einen Unterschied, ob wir in einem therapeutischen Setting, unter Freunden oder vor Gericht erzählen. In jeder Situation werden wir unsere persönliche Geschichte anders gestalten, sie anders arrangieren, an unseren eigenen Bedürfnissen ausrichten und sie auf die Erwartungen unserer ZuhörerInnen hin modellieren. Genau genommen sind wir nach einem therapeutischen Erstgespräch schon nicht mehr der, der wir vorher waren. Im Kontrast dazu stellt Ernst (2000, S. 27ff.) gerade Erzählungen, die lange stabil und auf einem bestimmten Befindlichkeitsniveau verlaufen, die Disposition zur Behandlungsbedürftigkeit nahe. In einer Gesellschaft, die von ihren Subjekten Flexibilität erwartet, scheint »Stabilität« eben zunehmend zur widersprüchlichen Erfahrung zu werden.

Gemäß dem interaktionistischen Paradigma wird der Zuhörer weiterhin zum *Co-Autor* unserer Geschichte und der dialogischen Dynamik entsprechend werden wir zum Co-Autor der Geschichte unseres Gegenübers. Diese wechselseitige Autorenschaft ergänzt das Repertoire an Geschichten, die wir in der Gesellschaft bereits vorfinden und an die wir unsere individuellen Narrationen »ankoppeln« (Kraus 2000, S. 184). Und sie tut dies in besonderer Weise über die »Zugzwänge« (Kallmeyer und Schütze 1977) des Erzählens:

Die *inhaltlichen Zugzwänge* werden von Schütze (1984) als »kognitive Figuren« beschrieben, die den Erzähler dazu anhalten sich selbst als Biographieträger einzuführen, Ort, Zeit und situative Umstände an-

zugeben, das Geschehen in eine Welt mit bestimmten Eigenschaften und Regeln einzubetten und die Relevanz der Erzählung durch eine sinnvolle Einordnung in einen größeren Erzählzusammenhang transparent zu machen (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 35).

Zusätzlich zu den inhaltlichen Zugzwängen skizzieren Lucius-Hoene und Deppermann (a.a.O., S. 36) ein »dynamisches Ordnungsprinzip«. Sobald die Erzählung eröffnet ist, muss sich die Darstellung an *Zwängen zur Kondensierung, Detaillierung und Gestaltschließung* abarbeiten (nach Kallmeyer 1981; Kallmeyer & Schütze 1977; Schütze 1982, 1984):

Der Kondensierungszwang fordert vom Erzähler, seine Erinnerungen (m. E. auch seine Zukunftsentwürfe) aus »darstellungsökonomischen Gründen« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 36) auf das Wesentliche zu beschränken; Oder um es mit einem postmodernen Ausdruck zu formulieren: Auf das Maximum zu reduzieren. Der *Detaillierungszwang* hält ihn ergänzend dazu an »plausible Verknüpfungen zwischen den Ereignissen und Erzählstücken, sowie relevante Hintergrundinformationen zu liefern« (ebd.). Darüber hinaus erwartet das Prinzip der *Gestaltschließung* die Herstellung eines Gesamtzusammenhangs, der sowohl die sachliche, als auch die logische Funktion der einzelnen Elemente für die Bedeutung der persönlichen Geschichte transparent macht.

Auch Keupp et al. (2002, S. 229) formulieren, im Anschluss an Gergen & Gergen (1988, S. 20ff.), fünf notwendige Regeln für die sprachliche Verhandlung von Identität: Sinnstiftender Endpunkt, Einengung auf relevante Ereignisse, narrative Ordnung der Ereignisse, Herstellung von Kausalverbindungen und die Setzung von Grenzzeichen. Ihre Ausführungen stellen jedoch zusätzlich heraus, dass die Zugzwänge des Erzählens vorrangig im Kontext der biographischen »Kernnarration« betrachtet werden müssen. Jene »Ideologie von sich selbst« (Keupp et al. a.a.O.) mittels deren Subjekte versuchen »sich und [ihrem] Leben einen – anderen mitteilbaren – Sinn zu geben« (ebd.).

Die oben dargestellten Aspekte verweisen auf die Bedingungen (Zugzwänge), aber auch auf die Chancen (Erkenntnisgewinn), die mit autobiographischem Erzählen verbunden sind. Eine wohlgeformte Selbstnarration, die den genannten narrationstechnischen Anforderungen weitgehend entspricht, wird in der Praxis jedoch nur annähernd zu finden sein. Für den Diskurs hat die Diskussion von Erzählkonventionen jedoch insofern eine besondere Bedeutung, als sich an ihnen die mit den gesellschaftlichen Veränderungen einhergehenden Herausforderungen verdeutlichen lassen. Je mehr Subjekte ihre Identität aus verschiedenen Teilprojekten realisieren, umso schwieriger wird es für sie, dem Prinzip der Gestaltschließung gerecht zu werden. Die Herausforderung wird zu-

sätzlich dadurch verstärkt, dass sich die Erzähler zunehmend in einer Landschaft widersprüchlicher Narrationsangebote bewegen. Wenn sie ihre Geschichte in Richtung einer sozialer Anerkennung erzählen wollen, müssen sie nicht nur aus diesen Angeboten wählen, sondern die Wahl auch im Hinblick auf ihre bisherige Geschichte und in Vorwegnahme erwarteter Etappenziele begründen. Eine Begründung, die indirekt schon deswegen erwartet wird, weil andere Erzähler mit ähnlichen Themen, aber auf ganz anderen Wegen, ebenso stimmige Geschichten erreichen.

Narrative Kontinuität: Identität als Erinnerung, Entwurf und Projekt

»Das als dauerhaft anzusehen, was nur
vergänglich ist, gleicht der Verblendung
eines Narren« (Kalu Rinpoche).

Ziemke (2005, S. 14) geht davon aus, dass man von der Geburt bis zum Tod der Selbe ist, ohne der Gleiche zu bleiben. Diese Vorstellung bringt ein Konzept von Identität zum Ausdruck, das sowohl auf Kontinuität, als auch auf Veränderung verweist. Die Erinnerung stellt eine sinnvolle Verbindung zwischen beiden Erfahrungen her. Dadurch, dass sie die vorangehenden Episoden und Kapitel der Lebensgeschichte für die Gegenwart zugänglich macht, ermöglicht sie dem Erzähler an vorherige Erzählstränge anzuschließen und dadurch Kontinuität zu erfahren.³ Da Erinnerung das Vergangene gleichzeitig aber nie so abbildet, wie es erlebt wurde, ist sie auch Teil einer konstruktiven Veränderung (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 30). Wobei Bearbeitungen jeweils der Bewältigung und Adaption unserer Erinnerungen an aktuelle Bedürfnisse und Konzepte dienen (vgl. a.a.O. im Anschluss an Spence 1982 und Niemeyer & Metzler 1994). Erinnerung ist ein selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess, der wesentlich die Sinnhaftigkeit unserer Existenz bestimmt (vgl. Keiner et al. 2000). Und das nicht zuletzt deswegen, weil Erinnerungen auch dazu beitragen soziale Beziehungen zu stabilisieren (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 30).

Sacks (2003) vertritt, ausgehend von seinen weitreichenden klinischen Erfahrungen mit neurologischen Phänomenen, eine enge Leseart

3 Explizit als zentrales Kriterium für die Diskussion diachroner Identität wurde die Erinnerung zum ersten Mal bei Locke (1694; hier 1981) formuliert. Die wichtigsten philosophischen Beiträge im Anschluss daran finden sich in Quante (1999).

von narrativer Identität, die das Erinnerungsvermögen für die Konstruktion von Identität in den Mittelpunkt stellt:

»Denn jeder von uns *ist* eine Biographie, eine Geschichte. Jeder Mensch *ist* eine einzigartige Erzählung, die fortwährend und unbewusst durch ihn und in ihm entsteht – durch seine Wahrnehmungen, seine Gefühle, seine Gedanken, seine Handlungen und nicht zuletzt durch das, was er sagt, durch seine in Worte gefasste Geschichte. Biologisch und physiologisch unterscheiden wir uns nicht sehr voneinander – historisch jedoch, als gelebte Erzählung, ist jeder von uns einzigartig. Um wir selbst zu sein, müssen wir uns selbst *haben*; wir müssen unsere Lebensgeschichte besitzen oder sie, wenn nötig, wieder in Besitz nehmen. Wir müssen uns er-innern – an unsere innere Geschichte, an uns selbst« (a.a.O., S. 154).

Der *perspektivische Blick* von Subjekten lässt sich über Identitätsentwürfe und -projekte näher beschreiben. Narrative Identität im Anschluss an Harré (1983) als *Projekt* zu diskutieren, macht es möglich, die Zukunftsbezogenheit von Identität zu formulieren und gleichzeitig die Bedeutung der Retrospektive mitzulesen. Denn »durch Handlung intendierte Zukunft gibt der Gegenwart und der Vergangenheit eine Bestimmung. Sie stellt ein immer wieder neues Lesen von Vergangenheit und Gegenwart dar« (Kraus 2000, S. 165). Die Reflexion vergangener und gegenwärtiger Erzähllinien ist Identitätsprojekten schon deshalb inhärent, weil die Anerkennung des Projektes auch von der Passung zur Gesamtgeschichte abhängig ist. In diesem Kontext haben die o.g. Zugzwänge autobiographischen Erzählens für Projekte eine größere Bedeutung, als für Identitätsentwürfe, die durchaus utopische Erzählungen repräsentieren können (vgl. Keupp et al. 2002, S. 194).

Aus der Sicht einer dekonstruktivistischen Perspektive zeigen Identitätsprojekte weiterhin nicht nur an, wo sich ein Subjekt hinerzählen will, sondern auch von welchen Lebenskonzepten es sich wegerzählen möchte. Der ihnen im Kontrast zu Identitätsentwürfen zugeschriebene »Beschlusscharakter« (ebd.) unterstreicht die Bedeutung, der damit einhergehenden Positionierungsversuche. Die Betonung liegt hier bewusst auf Versuche, weil die Formulierung von Identitätsprojekten an einen Erzählkontext geknüpft ist, der dem Subjekt bereits ein hohes Maß an Autonomie zuschreibt (vgl. Kraus 2000, S. 156).

Die Diskussion um Identitätsprojekte ist im Weiteren eng mit der Frage nach der *Teleologie* verknüpft. So spricht Carr (paraphrasiert bei Meuter 1995, S. 253) von »Larger-scale-Projekten« wie Familiengründung, Karrierestreben, Musikliebhaberei etc., die durchaus miteinander verwickelt sein können, »hinter denen sich aber kein ›Superprojekt«

verbirgt«. Carr zufolge laufen die vielen einzelnen Lebensprojekte parallel ohne auf eine übergeordnete Zielstruktur hinzusteuern. Lübke (1982) geht noch einen Schritt weiter, indem er Geschichten jegliche zielgerichtete Struktur abschreibt. Geschichten hätten kein Ziel, sondern lediglich ein Ende (vgl. a.a.O., S. 627). Teleologische Strukturen in Geschichten sind für ihn lediglich eine »nicht-intendierte Nebenwirkung« (a.a.O., S. 657). Für Ernst (2000, S. 27ff.) wiederum verlieren Geschichten ihren Sinn, wenn sie »zu nichts führen« oder sich in belanglosen Details verlieren.⁴

Meuter nimmt auch in der Frage der Teleologie eine mediale Position ein. Für ihn besitzt jede Geschichte »in irgendeiner Weise eine asymmetrische, also eine gerichtete und damit (in einem schwachen Sinne) eine teleologische Struktur, wie immer unbestimmt man ihr *télos* auch bestimmen muss« (a.a.O., S. 236). Unbeantwortet hingegen bleibt bei Meuter die Frage, welche Funktion zukunftsorientierte Narrationen für die Identitätsarbeit haben. Kraus liefert diesen Anspruch nach:

»Identitätsbildung ist ein strategisches Geschehen, das kohärenzorientiert Identitätszukünfte anpeilt, und das nicht, um sie zu erreichen, sondern um die Bewegungskoordination der in einer kohärenzorientierten Beziehung stehenden Teile des Selbst zu erleichtern« (Kraus 2000, S. 183).

Da sich gesellschaftliche Erzählangebote sehr schnell wandeln, muss auch das Subjekt seine Zukunftsperspektiven flexibel gestalten. Denn »Zukunft« wie sie im Subjekt repräsentiert ist, hängt »wesentlich davon ab, wie sie in der Gesellschaft präsent ist« (ebd.). Mit dem Begriff des »Projekts« wird eine dynamische Interaktion zwischen dem handelnden Subjekt, seiner antizipierten Zukunft und gesellschaftlichen Angeboten beschrieben, die Erwartungen flexibel verwaltet. Die Narration ordnet die damit verbundenen Erfahrungen. Allerdings wird auch die Zukunftsgeschichte einer Person erst dann plausibel, wenn sie die Grundoperationen der *Segmentierung*, der *Selektion*, der *Linearisierung* und der *Bedeutungszuweisung* berücksichtigt (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 21).

4 Ernst verweist in diesem Kontext darauf, dass Geschichten von weiblichen Erzählern mehr Pointen und »nichtzielführendes« Detailmaterial enthalten, als die von Männern. Bestätigt die Forschung hier ein Cliché oder produziert sie eins?

Kohärenz: Verlusterfahrung der Moderne?

»Nichts ist für ihn fest. Alles ist verwandlungsfähig, Teil in einem Ganzen, in unzähligen Ganzen, die vermutlich zu einem Überganzen gehören, das er aber nicht im geringsten kennt« (Walter zu Clarisse über Ulrich, den Mann ohne Eigenschaften in Musils gleichnamigem Roman 1957, S. 66).

Folgt man Musil, muss also vor allem die »Verwandlungsfähigkeit« (siehe Zitat) als Frühsymptom der »liquiden Moderne« (vgl. Bauman 2000) betrachtet werden. Im Idealfall ist damit die Möglichkeit verbunden, sich in der Welt neu einzurichten. Im Extremfall führt sie, wie bei Ulrich, der Hauptfigur in Musils Roman, aus Verunsicherung zur Vermeidung von Festlegungen. Er ließ sogar sein Haus – also symbolisch gesprochen sein Selbst – von *den Anderen* einrichten.⁵ Berger (1994, S. 120) zufolge wird der Mann ohne Eigenschaften jedoch gerade wegen seines Nicht-Festhaltens an Dingen auch zum Mann *aller* Möglichkeiten. Und in dieser Hinsicht gleicht er dem *musilschen Variationskreisel* mehr, als den kohärenten Erzählungen seiner Vorfahren.⁶

Da sich das moderne Individuum gerade »durch seine Unabgeschlossenheit, seine Wandelbarkeit oder, wenn man so weit gehen möchte, durch ein hohes Maß an Freiheit« (Berger ebd.) von den Individuen vormoderner Gesellschaften unterscheidet, erweist sich ein – wie auch immer formulierter – Kohärenzanspruch schon in seinem Ansatz als problematisch. Für das multiple Selbst der Spätmoderne, das seine Identität aus zunehmend widersprüchlich strukturierten Narrationsangeboten und verschiedenen Teilidentitäten (vgl. Bilden 1997, Keupp et al. 2002, S. 218ff., Kraus 2000, S. 130ff.) realisiert, stellt ein derartiger Anspruch bereits eine »einengende bzw. unmögliche Leistung zur Identitätssicherung« (Kraus 2000, S. 27) dar.

Während MacIntyre (1997) et al. zum Thema Kohärenz bereits die Scheidung eingereicht haben, weil die fortgeschrittene Segmentierung die Aussicht auf eine sinnvolle Beziehung zerrüttet hat, sieht Schmid (1998, S. 252) noch das Potenzial, »dass auch die Gebrochenheit und

5 »Die symbolische Bedeutung des Hauses kann [...] als Ausdruck der eigenen Person gelten [...]. Es kann den Patienten darstellen, wie er sich selbst sieht oder wie er im Sinne eines idealen Selbstbildes sein möchte. Entsprechend den verschiedenen Teilen der Wohnsphäre kann ein imaginiertes Haus auch Aufschluss über unbewusste (Trieb-)Tendenzen geben, beziehungsweise Einstellungen zu den Antriebsbereichen widerspiegeln« (Leuner 2003, S. 91). Zur Metapher des »Hauses« im Identitätsdiskurs siehe auch Keupp (2002).

6 Musil hat den Variationskreisel für Experimente zur Farbwahrnehmung erfunden.

Unsicherheit noch ein Bezugsfeld haben kann, und weder ins Leere noch zur Selbstausslöschung führen muss.« Schmid (a.a.O., S. 253) scheint den Subjekten im Hinblick auf die Herausbildung einer Kohärenz noch eine gewisse Ambivalenzfähigkeit zuzutrauen, wenn er im Anschluss an Montaigne das postmoderne Credo formuliert: »*Ich bin meine Widersprüche*« (ebd.).⁷ Schmid nimmt diese Widersprüche ernst, hält jedoch an der Herstellung der Kohärenz als »Kunst der Disposition« (ebd.) fest. Er skizziert das Konzept einer »fragmentarischen Kohärenz«, »die so unvollendet bleibt, wie das zugehörige Subjekt notorisch unvollkommen ist« (ebd.).

Schmid ist sich bewusst, dass das Subjekt der Postmoderne der grundlegenden Sorge gegenübersteht »sich selbst nicht gänzlich zu verlieren« (a.a.O., S. 252). Trotzdem hält er an der Möglichkeit der Kohärenz als Erfahrung »unterhalb der strengen Einheit, aber weit oberhalb der bloßen Beliebigkeit« (a.a.O., S. 251) fest. Mit letzterer Aussage wird dann auch einsichtig, warum Schmid die Diskussion um Kohärenz nach wie vor als wesentlichen Bestandteil postmoderner Gesellschaftstheorie markiert. Denn der Raum zwischen beengender Einheit und bloßer Beliebigkeit, in dem Schmid die Kohärenzerfahrung verortet, ist auch der Raum, in dem sich wesentlich die Positionierungsversuche eines *moralischen* Subjekts bewegen. Das ideale Subjekt der Postmoderne lässt sich weder von einheitsversprechenden Lösungen »regressiver Narrationsangebote« faszinieren, noch fällt es in die Beliebigkeit hedonistischer Freigeister, denen der Anspruch einer »ästhetischen Ethik« (vgl. S. 28) nur als wiederkehrende Einengung ihrer so kostbar errungenen Freiheit erscheint.

Eine weitere Möglichkeit auf das Konzept der Kohärenz nicht gänzlich verzichten zu müssen, bestünde darin, die Perspektive nach außen zu verlagern: »Kohärenz als das Herstellen von inneren Bezügen der Werke oder einer zeitlichen Ordnung wird [dann] nicht mehr vom Subjekt gestiftet, sondern ganz dem Betrachter überlassen« (Kraus 2000, S. 31).⁸ Schon bei Mead (1968; als Verweis in Berger 1994, S. 122) findet sich die Beobachtung, dass die Anderen einen meistens kohärenter erleben, als man sich selbst. Es gibt jedoch gute Gründe, die Frage der Kohärenz als Diskursproblem nicht einfach zu externalisieren. Zum einen ist die Abarbeitung an ihr ein wesentlicher Teil postmoderner Formgebung. Die Aufgabe dieser Herausforderung würde bedeuten, Identität (erneut) zum Schicksalsakt zu erheben. Zum anderen ist die Vorstellung

7 »Alle Widersprüche finden sich in mir« (Montaigne).

8 Die Äußerung von Kraus bezieht sich hier auf die Interpretation des Kunstwerks »Ogetti in Meno« (dt. »Minus-Objekte«) von Michelangelo Pistoletto.

einer Autorenschaft untrennbar mit der subjektiven Herstellung einer Gestaltschließung – die ja den Kohärenzanspruch auf sprachlicher Ebene repräsentiert – verbunden. Das Konzept einer »narrativen Identität« müsste sich auf die Beschreibung von *Rezeptions*prozessen beschränken, wenn Subjekte diese zentrale Aufgabe des Erzählens nicht mehr selbst erfüllen. Kraus (2000) schlägt deshalb folgende Definition vor:

»Kohärenz ist dann vorhanden, wenn es dem Subjekt möglich ist, sich in ein gesellschaftliches Formenpotenzial als Individuum hineinzuersählen, auch wenn die gewählte Form auf gesellschaftlicher Ebene eine von vielen gültigen sein mag« (Kraus a.a.O., S. 244).

Am »echtsten, sinnlichsten, lebendigsten« (ebd.) wirken für Kraus im Anschluss an seine empirischen Erhebungen diejenigen Erzählungen, die dieser Herausforderung zumindest tendenziell entsprechen. In diesem Zusammenhang verweist Kraus (ebd.) auf *drei mögliche Strategien der Identitätsarbeit*:

Im Anschluss an MacIntyre (1987): *Die bewusste, situative Wahl des Bezugsrahmens*; »Wer bei ›Adam und Eva‹ anfängt, muss mit dem ›jüngsten Gericht‹ aufhören« (Kraus a.a.O., S. 244). Diese Strategie stellt das Kernstück postmoderner Lebenskunst – die reflektierte Wahl – in den Mittelpunkt.

Im Anschluss an Carr (1986): *Die Parallelschaltung von Identitätsprojekten*. Eine Position, die ein bestimmtes teleologisches Konzept von narrativer Identität verfolgt, denn wer mehrere Projekte gleichzeitig laufen lässt, hat kein »großes Ziel«, sondern hält sich die Aussicht auf verschiedene Ausgänge offen.

Im Anschluss an McLaren (1993): *Die Auseinandersetzung mit Differenzen* oder der Versuch »sich in der Spannung der Oppositionen zu erzählen und nicht auf ihnen zu beharren« (Kraus a.a.O., S. 244). Eine Vorstellung, die früheren Konzepten von Kohärenz diametral gegenübersteht, denn Kohärenz wurde lange Zeit mit dem Anspruch auf Einheit und nicht mit der Aufforderung des Aushandelns von Differenzen verbunden. Für das postmoderne Subjekt bedeutet diese Position – im Anschluss an Viktor Frankl – nicht weiterhin zu fragen »Was erwarte ich vom Leben?«, sondern »Was erwartet das Leben von mir?«

Die o.g. Modelle zeigen, wie Kohärenz strategisch erreicht werden kann. Kohärente Erzählungen sind demnach weder unmöglich noch utopisch.

Sie sind, wenn sie (tendenziell) erreicht werden, komplex, schnell in ihrer Reaktion und stimmig in ihrer Präsentation. Allerdings sind sie immer dispositional, weil sie nur mit der nötigen Unterstützung gesellschaftlicher Angebote realisierbar sind und zudem, wie die älteren Konzepte auch, von Plausibilität, Lesbarkeit und Anerkennung abhängig sind. Grundlegend muss jedoch herausgestellt werden, dass Kohärenz gegenwärtig nur noch »situativ erlebbar« (Kraus a.a.O., S. 235) ist.

Sichtet man die Literatur zum Diskurs, fällt zudem auf, dass Konzepte, die sich begrifflich an der »Einheit« abarbeiten, eher zu negativen Diagnosen neigen, als Konzepte, die sich wie Kraus am Aspekt der »Stimmigkeit« orientieren. Einheit ist für ein »multiples Subjekt« eben schwerer zu erreichen, als Authentizität, die im Sinne einer »patchwork« auch mit »bunten« Konstruktionen gelingen kann.

Zwischenbilanz

Identität wurde voranstehend als konstruktiver und kreativer Prozess skizziert. Allerdings auch als Prozess, der aufgrund der widersprüchlichen gesellschaftlichen Narrationsangebote als problematischer begriffen werden muss. Was bei Hegel noch wie die Aufforderung zu einer abenteuerlichen Reise klingt – »Der Widerspruch aber ist die Wurzel aller Bewegung und Lebendigkeit; nur insofern etwas in sich selbst Widerspruch hat, bewegt es sich, hat Trieb und Tätigkeit« (Hegel 1969/1813-1816, S. 75) – ist für die Subjekte der Gegenwart bereits mit der Disposition für die »chronische Identitätskrankheit« (Ehrenberg 2004, S. 198) Depression verbunden.

Anstelle einer Definition von Identität, sei hier resümierend für das erste Kapitel Meuters Versuch angeführt, ihre wesentlichen Strukturmerkmale in einer verweisenden Geste zu fassen:

»Identität lässt sich [...] nur verstehen, wenn man zugleich auf Begriffe wie Sinn, Prozessualität, *poiesis*, Strukturbildung, Symbolisierung, Narrativität und Individualität verweist« (Meuter 1995, S. 245).

KAPITEL 2

TEXT UND IDENTITÄT

TEXT UND IDENTITÄT

Folgt man Keupp et al. (2002, S. 104ff.) finden Verhandlungen der Identität, vor allem solche, die mit kritischen Erfahrungen verbunden sind, nur selten in der Öffentlichkeit statt:

»Vielmehr nimmt das Individuum diesen Schritt vorweg und berücksichtigt die allgemeine Verstehbarkeit seines Handelns noch vor der Realisierung. Möglicherweise ist der größte Teil des Verhandlungsprozesses antizipatorisch und findet vor einem imaginären Publikum statt, was wiederum die reale menschliche Interaktion entlastet« (ebd.).

Die Rezeption von Literatur ist *eine* von vielen Situationen, in denen Subjekte ihre persönliche Geschichte vor einem »imaginären Publikum« verhandeln. Gleichzeitig ist sie im Hinblick darauf, dass Identität narrativ konstruiert wird, eine der bedeutendsten. Literarische Texte liefern den Identitätskonstrukteuren ständig neuen Erzählstoff und schlagen dem Ego Drehbücher vor, »die auf die neuen Fragen seiner Zeit reagieren« (Kaufmann 2005, S. 158). Sie unterstützen die LeserInnen mit neuen narrativen Formen in der Erkundung von Identitätsentwürfen und in der (mehr bewussten) Entwicklung ihrer Identitätsprojekte.

Das Augenmerk des folgenden Kapitels liegt zunächst darauf, zu zeigen, *wie* Literatur den Leser zur imaginären Verhandlung seiner Identität anregt. Die Diskussion offener und geschlossener narrativer Formen bietet im Anschluss daran einen ersten Ausblick, wie literarästhetische Konzepte mit narrativer Identität zusammengedacht werden können. Im Anschluss daran wird das Modell von Norman Holland stellvertretend für den psychoanalytischen Diskurs skizziert. Abschließend für dieses Kapitel wird ein besonderes Konzept von »Bedeutung« diskutiert, das in

Aussicht stellt, den Literaturdiskurs mit dem postmodernen Identitätsdiskurs zusammenzuführen. Dem Kapitel geht eine Einführung voraus, die den grundlegenden erkenntnistheoretischen Charakter von Kunst begründet.

Wie *Don Quichotte* die Welt erzeugt

»Unsere Welten sind ebenso sehr ein Erbe der
Wissenschaftler, Biographen und Historiker
wie der Romanciers, Dramatiker und Maler«
(Nelson Goodman 1984, S. 128).

Goodmans Zitat transportiert eine ernst gemeinte These: *Kunst erzeugt die Welt*. In seinem Entwurf einer Symboltheorie (1997; zuerst 1968) führt er aus, wie diese Erzeugung über verschiedene Arten von symbolischer Bezugnahme gedacht werden kann. Aus Sicht des »ästhetischen Kognitivismus« (vgl. Steinbrenner 1996) ist die Kunst jedoch nicht nur an der Erzeugung der Welt beteiligt, sondern hat, analog zur Wissenschaft, an Erkenntnisprozessen teil. Aus Sicht des Literaturdiskurses ist der fiktionale Text schon insofern ein »Erkenntnismodell« (Warning 1983, S. 202), als dass mit seiner Rezeption eine »stumme« Kommunikation stattfindet.¹ Philosophische Positionen begründen den Erkenntnisanspruch von Kunst jedoch grundlegender mit der für sie typischen Weise der symbolischen Bezugnahme.

Im Anschluss an Goodman sind Kunstwerke Symbole innerhalb von Symbolsystemen und des Weiteren auch *nur dann* Kunstwerke, wenn sie innerhalb eines Symbolsystems stehen (vgl. Steinbrenner a.a.O., S. 180). Symbolsysteme der Kunst »unterscheiden sich zwar in der Art ihrer Bezugnahme von anderen Symbolsystemen, sind aber deshalb nicht zufälliger oder wahlloser« (a.a.O., S. 73). In diesem Kontext weist Goodman (1984, S. 128) daraufhin, dass Falschheit und Richtigkeit metaphorischer Verwendung ebenso unterschieden werden kann, wie buchstäbliche Wahrheit von buchstäblicher Falschheit: »Ob eine Person ein Don Quichotte (d.h. donquichottisch) oder ein Don Juan ist, ist eine ebenso echte Frage wie die, ob eine Person paranoid oder schizophran ist, und vermutlich leichter zu entscheiden« (ebd.). Symbolsysteme der Kunst bieten, wie wissenschaftliche Systeme auch, eine *Kategorisierung* eines

1 Zur dialogförmigen Kommunikation in der literarischen Rezeption und den verschiedenen Dialogsorten siehe die ausführliche Darstellung von Hess-Lüttich (1986).

Gebietes an. Und »in dieser Kategorisierung besteht ein Erkenntnisfortschritt« (Steinbrenner a.a.O., S. 73).

Das zweite Argument, warum Kunst gleichermaßen wie Wissenschaft am Erkenntnisprozess beteiligt ist, lässt sich mit der Besonderheit, der in der Kunst dominierenden, metaphorischen Bezugnahme begründen. Wie Goodman (1997, S. 84ff.) zeigt, organisieren Metaphern die Übertragung eines Schemas von einer bestimmten Sphäre auf ein neues Gebiet. Es entsteht eine »Neuorganisation« von bisher Bekanntem, mit der ebenfalls ein Erkenntnisfortschritt verbunden ist.

Eine von Steinbrenners (a.a.O.) zentralen Thesen im Anschluss an Danto ist nun, dass Kunstwerke selbst Metaphern sind. Das »Neue« an ihnen ist die veränderte Art der Bezugnahme (a.a.O., S. 180), durch die modifizierte Ansichten und in Folge dessen auch Einsichten möglich werden.

Für den psychologischen Literaturdiskurs stellen sich die Fragen, mit denen sich die analytische Kunstphilosophie auseinandersetzt, nur am Rande. Wie die nachstehenden Ausführungen zeigen, liefert jedoch gerade die theoretische Reflexion symbolischer Bezugssysteme einen basalen Zugang zur Interpretation von literarischen Rezeptionsprozessen.

Folgt man Goodmans Ansatz gibt es keine Kunst, die nicht symbolisiert. Jedes Kunstwerk zeigt symbolische Bezugnahmen und wenn es nichts denotiert, so exemplifiziert es. Die *Denotation* ist das Kernstück der Repräsentation und die grundlegende Bedingung dafür, dass überhaupt Bezugnahme stattfindet (vgl. Steinbrenner 1996, S. 49). Wenn ein Bild oder eine Textpassage einen Gegenstand repräsentieren, *denotieren* sie ihn und nehmen in dieser Weise auf ihn Bezug (vgl. Goodman 1997, S. 17). Symbole, die sich auf etwas beziehen, was es tatsächlich nicht gibt, können immer noch bestimmte Eigenschaften *exemplifizieren* oder *metaphorisch zum Ausdruck bringen*. Der Ausdruck »Don Quichotte« trifft buchstäblich auf niemanden zu und hat in dieser Hinsicht keine Bedeutung. Er ist eine klassische Nulldenotation. Allerdings kann dieser Ausdruck metaphorisch Bedeutung erlangen, indem er bildlich auf Personen zutrifft: »Zum Beispiel auf mich, bei meinen Lanzenangriffen gegen die Windmühlen der gegenwärtigen Linguistik« (Goodman über seine Arbeit in 1984, S. 128). Die letztgenannten Arten der Bezugnahme, Exemplifikation und metaphorischer Ausdruck, spielen nun eine besondere Rolle bei fiktionalen und abstrakten Werken.² Fiktionale Werke

2 Eine theoretische Abhandlung zur »Fiktionalität« liefert Schutte (1997, S. 160). Darüber hinaus zeigt Iser (1991), dass es für den eingehenden Diskurs sinnvoll sein kann, »das stumme Wissen von Fiktion und Wirklich-

haben keinen ihrer Beschreibung entsprechenden realen Gegenstand, also keine Entität, die sie denotieren. Dem Leser fiktionaler Texte bleibt damit eine »wichtige Distanzierungschance [verwehrt], die sich immer dort ergibt, wo ein Text vorwiegend denotiert« (Iser 1984, S. 178). Denn »statt zu vergleichen, ob der Text das gemeinte Objekt richtig oder falsch, angemessen oder abweichend etc. bezeichnet, muss der Leser den ›Gegenstand‹ [...] gegen die vertraute Objektwelt konstituieren, die der Text aufruft« (ebd.). Die exemplifizierende und metaphorische Gestalt fiktionaler Texte fordert den Leser gerade dazu auf, das Unbekannte, eben das ihm noch Fremde, entlang der Linien, die ihm die Symbole anzeigen, zu erkunden. Erst dadurch wird literarische Rezeption selbst zum kreativen Akt.

keit«, das im Grunde eine abstrakte Opposition darstellt, von der »Triade des Realen, Fiktiven und Imaginären abzulösen« (a.a.O., S. 19).

DER AKT DES LESENS

»Ein Buch ist wie ein Garten,
den man in der Tasche trägt«
(Arabisches Sprichwort).

In der klassischen Literaturtheorie wurde die Intention des Autors als konstitutiv für die vom Leser erfahrene Bedeutung betrachtet. Heute geht man davon aus, dass die Bedeutung des Werks von den Werkmerkmalen selbst ausgeht (vgl. Groeben 1972, S. 80ff.). Die neuesten Forschungsergebnisse gehen sogar noch einen Schritt weiter. Sie zeigen, dass LeserInnen Texte zunehmend unabhängiger von der Textintention rezipieren (vgl. Graf 2001, S. 201). LeserInnen werden freier und selbstbewusster im Umgang mit Literatur, bei schwindender Bereitschaft sich in den Sinn des Textes hineinzusetzen (vgl. ebd.). Sie entwickeln eigene Lesearten und passen die literarischen Vorlagen an ihre individuellen Bedürfnisse an. Folgt man Groeben, im Anschluss an Thayer & Pronko (1958), involviert »das *Rezipieren von Literatur* [...] nicht nur *perzeptive*, sondern *auch projektive Prozesse*« (Groeben a.a.O., S. 81). Die Studie der Stiftung Lesen (2001) zeigt, dass sich die Richtung der *Projektion* gegenwärtig zu Lasten der *Perzeption* verschiebt.

Aus Sicht des Identitätsdiskurses, lässt sich diese Entwicklung in zweierlei Hinsicht reflektieren. Zum einen stellt sich die Frage, warum Subjekte *den Texten* zunehmend was zu erzählen haben? Zum anderen lässt sich die Zunahme der projektiven Anteile im Rezeptionsprozess auch als Ausdruck eines narrativen Autonomiestrebens interpretieren. Im Anschluss daran stellt sich die Frage, welche Gründe LeserInnen dazu bewegen, Texte zunehmend unabhängiger von der Textintention zu rezipieren. Eine mögliche Antwort auf diese Frage liefert folgende Ar-

gumentation: Die Rezeption von Literatur ist Teil einer komplexen und zunehmend widersprüchlich strukturierten Erfahrungswelt. Sie ist, im Anschluss an Grimm (1975, S. 17 zit. in Schutte 1997, S. 159) weiterhin ein »soziales Verhalten« und als solches auch eine kommunikative Praxis. Eine Praxis, die sich jedoch gerade durch ihre Intimität von anderen diskursiven Praktiken unterscheidet. Die intime Kommunikation zwischen Autor, Text und Leser ist also der ideale Verhandlungsspielraum, um nicht nur neue Variationen von Erzählungen zu erkunden, sondern auch, um neue Haltungen gegenüber dem Erzählen selbst auszuprobieren. Aus dieser Perspektive erhält das Etikett »kultureller Hochleistungsakt« (Bellebaum & Muth 1996, S. 7), das der literarischen Rezeption zugeschrieben wird, eine ganz neue Bedeutung.

Lesen als kreative und individuelle Antwort

Bücher sind »kühle Medien« (McLuhan 1965, S. 13), die den Rezipienten zu einer aktiven Beteiligung auffordern. Letztere ergibt sich notwendigerweise aus dem »niedrigen Definitonsgrad« (ebd.) den Bücher aufweisen. Bücher sind nicht wie audio-visuellen Medien mit einer Fülle an Daten und Informationen angereichert, die dem Rezipienten eine weitgehend passive Haltung ermöglichen. Im Gegenteil: Sie fordern den Leser in hohem Maße zur »Beteiligung und Vervollständigung« (ebd.) auf. Lesen ist daher als *konstruktiver und interpretativer Prozess* zu verstehen, »bei dem der Leser die Auswahl, den Zeitverlauf und den Informationsfluss der Lektüre individuell und zielorientiert steuert« (Jäger 2000, S. 489). Nach Groeben (1972, S. 104) zeigt der Leser, im Anschluss an Kris (1953, S. 346), dabei schon über die Identifikation mit dem Künstler »reproduktive Kreativität«. Und auch für Iser (1984, S. 183) ist Lesen ein »elementarer Formgebungsakt«. *Individuell* ist dieser Akt aus zwei Gründen: Zum einen geben literarische Texte keine »herrschenden Codes« (ebd.) zur Interpretation vor. Zum anderen ist die Interpretation, wie die empirische Studie zeigt, von den individuellen Identitätsthemen des Lesers geprägt.

Wie die Studie der Stiftung Lesen (2001) zeigt, machen LeserInnen zunehmend von den kreativen Möglichkeiten des Rezeptionsprozesses Gebrauch. Folgt man Isers Ansatz, ist das damit einhergehende Autonomiestreben jedoch gleichzeitig mit einem Erkenntnisverlust verknüpft. Denn »erst wenn der Leser im Verlauf der Lektüre den Sinn des Textes nicht ausschließlich zu eigenen Bedingungen [...], sondern vielmehr zu fremden hervorbringen muss, wird in ihm etwas formuliert, das eine

Schicht seiner Person ans Licht bringt, die bisher seiner Bewusstheit entzogen war« (Iser 1984, S. 85).

Die gegenwärtig beobachtbare Lösung der Leser von der Textintention, hat also möglicherweise Konsequenzen für die literarische Verhandlung der Identität. Dadurch, dass Leser den Sinn des Textes zunehmend zu eigenen Bedingungen hervorbringen, schaffen sie sich Möglichkeitsräume, die es ihnen erlauben, auch widersprüchliche Episoden in einen überstehenden (populär diskursiven) Text zu integrieren. Folgt man Iser's Position, ist damit allerdings auch die Gefahr verbunden, dass es sich dabei um oberflächliche Lösungen handelt.

Grundlegend muss die Lösung von der Textintention jedoch als Reaktion des Subjekts auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse interpretiert werden. In ihr kommt die Suche nach neuen narrativen Formen zum Ausdruck. Formen, die in Aussicht stellen, einen produktiven Umgang mit widersprüchlichen Erfahrungen und Textvorlagen (im weitesten Sinne) zu ermöglichen. Im ersten Kapitel wurde bereits dargestellt, dass Identitätsarbeit als schöpferischer Prozess verstanden werden muss. Der freizügige Umgang mit Textintentionen erweitert dieses Konzept um eine konkrete Handlungssituation. Salber (1972) weist in diesem Kontext zudem darauf hin, dass die Prozessualität des Lesens stets als *komplexe Einheit* (a.a.O., S. 1) gedacht werden muss. Seelisches und Literarisches sind in den Geschichten, die wir leben, untrennbar miteinander verbunden. Demnach sagt der Umgang mit literarischen Texten auch etwas über die Konstruktion unserer persönlichen Geschichten aus.

Literarische Welt und Lebenswelt

Folgt man Iser (1984, S. 328), besteht *eine* Intention fiktionaler Texte darin, Antworten auf bestimmte historische oder gesellschaftliche Entwicklungen zu geben. Und auch Enzensberger (1981) ist der Meinung, dass das Buch dem Leser gerade in »schwierigen Zeiten« etwas liefert, was er in seiner Erfahrungswirklichkeit schmerzlich vermisst: Eine »durchgängige Interpretierbarkeit«. Sein Konzept einer *politischen Ästhetik* geht davon aus, dass Literatur dazu dienen kann, gesellschaftlich erzeugte Sinndefizite zu kompensieren. Allerdings muss Enzensbergers Annahme einer »durchgängigen Interpretierbarkeit« aus Sicht der ästhetischen Wirkungstheorie relativiert werden. So stellt Iser (1984, S. 177) heraus, dass ein Text »nur über die Ablaufphasen der Lektüre als ein ›Objekt‹ zu erschließen [ist]«. Die Textspanne, die wir im jeweiligen Augenblick des Lesens betrachten (vgl. dazu Schlesinger 1968), deckt sich dabei weitgehend mit dem Kurzzeitgedächtnis (vgl. Smith 1971; als

Anm. bei Iser 1984, S. 179). Da eine literarische Handlung in Folge dessen nur selten von einem Blickpunkt aus erfasst werden kann, spricht Iser modifizierend von einem »wandernden Blickpunkt« (ebd.). Das sich daraus ergebende Netz von Beziehungsmöglichkeiten wird dabei jedoch »niemals total realisiert« (a.a.O., S. 193). In dieser Hinsicht muss Enzensbergers »durchgängige Interpretierbarkeit« (Hervorhebung F. H.) relativiert werden. Literatur bietet einen begrenzten Rahmen an, ist innerhalb dessen aber nicht weniger komplex, als die reale Erfahrungswelt. Letzterer Aspekt lässt sich verdeutlichen, wenn man sich die logische Beziehung zwischen fiktionalen Darstellungen und realen Erfahrungen vor Augen führt:

»Es ist höchst ungewöhnlich, dass jemand morgens als Ungeziefer erwacht, aber wenn es nun einmal so sein soll, muss dieses Ungeziefer die gewöhnlichen Eigenschaften der uns bekannten Insekten haben. [...] Wir müssen lediglich im Gedächtnis behalten, dass dieses ganz gewöhnliche Insekt ein »ungeheueres« ist, was freilich für den Fiktionsvertrag einiges heißt« (Eco 1994, S. 107 zu Kafkas Werk »Die Verwandlung« zit. in Brockmeier & Harré 2005, S. 51).

Denkt man Ecos Gedanken weiter, ist es also durchaus möglich, dass defizitäre oder widersprüchliche Erfahrungen der Lebenswelt eher auf den fiktionalen Horizont übertragen werden, als dass sie dort »gelöst« werden. Festzuhalten bleibt, dass die alltägliche Erfahrung als Vorbedingung für die ästhetische zu gelten hat. In diesem Zusammenhang weist Iser (1984, S. 69) jedoch ausdrücklich daraufhin, im Diskurs zwischen ästhetischer und alltäglicher Erfahrung zu differenzieren. Denn ästhetische Erfahrung funktioniert gerade dadurch, »dass sie die Möglichkeiten der Erfahrbarkeit zu anderen Bedingungen als zu denen der alltäglichen Erfahrung nutzt« (ebd.).

Strukturelle Aspekte literarischer Wirkung

Die folgenden Darstellungen fokussieren Konzepte, mit deren Hilfe diskutiert werden kann, wie Leser durch textimmanente Merkmale zur Werkkonkretisation angeregt werden. Ein besonderes Augenmerk kommt dabei der *Negativität* fiktionaler Texte zu. Der Ausdruck umfasst bei Iser (1984) sowohl die Negationen auf der paradigmatischen Ebene des Textes, als auch die Leerstellen auf der syntagmatischen Ebene. Negativität tritt, vereinfacht gesagt, dort im Text auf, wo etwas zwischen den Zeilen »mitschwingt«, aber nicht formuliert wird:

»Vielmehr ist sie als das Nicht-Gesagte der Konstitutionsgrund des Gesagten, der sich über Leerstellen und Negationen insoweit zum Vorschein bringt, als dadurch das Gesagte ständig modalisiert wird. Aus solcher Modalisierung erfolgt dann eine Steigerung des Gemeinten, so dass durch Negativität die Formulierungen des Textes ihren entscheidenden Zuwachs erfahren« (Iser 1984, S. 348).

Literarische Negation

Die Rezeption fiktionaler Literatur zeichnet sich im Besonderen durch die Möglichkeit aus, sich über sprachliche Konventionen (vgl. S. 36ff.) und moralische Normen hinwegzuerzählen. Der Aspekt der *Negation* macht deutlich, wie diese Grenzüberschreitung auf der inhaltlichen Ebene des Textes zu denken ist.

Iser stellt heraus (a.a.O., S. 87ff.), dass im Repertoire eines Textes »zwar Bekanntes wiederkehrt, sich in dieser Wiederholung indes nicht gleichbleibt« (a.a.O., S. 328). Nur deshalb ist es dem Leser möglich, einen Textinhalt zu verstehen, und gleichzeitig aus einer neuen Perspektive zu erkunden:

»Denn nun sind die gewählten Normen – die oft höchst unterschiedlichen Systemen entstammen – aus ihrem ursprünglichen Funktionszusammenhang herausgelöst und in einen anderen Kontext hineinversetzt. Solange sie im gesellschaftlichen Zusammenhang wirksam sind, werden sie kaum als solche wahrgenommen, da sie in der von ihnen bewirkten Regulierung aufgehen. Erst ihre Entpragmatisierung macht sie thematisch. Davon bleibt die Leserposition nicht unberührt. Normen der eigenen sozialen Umwelt als sie selbst zu gewärtigen, eröffnet die Chance, ein Bewusstsein davon zu erwerben, worin man befangen ist. Eine solche Bewusstheit wird sich steigern, wenn die Geltung der gewählten Normen im Textrepertoire negiert ist. Denn nun bietet sie dem Leser das Bekannte als überschritten; es ist ihm zur ›Vergangenheit‹ entrückt und er ist in ein Verhältnis der Posteriorität zu dem ihm Bekannten gesetzt. Die Negation erzeugt somit eine dynamische Leerstelle auf der paradigmatischen Achse der Lektüre« (a.a.O., S. 328).

Iser's Position zufolge, ist die Rezeption fiktionaler Literatur dispositionell mit einem Bewusstwerden von normativen Aspekten verbunden, die wir im Alltag »übersehen«. Ein Prozess, der formal durch die Distanz zur realen Erfahrung, aber vor allem durch die *Wandlung* des Bekannten angeregt wird. Wie Iser (a.a.O., S. 330) am Aspekt der Tugend in Fieldings Roman *Joseph Andrews* zeigt, ist die Negation allerdings *keine reine Verleugnung* der Normen:

»Die Normen selbst pauschal zu verwerfen, würde allerdings die Orientierungslosigkeit vollkommen machen. [...] Folglich zeigt die Negation keine radikale Alternative an, sondern eher eine andere Auffassung dieser Tugenden. Sie stellt die Normen selbst nicht infrage, sie hebt nur die mit ihnen verbundene Erwartung auf, denn sie bewirkt, dass diese nicht mehr aus dem Blickwinkel ihrer christlich-platonischen Fundierung, sondern aus dem der Welt gesehen werden. Der Wechsel des Bezugshintergrunds beginnt die Normen zu problematisieren. Die Negation wird zum Signal erhöhter Aufmerksamkeit, denn die erwartbare Leistung der Norm ist außer Kurs gesetzt« (ebd.).

Wenn Iser (a.a.O., S. 335) im Weiteren schreibt, dass die Negation im Text den *Ort* des Lesers zum Text fixiert, kann man aus psychologischer Sicht folgern, dass sie auch als Anregung zur sozialen Verortung dient. Damit stellen Negationen auf der inhaltlichen Ebene des Textes auch eine *lebensweltliche* Positionierungsanregung dar. Sie fordern den Leser auf (s)einen Standpunkt zu beziehen:

»Das graduelle Gelingen einer solchen Formulierung zieht folglich den Leser in den Text hinein, aber auch von seinen habituellen Dispositionen ab, so dass er sich mehr und mehr vor eine Alternative gestellt sieht, die ihn zu einer Standpunktwahl drängt« (a.a.O., S. 337).

Solche Positionierungsversuche gehen Iser zufolge nun nicht ohne Spannungen einher. Denn der Leser wird nicht nur motiviert seine Positionierung zu formulieren, sondern er muss auch seinen Habitus infrage stellen. Die dadurch erzeugte psychische Spannung wird nach Iser erst durch das Hervorbringen einer Sinngestalt am Text wieder harmonisiert. Die psychische Funktion der Negation wurde jedoch schon weit vor Iser bei Freud formuliert:

»Ein verdrängter Vorstellungs- oder Gedankeninhalt kann also zum Bewusstsein durchdringen, unter der Bedingung, dass er sich v e r n e i n e n lässt. Die Verneinung ist eine Art, das Verdrängte zur Kenntnis zu nehmen, eigentlich schon eine Aufhebung der Verdrängung, aber freilich keine Annahme des Verdrängten« (Freud 1955, S. 12).

Insofern die Verneinung also die Disposition besitzt Verdrängtes bewusst werden zu lassen, tragen fiktionale Texte mit ihrer Eigenschaft der Negation dazu bei, den Leser zu einer Vervollständigung des Textsinns anzuregen, bei der unbewusste Anteile eine bedeutende Rolle spielen.

Leerstellen

Ein weiterer Aspekt, der in der Kommunikation zwischen Text und Leser grundlegend für die literarische Wirkung ist, findet sich bei Ingardens (1960) Konzept der *Unbestimmtheitsstellen*. Kunstwerke – und damit auch literarische Texte – sind intentionale Gegenstände. Sie besitzen weder die »allseitige Bestimmtheit« eines realen Gegenstandes, noch die »Seinsautonomie« eines idealen. Sie sind vielmehr »schematische Gebilde« (a.a.O., S. 266), deren Leerräume durch den Betrachter aufgefüllt werden müssen. Diese Annahme bietet viel Raum für Diskussionen, v.a. im Hinblick auf die ästhetische Wertfrage. Denn mit der bewussten »Inszenierung« von Leerräumen durch den Produzenten (Autor), kann sich das Werk »in eine nicht mehr zulässige Gestaltvielfalt auflösen« (Iser a.a.O., S. 279). Die ästhetische Frage soll uns hier jedoch nicht weiter interessieren. Wichtiger ist es herauszustellen, dass der Leser durch Ingardens Konzept zum wesentlichen Bestandteil der *Werk-Konkretisation* wird, indem er durch die Leerstellen angeregt wird, Verknüpfungen zwischen den einzelnen Textpositionen herzustellen und »Lücken« mit eigenen Vorstellungen auszufüllen. Schutte (1997, S. 183) weist in diesem Zusammenhang ergänzend darauf hin, dass es Unbestimmtheitsstellen gibt, die sich durch Weiterlesen erledigen und solche, die den Leser anregen selbst etwas zu entwerfen. Die Anregung zu diesen Entwürfen hat jedoch im Anschluss an Iser keinen zwanghaften Charakter: »Wenn daher die Unbestimmtheitsstellen etwas aussparen, so geht von ihnen bestenfalls ein Suggestionsreiz, kaum aber die Aufforderung aus, nun aus unserem Wissensvorrat die notwendigen Ergänzungen bereitzustellen« (a.a.O., S. 278). Schutte (1997, S. 157) unterstreicht diesen Aspekt, wenn er anmerkt, dass inhaltliche und strukturelle Eigenschaften des literarischen Textes zwar *notwendige, aber nicht hinreichende* Bedingungen für die Konkretisation des *Textsinns* darstellen. Vielmehr geht vom Text – metaphorisch gesprochen – eine »Attraktionskraft« (a.a.O., S. 158) aus.

Iser schreibt den Leerstellen (Unbestimmtheitsstellen) im Weiteren auch eine *psychologische Funktion* zu. Leerstellen unterbrechen die »good continuation« – den Prozess in dem Wahrnehmungsdaten zu einer Wahrnehmungsgestalt aneinander angeschlossen werden (vgl. Gurwitsch 1964) – und steigern dadurch die Vorstellungstätigkeit (vgl. Iser a.a.O., S. 294). Eine Folge davon ist, dass der Leser aus der inhaltlichen Führung des Textes heraustreten und seine eigenen Vorstellungen preisgeben muss. Auf die Beziehungsebenen des Textes bezogen, bedeutet dies, dass der Leser vom Thema auf den Horizont »umschalten« muss, in den er seine Textbeziehungen hineinprojiziert. Dieser Vorgang be-

dingt im weiteren Textverlauf auch eine Reaktion der Vorstellungen untereinander: »Denn wir reagieren auf eine Vorstellung, indem wir sie durch eine andere ersetzen, wobei die neue von dem konditioniert bleibt, was die alte nicht zu leisten vermochte« (a.a.O., S. 315). »So erweist sich die Leerstelle im Text als eine elementare Kommunikationsbedingung« (a.a.O., S. 294).

Strukturelle Asymmetrie

Der dritte Aspekt, der im Anschluss an Iser (1984, S. 73) als konstitutiv für die Wirkung fiktionaler Texte anzusehen ist, ist die Annahme einer *strukturellen Asymmetrie*. Mit ihr bezieht Iser eine kritische Position gegenüber der Vorstellung, dass ein Text dann wirkt, wenn er das (latent) Eigene spiegelt:

»Darüber hinaus ist der Platonismus einer spiegelbildlichen Entsprechung von Text und Leser als Erklärungshypothese für literarische Wirkung unzureichend. Wie sollte eine Wirkung zu denken sein, die darauf beruht, dass der Leser sein Dispositionsrepertoire im Text wiederfindet?« (ebd.).¹

Für Iser (ebd.) liefert nicht das Ähnliche, Ebendbildliche den Anstoß zur Veränderung, sondern die »graduelle Andersheit«. Die Bilder und Symbole der Texte sind ihm zufolge nicht einfach »Spiegelbilder« der psychischen Situation. Für die Interpretation *Hamlets* bedeutet das, dass die literarische Wirkung nicht auf den beim Leser »geweckten« Ödipuskomplex, sondern auf die im Spiegelbild »gewärtigte Differenz« (a.a.O., S. 74) zurückzuführen ist (vgl. dazu ausführlich Iser 1971). Im Kontrast zu tiefenpsychologischen Positionen, die davon ausgehen, dass der Text dem Leser seine Identitätsthemen spiegelt, geht Iser davon aus, dass gerade eine »Ungleichartigkeit zwischen Text und Leser als Auslöser von Reaktionen notwendig ist« (1984, S. 74). Wobei Iser mit »Reaktion« in erster Linie den Anstoß zur Textverarbeitung meint. Das Nicht-Identische, das Differente, eben das »wenigstens um Nuancen« (ebd.) Andere ist die Bedingung literarischer Wirkung, »die sich im Leser als Sinnkonstitution des Textes realisiert« (a.a.O., S. 75). Mit letztgenanntem Nachsatz macht Iser deutlich, dass strukturelle Asymmetrie für ihn nicht nur für die ästhetische Wirkung, sondern auch für die Erschließung des *Textsinns* als konstitutiv zu betrachten ist.

1 Für eine kritische Gegenüberstellung von Isers Position mit der Vorstellung einer symmetrisch »gespiegelten« Identität siehe S. 79ff.

Wenn die Zwischenräume tanzen² – Funktionen literarischer Negativität

Folgt man Iser, erzeugen negative Textelemente Möglichkeiten die »fundamentale Asymmetrie« (a.a.O., S. 348) zwischen Text und Leser auszubalancieren. Sie sind es, die letztendlich eine *Kommunikation* zwischen Text und Leser »initiieren« (ebd.). Denn immer dann, wenn etwas ausgespart oder negiert wird, bzw. unformuliert bleibt, zeigt sich Negativität als Anregung, den Sinngehalt eines Textes aus der eigenen Vorstellung mitzugestalten.

In der Hinsicht, in der literarische Negativität den Leser auf der formalen Textebene herausfordert einzelne Textpositionen miteinander zu verknüpfen, trägt sie wesentlich zur Produktion einer *Sinngestalt* bei. Denn eine solche erhält der Text nur, wenn der Leser einzelne Textteile (Passagen) zueinander in Beziehung setzt. Dafür aber müssen einzelne Textpositionen anschlussfähig sein. Die Negativität ist das »Nichts« zwischen den Positionen, das diese Anschlüsse möglich macht.

Die inhaltliche Funktion der Negativität veranschaulicht Iser an Merleau-Pontys (1967) Überlegungen zu Rodin: »Um einen Menschen in Bewegung darzustellen war es für Rodin notwendig, den Körper in eine Haltung zu bringen, die er zu keinem Zeitpunkt eingenommen hat« (Merleau-Ponty 1967 zit. bei Iser a.a.O., S. 351). Die Negation ist der inhaltliche Aspekt der Negativität, der dazu beiträgt, dass sich der Leser ständig zwischen einem »Nicht-Mehr« und einem »Noch-Nicht« (Iser a.a.O., S. 328) bewegt. Bekanntes wird dargestellt, aber in einer Gestalt, die den Leser herausfordert sich dazu zu positionieren, es weiterzuentwerfen, es soweit zu vervollständigen, dass es ihn befriedigt. Negativität erzeugt die »Wende des Geschehens« (a.a.O., S. 352) und öffnet damit die Frage-Antwort-Logik, ohne selbst eine Antwort zu geben. Indem sie auf das Mögliche verweist, ohne es darzustellen, ist sie im Wesentlichen eine »Ermöglichungsstruktur« (a.a.O., S. 354), die dem Leser zur »Infrastruktur« (a.a.O., S. 352) seiner Texterfahrung wird. Literarische Negativität ist daher als grundlegende Eigenschaft offener Erzählformen zu betrachten (siehe dazu auch S. 65ff.).

Abschließend zu den strukturellen Merkmalen fiktionaler Texte, sei erwähnt, dass Negativität keineswegs den Raum für beliebige Interpretationen öffnet. Bei Warning (1983, S. 202) wird der fiktionale Text zwar zugleich als »Spiel-« und »Erkenntnismodell« charakterisiert, doch relativiert Iser (a.a.O., S. 354) die Vorstellung des »spielenden Akts«, indem er auf die Prägnanz der beigesteuerten Vorstellungsgehalte verweist.

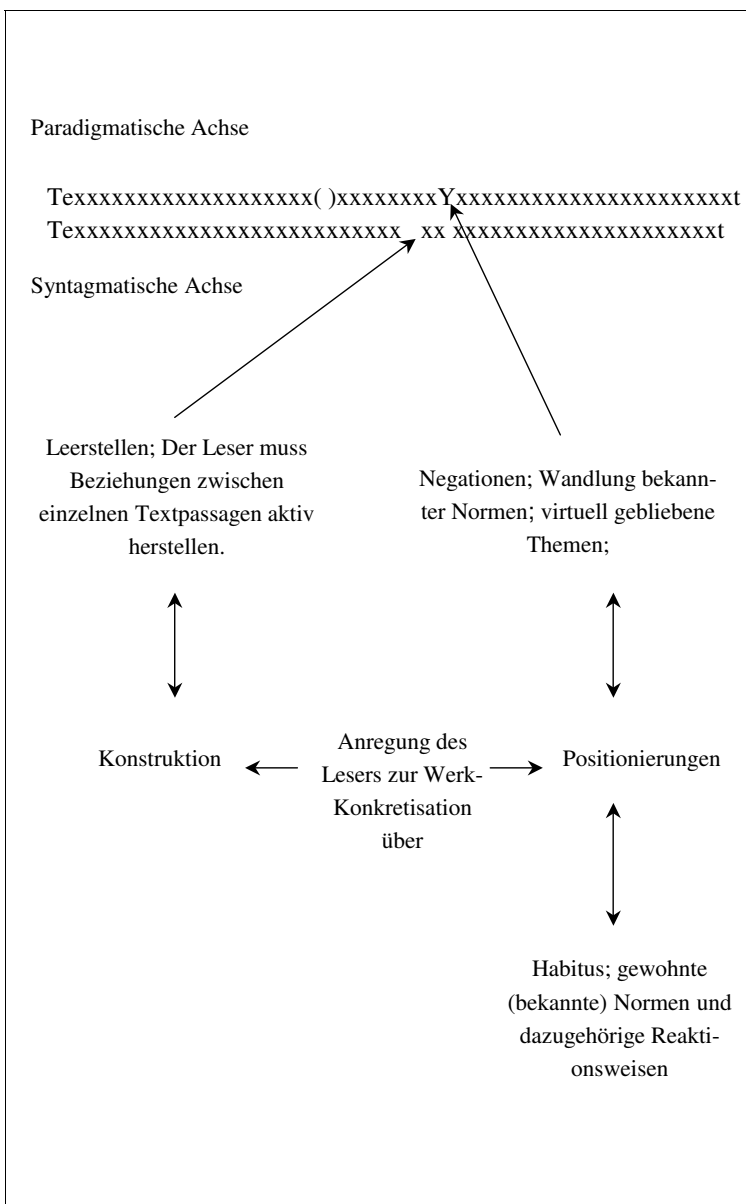
2 Im Anschluss an den Titel von Teichert (2001).

Denn je mehr Freiraum ein Text erzeugt, umso mehr gewinnen die individuellen Ergänzungen an Prägnanz; umso gravierender beeinflussen sie die ersehnte Erfüllung der Sinngestalt. In diesem Kontext weist Iser (ebd.) daraufhin, dass Negativität nicht einfach Wahlmöglichkeiten erzeugt, nach denen wir das eine »ergreifen und folglich andere ausschließen« (ebd.), sondern dass sie auch die Referenz entzieht, an der wir messen könnten, welche Wahl falsch und welche richtig ist. Mit den Inhalten werden also auch die Anwendungsregeln infrage gestellt.

Wie wir bereits zu Anfang des Kapitels gesehen haben, muss letzterer Aspekt nicht für metaphorische Bezugnahmen gelten. Innerhalb eines Symbolsystems kann metaphorische Wahrheit von metaphorischer Falschheit sehr wohl differenziert werden. Iser's Argument, dass sich mit literarischer Negativität auch die Referenz für die beigesteuerten Vorstellungsgelände entzieht, gilt also in erster Linie für die Negation von (moralischen) Normen. Folgt man Holland (1979) wird jedoch gerade dieser Bereich wesentlich durch unbewusste Abwehrmechanismen beeinflusst. Das Über-Ich ist die Referenz, an der sich die Gestaltung negativer Textstrukturen ausrichtet. Wenn sich bei der literarischen Interpretation also Referenzmöglichkeiten entziehen, so tun sie das lediglich an der Oberfläche unseres Bewusstseins.

Die folgende Darstellung zeigt die Funktionen literarischer Negativität zusammenfassend in einem Modell. Für eine Darstellung, die zusätzlich zum Rezeptionsprozess auch die Rezeptionsbedingungen abbildet, sei an dieser Stelle auf das Modell von Schutte (1997, S. 168) verwiesen.

Abbildung 1: Interaktives Rezeptionsmodell literarischer Negativität
(F. Huber im Anschluss an Iser 1984)



Erklärung zum Modell: Auf syntagmatischer Ebene ruft der Text durch Leerstellen eine Verknüpfungsaktivität, auf paradigmatischer Ebene durch Negationen den Habitus des Lesers auf. Der Leser wird über Konstruktions- und Positionierungsanregungen dazu aufgefordert, die Sinn-gestalt des Textes aktiv herzustellen. Das Werk wird durch ihn und seine Leseaktivität konkretisiert. Die Interaktivität dieses Prozesses ergibt sich aus der Wechselwirkung zwischen Anregung (Negativität) und Reaktion (Positivität = Konstruktion, Positionierung, Imagination).

OFFENE UND GESCHLOSSENE NARRATIVE FORMEN

»... denn Gott macht die Welt und denkt dabei,
es könnte ebensogut anders sein«
(Musil 1957, S. 19).

Kaufmann (2005, S. 159) stellt als Ergebnis seiner empirischen Forschungen einen »immer schärferen, grundlegenden Widerspruch zwischen zwei Formen der Subjektivität« fest: »Der narrativen Subjektivität mit identitärer Kraft, die in dynamischer Form durch die Erzählung ein geschlossenes Sinngefüge herstellt, und einer sehr viel experimentierfreudigeren und offeneren reflexiven Subjektivität [...]« (ebd.). Im Anschluss daran stellt sich die Frage, wie »offene« und »geschlossene« narrative Formen zu denken sind und in welcher möglichen Wechselwirkung sie mit biographischen Erzählungen stehen. Der folgende Abschnitt ist ein Versuch, die oben diskutierten Prozessmerkmale literarischer Rezeption mit den lebensweltlichen Aspekten einer narrativ konstruierten Identität zusammenzudenken.

Geschlossene Erzählformen zeichnen sich im Allgemeinen dadurch aus, dass sie dem Rezipienten/Subjekt erlauben seine Interpretationen zum Werk/zur Welt im Rahmen eines sicheren, vorgegebenen Sinngehäuses zu leisten. Sie sind im Besonderen, sowohl in literarischer Hinsicht, als auch im Hinblick auf lebensweltliche Narrationsangebote ein charakteristisches Merkmal der gegenwärtig florierenden »Psychokultur« (vgl. dazu Keupp 1994, S. 339-342). Eine Kultur, die den Subjekten der Postmoderne zunehmend als Refugium dient, weil sie in einer Zeit gesellschaftlicher Umbruchserfahrungen große Teile für einen *sinnvollen* Lebensentwurf als fertige Narrationspakete anbietet. Der folgende Ausschnitt aus dem Erfahrungsbericht einer Leserin formuliert eine Re-

aktion, die häufig im Kontext geschlossener Erzählformen zu beobachten ist:

»Wo ich vorsichtig ein ›Ich glaube‹ formulierte, sagte dieses Buch ›Ich weiß‹. Die Angst, allein und unverstanden auf dieser Welt zu sein, fand ihr Ende. Es gab einen Menschen, der meine Lebensphilosophie formuliert und in einem Buch festgehalten hatte« (privater Erfahrungsbericht zit. in Koch & Keßler 2002, S. 109).

Im Kontrast dazu, regen offene Erzählstrukturen zur selbstständigen Erkundung von Interpretationswegen an. Anders als geschlossene Narrationsformen liefern sie den Horizont, vor dem die einzelnen Interpretationen geleistet werden, aber nicht gleich mit. Vielmehr konstruieren sie über sprachliche Negativität (s.o.) einen Raum, der nach den Möglichkeiten fragt, ohne ihre Ausgestaltung zu bestimmen. Indem sie verschiedene Sinnstrukturen dispositionale aufrufen, machen offene Erzählformen Widersprüche erst bewusst. Im Kontrast dazu, erzählen sich geschlossene Narrationsformen über Widersprüche hinweg, indem sie mit prophetischer Geste auf eine übergeordnete Sinngestalt verweisen.

Lesser (1962, S. 94ff.) hat bereits darauf hingewiesen, dass die »Offensichtlichkeit« von literarischen Texten ihre Wirkung einschränkt. Offensichtlich sind jedoch vor allem geschlossene Erzählformen. Sie »präsentieren«, wo offene nur dezent »konturieren« und damit Erzählraum konstruieren. Vergleicht man weiterhin die Fragen, die für beide Narrationsformen typisch sind, so geben geschlossene Erzählangebote vermehrt Antworten auf die Frage »Warum?«, während offene Formen das »Wie?« betonen.

Herausforderungen offener Narrativität

Offene Erzählformen sind für die Rezipienten mit Gestaltungschancen, aber auch mit besonderen Herausforderungen verbunden. Eine mögliche Problematik besteht darin, dass sich die Rezipienten/Subjekte mit ihren Verknüpfungsleistungen und mit ihren Positionierungen *in einem Netz aus Möglichkeiten verstricken* und aus Verunsicherung einen Nebenschauplatz fixieren, der allein nicht dazu beitragen kann, die Sinngestalt des Textes/der Lebenswelt hervorzubringen. Auf der Ebene lebensweltlicher Diskurse werden Möglichkeiten schon durch die dafür benötigten Ressourcen erheblich eingeschränkt. Wie die Forschungen zur »psychologischen Reaktanz« (vgl. Dickenberger et al. 1993) zeigen, regen allerdings gerade Einschränkungen Individuen dazu an, alternative Wege für

die Realisierung ihrer Handlung zu suchen. Die Flucht in utopische Erzählungen, wie sie vor allem bei jungen Erwachsenen zunehmend zu finden ist, ist eine mögliche Reaktion auf die Ambivalenz zwischen potenziellen Erzählräumen und ihre soziale Einschränkung; Die (resignierte) Hinwendung zu geschlossenen Erzählformen und die Adaption regressiver Lösungen eine andere. Diesen Narrationswegen steht die Möglichkeit gegenüber, die eigene Antwort als »Projekt« zu formulieren (vgl. S. 40ff.; Kraus 2000, S. 164ff.) und damit selbst offen zu bleiben. Wobei dieses »Offen-Bleiben« nicht mit »Beliebigkeit« gleichzusetzen ist. Wie oben herausgestellt wurde, sind auch literarische Interpretationen nicht beliebig. Zudem steht Offen-Sein in einem positiven Bezug zu einer zunehmend geforderten Flexibilität, während Beliebigkeit bereits den Zustand eines massiven Identitätsverlustes markiert.

Die zweite Problematik, die mit offenen Erzählformen verbunden ist, ist die *Vermeidung von Festlegungen* und damit die Aufschiebung der Konkretisation. Interpretationen, die in der »Schwebe« bleiben, erhöhen zwar die narrativen Anschlussmöglichkeiten, erschweren jedoch die Konstruktion einer Sinngestalt, die nur dann hervortritt, wenn Interpretationen »geerdet« werden. In der literarischen Rezeption ist ein »hypothetisches Erzählen« über weite Strecken möglich, jedoch müssen auch dort Festlegungen getroffen werden, um dem Text einen verstehbaren Sinn zu geben. Analog dazu müssen auch in der Lebenswelt Entwürfe und Projekte eine kulturelle »Erdung« erfahren, um verhandelbar zu sein. Gebote, die nicht geäußert werden, haben auch keine Chance mitverhandelt zu werden. Die Vermeidung von Festlegungen erreicht dort ihren kritischen Punkt, wo gesellschaftliche Erwartungen und Fremdpositionierungen, v.a. solche, die die eigene Sinngestalt gefährden, eine Positionierung vom Subjekt einfordern.

Die dritte Herausforderung, die sich im Hinblick auf offene narrative Formen zeigt, ist die mit ihnen zunehmende *Selbstverantwortung*. Das Selbst ist in offenen Erzählschemata erheblich für das Hervorbringen einer Sinngestalt verantwortlich. In der literarischen Rezeption ist es dem Leser mit seinen Interpretationen möglich auch unkonventionelle oder »verrückte« Sinngestalten zu unterstützen, weil er keine ernsthaften Konsequenzen zu befürchten hat. In der Lebenswelt jedoch muss die vom Subjekt konstruierte Sinngestalt eine sein, die auch von anderen anerkannt, zumindest jedoch akzeptiert wird. Während sich die literarische Rezeption also – psychoanalytisch gesprochen – auf der Ebene des Primärprozesses bewegen kann, muss sich die lebensweltliche Verhandlung an der rationalen Logik gesellschaftlich formulierter Konventionen orientieren.

Den genannten Herausforderungen offener Narrativität steht die *Überforderung* als Disposition gegenüber. Die mit offenen Erzählformen einhergehende Notwendigkeit passende Interpretationswege zu finden, die zu einer übergeordneten Sinngestalt führen, kann in der Lebenswelt eine ausgeprägte Sinnkrise evozieren. Die durch die Negation von Normen angeregte Kommunikation zwischen Trieb und Abwehr (s.o.) kann diesen kritischen Prozess verstärken. Eine gegenwärtig beobachtbare Reaktion der Überforderung durch offene Erzählformen entgegenzuwirken, ist die zunehmende Flucht in geschlossene Narrationsangebote. Wie der folgende Erfahrungsbericht zeigt, kann paradoxerweise gerade die Rigidität dieser Erzählangebote in Subjekten das Gefühl von Freiheit hervorrufen:

»[...] Ich schlag 'n Buch auf, les' einen Satz und sag ›Das ist die Wahrheit, für mich‹, und zwar 'ne Befreiungswahrheit. [...] Osho war für mich, hat 'ne Befreiungsphilosophie für jeden einzelnen Menschen. [...] Deswegen der Osho sagt ›Psychologie klar, komm zu deiner Seele, dann erfährst du Gott‹. Und das ist diese Befreiung von den kulturellen Knebeln« (Mia W. in einem Interview, das für diese Arbeit geführt wurde).

Die Verfasserin des folgenden Erfahrungsberichtes liefert im Kontrast dazu ein Beispiel für einen reflexiven Umgang mit literarischen Formen:

»Es gibt kein ›WAHRES BUCH‹ (z.B. Bibel, esoterische Weisheiten). Es ist wichtig, offen zu bleiben für die verschiedensten Gedanken und Anregungen. Lesen half mir, Stufe um Stufe weiterzugehen, mit einem Tempo, das meinen Kräften entspricht und mich noch atmen lässt« (privater Erfahrungsbericht zit. in Koch & Keßler 2002, S. 129).

***Der Mann ohne Eigenschaften* als Beispiel offener Erzählung**

»Weil also die Schematisierung, das Bereitstellen eines beschränkten Normen- und Wertrepertoires, ein Werk des Kulturkollektivs ist, d.h. des von Generation zu Generation mitgeschleppten Über-Ichs, revoltiert der individuelle Künstler gegen jede glatt kohärente und widerspruchsfreie Ideologie. Und zwar nicht, indem er eine ebenso glatte Utopie konzipiert, sondern in dem er den vom Kollektiv als unbrauchbar abgespaltenen Elementen, den nicht realisierten und vielleicht nicht realisierbaren Möglichkeiten, einen modifizierten Zugang zum Bewusstsein verschafft« (Hansen 1981, S. 205).

Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (hier 1957) ist so ein revolutionäres Kunstwerk, das dem Leser das Repertoire seiner realisierten und nicht realisierbaren Möglichkeiten bewusst macht. Nach Berger (1994, S. 111) ist Literatur, v.a. die moderne Form des Romans, der »beste Leitfaden zur Bestimmung der modernen Individualität«. Auf Musils Hauptwerk trifft dies im besonderen Maße zu. Sein Roman ist ein Paradebeispiel offener Erzählung, die zugleich in eindrucksvoller Weise zeigt, dass Literatur die »Möglichkeit mentaler Vergegenwärtigung« (Mennecke-Haustein 2000, S. 238) besitzt. Im Folgenden sei der Aspekt der »Offenheit« an diesem Werk skizziert.

In einer Anmerkung vom November 1952 schreibt der Herausgeber Adolf Frisé in seinem Nachwort (1957, S. 1663): »Der Mann ohne Eigenschaften« und das persönliche Bild Robert Musils waren, nicht erst zuletzt, ein unteilbares Ganzes geworden. Selten in der Literatur reflektiert ein einzelnes Werk die Gestalt eines Dichters derart konzentriert, ja ausschließlich wie dieser Roman«. Dieses Gesamtkunstwerk aus Biographie und Dichtung ist jedoch weitaus weniger kohärent wie es hier mit Frisé anmutet. Der Roman zeigt schon deswegen eine offene Struktur, weil er wegen des unerwarteten Todes Musils ein – wenn auch umfangreiches – Fragment geblieben ist. Ein Fragment, das nach dem Tod des Autors v.a. für den Herausgeber eine besondere Herausforderung darstellt: »Eine fast unübersehbare Flut von Studien, Entwürfen, immer wieder korrigierten Versuchen spiegelte die durch mehr als zwei Jahrzehnte ununterbrochen gebliebene Arbeit« (a.a.O., S. 1661). Diese Flut ist v.a. die Folge der aufwendigen Selbstreflexion Musils: »In fortlaufenden selbstkritischen Kommentaren kontrollierte er alle als möglich erkannten Wege, ehe er sich für den einzig ergebnen entschied« (a.a.O., S. 1662). Der »Möglichkeitssinn« in Musils Werk hat also nicht nur paradigmatischen, sondern auch prozessualen Charakter.

Für die zu Lebzeiten Musils veröffentlichten Kapitel steht der Leser noch nicht bewusst vor dieser »Flut« an möglichen Narrationswegen. Der Autor selbst hat den Möglichkeitsprozess reduziert, indem er sich mit seiner Druckfreigabe für eine bestimmte Version entschieden hat. Doch mit der posthumen Veröffentlichung fragmentarischer Kapitel und einer Auswahl der zahlreichen Studien, Anmerkungen, Entwürfe und frühen Entwürfe, steht auch der Leser vor der Aufgabe des Autors bzw. des Herausgebers: Er muss die Sinngestalt des Textes in seiner Offenheit rekonstruieren und trotzdem eine lesbare Erzähllinie finden. Erst mit dieser Phase der Veröffentlichung wird dem Leser der musilsche Möglichkeitssinn vollends vor Augen geführt. Somit trägt auch das Schicksal in Form des frühen Todes Musils wesentlich dazu bei, die Prozesshaftigkeit musilschen Denkens zu Tage zu bringen: »[...] denn

Gott macht die Welt und denkt dabei, es könnte ebensogut anders sein« (a.a.O., S.19).

Die Offenheit des »Mannes ohne Eigenschaften« lässt sich im Weiteren auch an der sprachlichen Gestaltung des Textes darstellen. Dazu ein Beispiel: Das heimat sinnende Gefühl seines Protagonisten beschreibt Musil mit folgenden Worten: »[...] und er ließ sich in ihr mit dem Gefühl eines Wanderers nieder, der sich über die Ewigkeit auf eine Bank setzt, obgleich er ahnt, dass er sofort wieder aufstehen wird« (ebd.). Passagen wie dieser begegnet man häufig in Musils Roman. Im o.g. Beispiel wird die Vorstellung des »Niederlassens über die Ewigkeit« im selben Atemzug hervorgerufen und wieder zurückgewiesen. Der Leser kann sich an dieser Stelle gar nicht erst in das Gefühl der ruhenden Ewigkeit hineinerzählen, weil in ihm noch im selben Augenblick die Vorstellung des rastlosen Aufstehens geweckt wird.

Auf paradigmatischer Ebene zeigt sich die Offenheit ganz explizit am Hauptthema des Romans: Die »Auseinandersetzung des Möglichkeitsmenschen mit seiner Wirklichkeit« aus der sich letztendlich drei Utopien ergeben: »Die Utopie der induktiven Gesinnung oder des gegebenen sozialen Zustands. Die Utopie des anderen [...] Lebens in Liebe. [...] Die Utopie des reinen ›anderen Zustands‹ mit ihrer Mündung oder Abzweigung in Gott« (a.a.O., S. 1621 in Kapitel 128, das aus Studien veröffentlicht wurde).

Mit der folgenden Äußerung legt Musil dem Leser schließlich auch seine auktoriale Intention offen: »Die geschlossene Ideologie durch eine offene ersetzen [...]; den Geist nehmen, wie er ist: als etwas Quellendes, Blühendes, das zu keinen festen Resultaten kommt. Das führt zur Utopie des anderen Lebens« (a.a.O., S. 1626).

Die offene Struktur des Romans hat auch Folgen für die sekundärliterarische Reflexion. So hat sich Böhme (1974) im Rahmen seiner literatursoziologischen Darstellung für die »Collage-Technik« (a.a.O., S. 8) entschieden, weil sie »ein neues Spannungsfeld, einen veränderten Bezugsrahmen um diesen Autor [erzeugt], der bislang nur im Kontext zeitgenössischer bürgerlicher Theoriebildung betrachtet wurde« (ebd.). Allerdings braucht Böhme die Collage-Technik nicht nur um die inhaltliche Perspektive in ein neues sozialkritisches Licht zu stellen, und damit gegen eine »bürgerlichere Theoriebildung« (vgl. Roth 1972) abzuheben, sondern schon wegen der komplexen und »offenen« Struktur, die es unmöglich macht, Musil linear zu erfassen. Schon der Gliederungsentwurf einer Sekundärliteratur zu Musil muss sich am musilschen Möglichkeitssinn beweisen. Die Verzahnung seiner zahlreichen Essays mit dem Roman verstärkt diese Herausforderung. Musils Werk zwingt den

Interpreten die kohärent lineare Betrachtung von Autor und Werk aufzugeben.

Berger (1994) sieht im Hinblick auf das offene Ende von Musils Werk zwei mögliche Interpretationswege:

»Der eine ist die skeptische, wissenschaftlich-reflektierende und dennoch leidenschaftliche Parteinahme für die moderne Freiheit. Der andere besteht in der religiösen Suche nach dem wahren Ich, wie es sich in der Transzendenz offenbart. Es gibt einen säkularen und einen mystischen Ulrich, und Musil lässt uns im Ungewissen darüber, welcher sich am Ende des Romans durchsetzen wird« (a.a.O., S. 127).

In der textexegetischen Forschung zu Musil gibt es unterschiedliche Thesen, die sich je auf eine mögliche, spezifische Anordnung des Nachlassmaterials stützen. Die von Frisè herausgegebene Standardausgabe ist laut Berger (a.a.O., S. 127) so geordnet, »dass Ulrichs Experiment mit dem ›anderen Zustand‹ scheitert«. Berger hingegen nutzt die kritische Position der englischen Übersetzer, die glauben, dass Musil den Roman mit den »heiligen Gesprächen« beenden wollte, was zugleich bedeuten würde, dass das religiös-mystische Experiment von Ulrich und Agathe gelungen wäre. So wird deutlich, dass Musils »Möglichkeitssinn« nicht nur im Werk, sondern darüber hinaus auch in der sekundären Interpretation zum Ausdruck kommt. Musil ist der erste moderne Autor, der sowohl den gewöhnlichen als auch den fachlichen Leser nicht nur zum Nachdenken, sondern v.a. zu jenem Entscheidungstrieb anregt, der für das postmoderne Selbst so unerlässlich geworden ist.

PSYCHOANALYTISCHE LITERATURINTERPRETATION

»Es sind die Poeten, die das Unbewusste entdeckt haben« (Sigmund Freud).

Psychoanalyse und Literatur stehen von Anfang an in einer intensiven kulturellen Wechselbeziehung. So stellt Reh (1998) heraus, dass psychoanalytische und mythologische Literaturmodelle »nicht nur einen entscheidenden Einfluss auf die Literaturkritik und -wissenschaft ausgeübt [haben], sondern auch auf die Dichtung, ihr Selbstverständnis und ihre Kreationen« (a.a.O., S. 10). Im Gegenzug dazu weist Starobinski (1990) daraufhin, dass Literatur und Philosophie selbst einen bedeutenden Beitrag zur Herausbildung einer psychoanalytischen Theorie geleistet haben.

Der Anfang des interdisziplinären Dialogs lässt sich mit Muschgs Antrittsvorlesung unter dem Titel *Psychoanalyse und Literaturwissenschaft* 1930 in Zürich datieren.¹ Der Ursprung der psychoanalytischen Literaturinterpretation findet sich jedoch 30 Jahre vorher in Freuds *Traumdeutung* (1899/1900).² Analog zu den darin verfassten Interpretationsansätzen, wird aus psychoanalytischer Perspektive angenommen, dass Literaturrezeption, als kultivierte Art des Tagträumens, auch ähnlichen Konstruktionsmerkmalen folgt. Im Einzelnen: *Verdichtung*, *Verschiebung*, *Symbolisierung* und *Dramatisierung*. Die Rezeption von Li-

1 Ausführlich zur historischen Entwicklung des Dialogs siehe Groeben (1972, S. 122ff.).

2 Eine Einführung zu Freuds Psychoanalyse in der Literatur- und Kulturwissenschaft liefert De Berg (2005).

teratur ist demnach »nur ein reicher und ausgestaltungsfähiger ›Tagtraum« (Bartels 1981, S. 13).³

Das theoretische Fundament für die Erklärung der literarischen *Kommunikation* liefern jedoch die Theorien zur *Übertragung* und *Gegenübertragung* (vgl. dazu Skura 1981; Raguse 1991; Pietzcker 1992). Nur mit dem Verweis auf diese Konzepte, wird Literaturinterpretation auch spezifisch zum psychoanalytischen Modell:

»Der Autor organisiert mit dem Text eine Übertragung auf den Adressaten. Schreibend erstellt er eine auch unbewusste Szene in der sein Selbstbild einem Bild des Adressaten gegenübertritt. Er lädt dazu ein, lesend eine Rolle einzunehmen, sich z.B. erschüttern oder erheitern zu lassen. Auf solche Übertragung antwortet der Adressat mit Gegenübertragung, bringt seine Szene ins Spiel und erschafft sich lesend den Text« (Pietzcker 2000, S. 723).

Die Haltung der beiden Kommunikationspartner ist dabei implizit. Der Autor zieht sich im Text als Person zurück, ist jedoch als impliziter Autor gegenwärtig. Die implizite Haltung des Lesers, ist im Anschluss an Schutte, sogar als notwendige Bedingung der literarischen Erfahrung zu betrachten:

»Kann die Lektüre daran scheitern, dass es dem Leser nicht gelingt, den Text von einem vorausgesetzten impliziten Leser-Blickpunkt auch als sinnvollen und konsistenten wahrzunehmen, so wird die Lese-Erfahrung dann andererseits ganz ausbleiben, wenn sich der Leser nicht auf das Spiel mit der impliziten Leserrolle einlässt, d.h. sich *nur* beobachtend verhält« (Schutte 1997, S. 180).

Folgt man Pietzcker (2000, S. 723), weiß der Interpret, dass er sich mit dem Text in einer Übertragungs-Gegenübertragungs-Szene befindet: »Er analysiert sein eigenes Verhalten als Antwort auf den Text, erschließt von diesem aus dessen Strategien und die Szenen, in die er die Lesenden lockt« (ebd.) Nur so kann der Interpret »alle Momente des Textes als Rezeptionsangebot deuten« (ebd.). Rutschky (1978) formuliert diesen Prozess als Analogie zum psychoanalytischen Setting:

»Ein wesentliches Moment der Übertragung in der analytischen Therapie ist, dass der Analysand dem Analytiker magische Autorität zuschreibt, dieselbe Autorität schreibt der Leser dem Autor zu; das Zeitgefühl ist hier wie dort reduziert; der Leser wie der Analysand überlässt sich gleichsam verantwortungs-

3 Eine kritische Diskussion des Traummodells im Kontext der Literaturinterpretation liefern Bartels (1981) und Pietzcker (2000).

los gewissen Materialien; in der analytischen Situation kann der Analysand nur zum Analytiker Beziehungen aufnehmen – und der Leser ist auf das Personenrepertoire des Werkes beschränkt; ebenso sind in beiden Situationen die Arten der Beziehung eingeschränkt: Der Leser kann etwa mit den literarischen Figuren so wenig diskutieren wie der Analysand mit dem Analytiker« (a.a.O., S. 194).

Groeben (1972, S. 112) weist in diesem Kontext allerdings daraufhin, dass die psychoanalytische Methode der *freien Assoziation* der wissenschaftlichen Reflexion von literarischen Rezeptionsprozessen nur als implizite Methode dienen kann. Denn im Gegensatz zur psychoanalytischen Therapie, legt der Leser seine Deutungen beim Lesen nicht vor. Die meisten der psychischen Vorgänge, die zur Konstruktion der literarischen Sinngestalt beitragen, bleiben ihm unbewusst oder werden zumindest nicht ausgesprochen.

Auf der Seite der Psychoanalyse haben sich viele Autoren nach Freud um das Verhältnis zwischen Psyche und Literatur, bzw. um die Wechselwirkung zwischen dem Unbewussten und dem Imaginären bemüht.⁴ Da sich die Arbeiten von Norman Holland besonders um die Darstellung der *Rezeption* bemühen (vgl. 1968), die Hauptthesen empirisch erforscht wurden (vgl. 1975) und Holland zudem explizit die Wechselbeziehung zwischen Identität und Literatur aufsucht (vgl. 1979, 1998), sei sein Ansatz hier stellvertretend für ein psychoanalytisches Literaturmodell skizziert.

Der Ansatz Norman Hollands

Für Lesser (1957, S. 44 zit. in Rutschky 1978, S. 283) ist die Hinwendung zur Literatur vor allem durch ein epistemisches Interesse motiviert: »We turn to fiction [...] not so much to satisfy already known needs as to find out, what our needs are«. Bartels (1981, S. 15) wiederum hebt mit Blick auf Freud den Lustgewinn hervor: »Nicht Einsicht, sondern Lustgewinn ist das erste und letzte Ziel der Poesie; Erkenntnis bleibt allein der rationalen Welterfahrung vorbehalten« (ebd.). Ebenso

4 Eine historische Studie zum Interessenskomplex Psychoanalyse und Literatur liegt mit Rutschky (1981) vor. Eine ausführliche und kontrastreiche Darstellung von psychoanalytischem und mythologischem Modell liefern Groeben (1972, S. 100-137) und Reh (1998). Eine hilfreiche Literaturzusammenstellung zum psychoanalytischen Literaturdiskurs findet sich bei Pietzcker (2000, S. 723). Eine allgemeine Themenübersicht der Diskursarena »Literaturpsychologie« liefert Langner (1986).

ist für Holland die literarische Erfahrung in erster Linie ein Lustgewinn, der bei ihm spezifisch damit begründet wird, dass sich mit der Rezeption ein psychisch bedeutsamer Transformationsprozess vollzieht: »Literature transforms our primitive wishes and fears into significance and coherence, and this transformation gives us pleasure« (1968, S. 30).

Holland geht davon aus, dass uns das literarische Werk eine Phantasie anbietet, die wir als eigene erfahren, weil wir sie mit unseren individuellen Bedürfnissen und Ängsten verweben. Er stützt diese These auf die Beobachtung, dass Leser die Nacherzählung von bekannten Texten unbewusst nach ihren Triebwünschen gestalten (vgl. a.a.O., S. 317ff., 1973, 1975). Bettelheim (2001) liefert dazu ein passendes Beispiel. Er forderte seine Studenten auf, sich an ein Märchen zu erinnern, das in ihrer Kindheit wichtig für sie war. Mit folgendem Ergebnis:

»Es stellte sich heraus, dass alle diese sehr intelligenten Studenten anfangs davon überzeugt waren, sie hätten sich genau an die ursprüngliche Version des Märchens erinnert. Es war für sie äußerst aufschlussreich, herauszufinden, wie sehr sie die Geschichten in ihrer Erinnerung dann doch verzerrt hatten. Die Märchen, so wie die Studenten sie erinnerten, wichen nicht nur deutlich vom Original ab, sondern oft waren diese Geschichten auch Kombinationen von zwei oder mehr Märchen. Manchmal hatten auch Randfiguren oder nebensächliche Ereignisse in der Erinnerung eine zentrale Bedeutung gewonnen, oder wichtige Einzelheiten waren in ihr genaues Gegenteil verkehrt worden« (a.a.O., S. 9).

Holland (1973) erklärt sich die individuellen Abweichungen bei Textinterpretationen damit, dass Leser literarische Texte ihrem »personal myth«⁵ (auch als »ego style« oder »identity theme« variiert) entsprechend interpretieren. Mit der Orientierung an dieser »heroischen Erzählung«, die wesentlich unsere Identität repräsentiert (vgl. McAdams 1996), ist nach Holland auch eine enge Ausrichtung der Phantasien am Über-Ich verbunden. Deswegen ist die vom Leser konkretisierte Sinngestalt des literarischen Textes nicht nur durch seine Phantasien geprägt, sondern auch wesentlich durch die individuelle Dynamik seiner psychischen Abwehr bestimmt. Wie Bartels (1981, S. 22) erwähnt, kann sich für den Leser daraus eine »merkwürdige Paradoxie« ergeben: »Wir verstehen, ohne ergriffen zu sein, und sind ergriffen, ohne zu verstehen« (ebd.).

Eine bedeutende Konsequenz von Hollands Position ist, dass sich der Leser durch seine Abwehraktivität dem »magischen« Einfluss des Autors entzieht, was im Weiteren bedeutet, dass Literaturrezeption nur

5 In Anlehnung an Maurons (1962) Begriff »mythe personnel«.

bedingt als Kommunikation zu verstehen ist (vgl. Holland 1973, S. 116ff.): »Im Gegenteil, sie bietet den Lesern Gelegenheit, sich von der Kommunikation auszuschließen« (Rutschky 1978, S. 200).

Rutschky verortet Hollands Position im Hinblick auf seine Aussagen zur literarischen Kommunikation in der Nähe von Habermas Modell der Öffentlichkeit (1962) und Sachs Theorie der gemeinsamen Tagträume (1924):

»So wie die Teilnehmer an der literarischen Diskussion in den Texten ein Material finden, das ihre Subjektivität zugleich larviert und ausspricht, so bildet die Literatur als gemeinsamer Tagtraum das Medium eines Austauschs über Gehalte, die darin zugleich abgewehrt und dargestellt werden. Wer zuerst das Wort ergreift, der Autor, kann dabei als Held erscheinen, aber indem sie seinen Text mediatisieren und darüber wie über einen eigenen sprechen, dürfen auch die Teilnehmer am literarischen Prozess heroische Züge annehmen. Dabei ist Verstehen und Phantasieren schwer zu unterscheiden« (Rutschky a.a.O., S. 207).

Hollands diskurstheoretische Synthese

Die am Ende des letzten Zitats erwähnte schwierige Differenzierung zwischen »Verstehen« und »Phantasieren« verweist an dieser Stelle auf die wesentliche Frage, »ob literarische Einheiten ›subjektiv‹ oder ›objektiv‹ sind oder genauer gesagt, in welcher Weise die subjektiven und objektiven Teile einer Interpretation miteinander verknüpft sind« (Holland 1979, S. 1130). Bartels (1981, S. 10) vertritt im Anschluss an Gadamer (1960) eine Position, die die subjektiven Anteile herausstellt: »Rede hat nur einen Sinn, sofern sie verstanden wird, und deshalb ist der poetische Text auch jeweils nur das Sinnganze, das sich im je *aktuellen Vollzug des Lesens oder Hörens* aufbaut« (Hervorhebung F. H.). Insofern die psychoanalytische Literaturtheorie weiterhin »eher nach der realen als nach der optimalen Rezeption« fragt (Schönau 1982, S. 5 zit. in Reh 1998, S. 158) vertritt auch sie grundlegend eine subjektivistische Position.

Holland (1968) geht im Anschluss an Lesser (1962) jedoch weiterhin davon aus, dass auch der *Textform*, eine wesentliche Funktion in der Literaturrezeption zukommt.⁶ Die Diskussion formaler Textaspekte ist jedoch hauptsächlich Bestandteil objektivistischer Diskurse. Hollands we-

6 Eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse Lessers liefert Groeben (1971, S. 120). Iser (1984, S. 76) weist ergänzend darauf hin, dass sich die Diskussion der literarischen Form für die Rezeption bereits in der »emotive theory« Richards (1929) findet.

sentlicher Verdienst besteht nun darin, beide Diskursperspektiven in einem Modell zusammenzuführen. Einerseits wird die Textrezeption bei ihm als eine dargestellt, die wesentlich durch individuelle Phantasien geprägt ist. Zum anderen kommt der Form des literarischen Werks eine bedeutende Funktion zu, weil ihr die Kanalisierung und Rhythmisierung der mit der Phantasie einhergehenden emotionalen Erregung obliegt. Für Holland ist die Form im Wesentlichen eine Defensivstruktur, »durch die im Werk selbst die Turbulenz der erwachten Triebphantasie wieder gezähmt und distanziert werden kann« (Iser 1984, S. 76 im Anschluss an Holland 1968, S. 104-133).

Text und Identität (Holland 1979)

Holland hat sich mit einem Artikel 1979 (im Orig. 1975) explizit um eine Heuristik zur Wechselbeziehung zwischen Literatur und Identität bemüht. Eine seiner zentralen Thesen lautet, dass literarische Interpretation eine »Funktion der Identität« erfüllt (vgl. 1979, S. 1135). Ein Argument, das vor allem im Kontext »narrativer Identität« eine aktualisierte Reflexion motiviert. Im Folgenden seien daher Hollands zentrale Thesen zum Verhältnis zwischen Text und Identität kritisch reflektiert.

Hollands empirische Studien (vgl. 1975) haben ihn zu der Annahme geführt, dass der Leser die Einzelheiten eines Textes nach Themen »ordnet« (vgl. 1979, S. 1129). Die Konzentration auf ein starkes Thema zeigt dabei die Bedeutung dieses Themas für das Selbst (vgl. ebd.). Holland geht, im Anschluss an Lichtenstein, weiterhin davon aus, dass es auch im Individuum so etwas wie ein »Identitätsthema« gibt.⁷ Dieses Identitätsthema wird durch die Themen repräsentiert, auf die sich der Leser im Text konzentriert. Die grundlegende Beziehung zwischen Text und Identität gestaltet sich für Holland wie folgt:

»[...] Wir alle benutzen als Leser das literarische Werk um in ihm ein Symbol unseres Selbst und schließlich unser Ebenbild zu entdecken. Mithilfe des Textes arbeiten wir unsere charakteristischen Bedürfnis- und Anpassungsmuster durch. Wir interagieren mit dem Werk, machen es zum Bestandteil unseres psychischen Haushalts und uns zum Bestandteil des literarischen Werks, während wir es interpretieren« (a.a.O., S. 1136).

7 Die gegenwärtige Diskussion zur »biographischen Kernnarration« z.B. bei Keupp et al. (2002, S. 229ff.) liefert einen aktualisierten und differenzier-ten Diskurs dieses Gedankens.

Gespiegelte Identität

Das o.g. Zitat verweist auf jenen Aspekt, den Iser bei Holland kritisch als »Platonismus« (1984, S. 73) bezeichnet. Nach Holland benutzen wir den Text, um in ihm »unser *Ebenbild* zu entdecken« (s.o., Hervorhebung F. H.). Nach Isers Vorstellung ist es aber, wie wir oben gesehen haben, gerade das »um Nuancen andere«, was die Wirkung der literarischen Rezeption evoziert. Deswegen setzt Iser dem hollandschen Rezeptionsmodell die Vorstellung einer asymmetrischen Beziehung zwischen Leser und Text gegenüber. Wenn wir in Hollands Konzept einen Schritt weitergehen, finden wir allerdings einen Aspekt, der zeigt, dass sich Isers und Hollands Modell nicht notwendig widersprechen. Denn bei Holland ist literarische Interpretation eine »Funktion der Identität, insbesondere einer Identität im Sinne von *Variationen* über ein Identitätsthema« (a.a.O., S. 1135, Hervorhebung F. H.). Wenn Hollands Identitätskonzept (im Anschluss an Lichtenstein) jedoch Variationen als wesentlichen Bestandteil der Identität kennt, ist es nicht gerechtfertigt, seine Vorstellung der literarischen Rezeption als alleinige Suche nach dem Ebenbild zu charakterisieren und damit auf ein »platonistisches« Modell zu reduzieren. Verhält es sich nicht vielmehr so, dass literarische Interpretation sowohl symmetrisch, als auch asymmetrisch verläuft? Suchen wir als Leser im Text nicht *sowohl* nach unseren Identitätsthemen (Kernnarrationen), *als auch* nach neuen Erzählanstößen (Variationen davon)?

Die empirische Studie, die im Rahmen dieser Arbeit durchgeführt wurde (vgl. Kapitel 3) zeigt, dass die Frage, ob die Interpretation von literarischen Texten symmetrisch oder asymmetrisch verläuft, nicht mit einer Pro-Contra-Position beantwortet werden kann. Vielmehr hängt die Beantwortung dieser Frage wesentlich davon ab, welche spezifische Erfahrung der Leser aus der Lektüre zieht. So wird mit der hier erhobenen Kategorie »Bestätigung« deutlich, dass Leser zum einen jene Lektüremomente als stärkend empfinden, in denen die eigene Situation – im Sinne des symmetrischen Rezeptionsmodells Hollands – »gespiegelt« wird. Andererseits gibt es Leseerfahrungen, die gerade deswegen als stärkend empfunden werden, weil sie die eigene Geschichte *nicht* so zeigen, wie sie in »Wirklichkeit« ist (asymmetrisches Rezeptionsmodell). Der hoffnungsvolle Blick in die Zukunft (vgl. dazu den Fall von Frau Rossali) ist beispielsweise notwendig asymmetrisch strukturiert, weil die eigene Geschichte darin als eine repräsentiert wird, die sich in positiver Weise von der gegenwärtigen Episode unterscheidet. Andererseits braucht gerade die Utopie im weiteren Sinne die (belastende) Gegenwart, also eine symmetrische Perspektive, als Vorlage, um sich daran abarbeiten zu können. Als weiteres Beispiel für eine asymmetrische In-

terpretation sind ambivalente Rezeptionsmomente zu nennen. Widersprüchliche Lektüererfahrungen sind, wie im Fall von Juliane F., unter anderem dadurch charakterisiert, dass der Leser im Text eine Variation seiner biographischen Erzählung liest, die dort erfolgreicher, glatter, lebbarer oder widerspruchsfreier, eben bedeutend anders erzählt wird (asymmetrische Interpretation). Wenn man jedoch gleichzeitig berücksichtigt, dass die individuelle Interpretation nur das hervorbringt, was in der Psyche des Lesers latent verborgen liegt, bzw. was in der Gesellschaft objektiv widersprüchlich strukturiert ist (vgl. dazu Becker-Schmidt 1990), spiegeln auch ambivalente Lektüremomente das Gegebene in symmetrischer Form.

Die Frage, ob literarische Interpretation symmetrisch oder asymmetrisch strukturiert ist, lässt sich, wie diese Skizzen zeigen, nur situativ beantworten. Und auch dann nur, wenn folgende Voraussetzungen gegeben sind: Zum einen muss sich das individuelle Identitätsthema des Lesers zeigen. Im Anschluss an Holland gibt eine starke Konzentration des Lesers auf ein Thema im Text Hinweise auf das gegenwärtig zentrale Identitätsthema. Zum anderen muss auch die zeitliche Orientierung der Interpretation berücksichtigt werden. Interpretationen, deren Narrationslinien eine »Hin-zu-Bewegung« fokussieren, sind schon deshalb asymmetrisch strukturiert, weil sie sich über die Gegenwart, d.h. über das *was ist*, hinwegzählen. Im Kontrast dazu, spiegeln Interpretationen, die sich als »Von-weg-Narration« charakterisieren lassen, gerade die bekannte Situation (symmetrisches Modell). In den meisten Fällen werden sich diese beiden Erzählperspektiven jedoch ohnehin nur schwer trennen lassen. Und nicht zuletzt muss eruiert werden, welche Interpretationszüge als »neu« empfunden werden und was im Hinblick auf das eigene Identitätsthema das spezifisch Neue ist.

Es stellt sich also nicht die Frage »Für oder gegen Holland?« bzw. »Für oder gegen Iser?«, sondern vielmehr *wann* literarische Interpretation mehr dem symmetrischen und wann mehr dem asymmetrischen Modell entspricht. Holland hat mit seinem symmetrischen Konzept literarischer Interpretation jedenfalls keinen Bedeutungsverlust zu befürchten, solange die über den Text verhandelte Identität bei ihm als Variation(en) über ein Identitätsthema gedacht wird (s.o.). Iser's asymmetrischem Konzept kommt in diesem Zusammenhang der Verdienst einer Kontrastierung zu, die den psychologischen Diskurs für die von der biographischen Kernnarration abweichenden Interpretationslinien sensibilisiert.

Literarische Interpretation – Eine Frage des Stils

Im Anschluss an seine empirischen Forschungen (vgl. 1973, 1975) stellt Holland im Weiteren ein *übergreifendes Prinzip* der literarischen Interpretation heraus: »Identität schafft sich selbst neu oder, um es anders zu sagen, Stil – im Sinn eines persönlichen Stils, schafft sich selbst« (a.a.O., S. 1136). Lesen trägt also nach Holland dazu bei, einen persönlichen Stil – im Anschluss an das Konzept der narrativen Identität könnte man auch von einem persönlichen *Erzählstil* sprechen – zu entwickeln. Vom Subjekt zum Text gedacht bedeutet diese These, dass die konkretisierte Sinngestalt des literarischen Textes maßgeblich durch den persönlichen Stil des Lesers geprägt ist.

Auch bei Meuter (1995, S. 262) erhält der Begriff des »Stils« im Kontext der Identität gegenüber dem des »Charakters« den Vorzug: »So wie ein Künstler einen prägnanten Stil ausbildet, ohne dabei in starre Reproduktionen zu verfallen, wäre der Stil einer Person dasjenige, was ihre individuelle Identität bestimmt, ohne dass diese sich zu der feststehenden starren Identität eines Charakters zusammenzieht« (ebd.). Meuter begründet seine Begriffswahl damit, dass der Begriff des »Stils« auf den Bereich der Kunst verweist, ohne darauf beschränkt zu sein, während der des »Charakters«, wie mit MacIntyres Diskursbeiträgen deutlich wird, stets in einem engen Bezug zum Moraldiskurs steht (vgl. a.a.O., S. 263). Und nicht zuletzt ist Stil im Anschluss an Wittgenstein (1984a) mehr als ein ästhetisches Etikett. Stil ist eine Lebensform – der Stil ist der Mensch selbst (vgl. »Le style c'est l'homme« als übernommenes Zitat a.a.O., S. 561).⁸ Die literarische Rezeption trägt nach Holland wesentlich dazu bei, diesen persönlichen Stil auszugestalten.

Hollands logisches Prinzip

Hollands Argumentation zur Wechselbeziehung zwischen Text und Identität gründet im Wesentlichen auf der von ihm wahrgenommenen »Affinität« (1979, S. 1132) zwischen Identität und literarischer Einheit. Das folgende Prinzip drückt für ihn die logische Beziehung zwischen (literarischer) Einheit, Identität, Text und Selbst aus:

»Einheit/Identität = Text/Selbst« (ebd.).

8 Zur Reflexion des Stils bei Wittgenstein siehe Schulte (1989). Zur argumentativen Funktion des Stils im ästhetischen Diskurs liefert Steinbrenner (1996, S. 190ff.) im Anschluss an Wittgenstein, Danto und Goodman eine ausführliche Diskussion.

Die (a.a.O., S. 1132ff.) beschriebenen Charakteristika der einzelnen Beziehungselemente lassen sich tabellarisch wie folgt zusammenfassen:

Abbildung 2: *Text, Selbst, Einheit und Identität im Vergleich*

Text/Selbst	Einheit/Identität
Daten	Konstrukte
relativ variabel	relativ fixiert
Unterschiede und Wandel	Gleichheit und Kontinuität
direkt erfahrbar	gänzlich abstrakte Prinzipien

Positiv fällt zunächst auf, dass Identität und literarische Einheit als »Konstrukte« verstanden werden (siehe Tab.). Ebenfalls als positiv muss die geleistete Differenzierung der diskursiven Erfahrungsebenen herausgestellt werden: »*Text* und *Selbst* sind direkter Erfahrung zugänglich, während *Einheit* und *Identität* gänzlich abstrakte Prinzipien darstellen, die aus der Erfahrung von *Text* und *Selbst* gewonnen werden« (a.a.O., S. 1133). Text und Selbst werden als variable Daten betrachtet, die situativ Erfahrungen (Interpretationen) verarbeiten. Diese Daten stehen in einem konstruktiven Verhältnis zu denen ihnen übergeordneten Sinnstrukturen, spezifisch zur literarischen Einheit bzw. zur Identität. Allerdings hängt der Gewinn der hollandschen »Logik« für den Diskurs »narrativer Identität« davon ab, wie die »relative Fixierung« von Identität, die analog zur literarischen Einheit proklamiert wird (siehe Tab.), interpretiert wird. Nur wenn diese relative Fixierung als relativ fixiert in Bezug auf die noch viel offeneren situativen Einzelerfahrungen des Selbst, also relativ zu den Möglichkeiten der Textebene, gelesen wird, macht Hollands Modell für den Diskurs »narrativer Identität« Sinn. Denn Letzterer hebt sich ja gerade durch seine offene Konzeption von traditionellen Vorstellungen ab, die Identität – aus Sicht der reflexiven Moderne – eben als »relativ fixiert« betrachten.

Der zweite Kritikpunkt an Hollands Modell betrifft die etwas zu kurz gegriffene Gegenüberstellung von literarischer Einheit und Identität (vgl. Einheit/Identität = Text/Selbst). Problematisch ist dieser algebraische Kunstgriff in zweifacher Hinsicht. Zum einen ist er aus Sicht des postmodernen Identitätsdiskurses problematisch, weil Identität in Hollands Konzept in einem direkten Zusammenhang mit »Einheit« repräsentiert wird. Das Konzept »narrativer Identität« stellt jedoch gerade im Hinblick auf die Erfahrung von Kohärenz heraus, dass Einheit von Subjekten heute nur noch situativ, in Form einer »Stimmigkeit«, erfahren werden kann (vgl. S. 43ff.).

Zum Zweiten ist, wie Bartels (1981) und Hansen (1981) zeigen, schon die Annahme einer »literarischen Einheit« problematisch. So stellt Bartels (1981, S. 16ff.) heraus, dass gerade die psychoanalytische Werkinterpretation die Annahme einer literarischen Einheit infrage stellen muss. Bartels begründet seine Position mit dem Verweis auf paradigmatische Leerstellen im Text, die erst durch eine psychoanalytische Interpretation Geschlossenheit im Werk erzeugen. Shakespeares *Hamlet* liefert eine berühmte Leerstelle, an der dieser Gedanke expliziert werden kann: Warum zögert Hamlet, den Tod seines Vaters zu rächen? Das Werk selbst liefert auf diese Frage keine Antwort. Erst mit den Annahmen der psychoanalytischen Theorie lässt sich eine Geschlossenheit für diese Szene *konstruieren*: Hamlet zögert, weil er selbst unbewusst wünscht seinen Vater zu töten und seine Mutter zu heiraten. Mithilfe des Ödipuskomplexes kann die Psychoanalyse also eine Deutung anbieten, die die Einheit des Werks an der Stelle wiederherstellt, an der der Dichter das Werk mehr oder weniger bewusst »geöffnet« hat.

Hansen (1981) geht mit seinem Beitrag noch einen Schritt weiter. Er geht nicht mehr wie Bartels (a.a.O.) davon aus, dass eine psychoanalytisch-reflexive Diskursperspektive durch Deutung Werkkohärenz konstruieren kann. Er zeigt am Spannungsfeld zwischen Primär- und Sekundärprozess, warum eine an der psychoanalytischen Persönlichkeitspsychologie orientierte Literaturbetrachtung die Einheit eines literarischen Kunstgebildes »weder als Wertmaßstab noch als Interpretationsziel« (a.a.O., S. 203) aufrechterhalten kann. Ihm zufolge, lässt sich im Werk zwar ein *Streben* nach Geschlossenheit erkennen, jedoch ist dieses bereits als Hinweis auf »unintegrierte oder unintegrierbare Bestandteile« (ebd.) zu interpretieren. Seine Argumentation stützt sich vor allem darauf, dass unbewusste Vorstellungen immer ambivalent sind (vgl. a.a.O., S. 204). Folglich müssen mit dem Text, der unbewusst motivierte Vorstellungen des Autors enthält und wesentlich durch die unbewussten Interpretationsanteile des Lesers konkretisiert wird, »Darstellungsformen gefunden werden, die in irgendeiner Weise diesen Ja-Nein-Charakter besitzen« (ebd.). Dadurch ist, Hansen zufolge, aber gleichzeitig die Annahme einer Kohärenz ausgeschlossen. Wenn die Psychoanalyse im Anschluss an Bartels (s.o.) also auf inhaltlicher Ebene noch eine Geschlossenheit durch ihre Deutung erzeugen kann, begründet Hansen die »unvermeidliche Inkohärenz des Kunstwerks« (a.a.O., S. 177) mit der dem Unbewussten inhärenten Ambivalenz. Eine Ambivalenz, die sich in der literarischen Rezeption im Besonderen offenbart, weil Sprache als »Medium des Sekundärprozesses par excellence« (a.a.O., S. 203) betrachtet werden muss. Dem im Text wirkenden Primärprozess steht als Konsequenz nur die Möglichkeit offen, »sich indirekt durchzusetzen, indem

[...] lineare Kontinuität und die logisch zu erfassende Thematik erhalten bleiben, die einzelnen Textelemente aber zugleich in konkurrierende, die dominanten Sinneinheiten regelmäßig negierende Gestalten eingehen« (a.a.O., S. 204). Stilmittel wie Metapher und Ambiguität stehen in diesem Verhandlungsprozess an der Schwelle zwischen primären und sekundären Interpretationslinien (vgl. Hiebel 1987, S. 129-154 bzw. Kris & Kaplan 1971, S. 243-264).

Die kritischen Reflexionen von Bartels (1981) und Hansen (1981) zeigen, dass die Annahme von »literarischen Einheiten« nicht einfach vorausgesetzt werden kann. Gerade in psychoanalytischen Literaturmodellen müsste die Verwendung dieses Begriffs – vor allem wenn er wie bei Holland in einem direkten Vergleich mit Identität diskutiert wird – gut expliziert werden.

Phasen literarischer Rezeption

Im Anschluss an die kritischen Betrachtungen zu Hollands Analogieprinzip sei abschließend für seinen Ansatz noch das in seinem Artikel dargestellte Phasenmodell skizziert. Mit ihm werden noch einmal die für ein psychoanalytisches Rezeptionsmodell typischen Prozessmerkmale formuliert.

Seine wesentlichen Forschungsergebnisse (1973, 1975) resümierend verweist Holland auf *vier Prinzipien*, die die Beziehung zwischen Identität und Literaturerfahrung kennzeichnen (vgl. a.a.O., S. 1136). Das »übergreifende Prinzip« des sich in der literarischen Rezeption immer neu schaffenden Stils wurde oben schon genannt. Im Anschluss daran, formuliert Holland drei Modalitäten, die sich als Rezeptionsphasen beschreiben lassen:

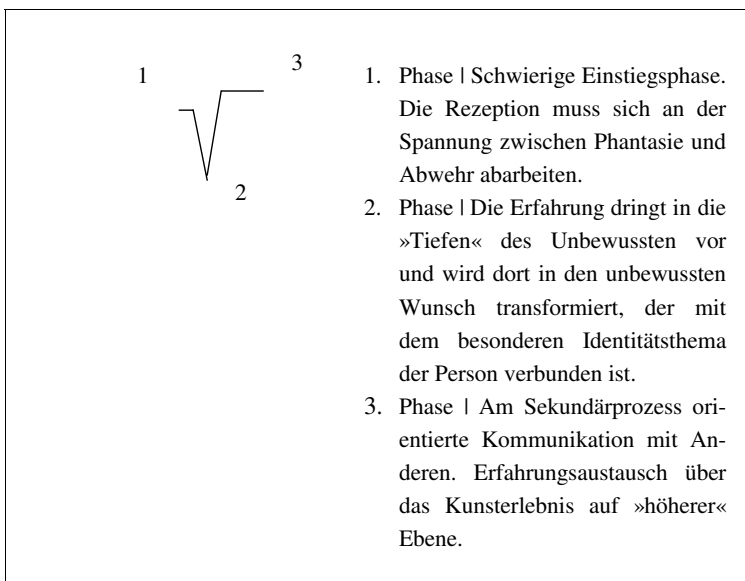
Zunächst erfolgt eine *kritische Phase der Reaktion*. Entscheidend für eine sinnstiftende Erfahrung der Literatur ist für Holland der Prozess zwischen Abwehr und Anpassung. Leser fiktionaler Texte gestalten den Text nach dem was sie lieben oder fürchten (vgl. a.a.O., S. 1137) und entwickeln dafür bestimmte Strategien: Sie (er)finden alternative Lesearten, konzentrieren sich auf ironische Passagen oder unterwerfen sich, wie der »naive Leser« (vgl. Hesse 1977, S. 189), völlig der Autorität des Autors. Doch Holland zufolge wird der Leser für die literarische Erfahrung erst dann zugänglich, wenn die Feinabstimmung zwischen Trieb und Abwehr so »organisiert« ist, dass nicht allein die Abwehr die Rezeption bestimmt. Erst dann ist das Werk »aufgenommen« (a.a.O., S. 1138).

Die zweite Phase der Literaturerfahrung besteht für Holland in der Ableitung spezifischer Phantasien. Der Phantasiegehalt, den objektivisti-

sche Positionen dem literarischen Werk zuschreiben, wird für Holland in Wirklichkeit *vom Leser geschaffen*, »um seine eigenen Triebe auszudrücken« (a.a.O., S. 1138): »Eigentlich erschafft jeder Leser im Rahmen seines eigenen Identitätsthemas das Werk neu. Erstens formt er es so, dass es durch das Netz seiner Anpassungs- und Abwehrstrategien schlüpft, mit denen er der Welt begegnet. Zweitens erschafft er daraus aufs Neue seine eigene, besondere Art von Phantasie und Befriedigung« (a.a.O., S. 1139).

In der dritten Phase der (sinnvollen) Rezeption wird das an den persönlichen Phantasien und Triebbefriedigungen ausgerichtete Werk am Gewissen und an der Realität reflektiert, um emotionale und kognitive Dissonanz zu vermeiden (vgl. a.a.O., S. 1139): »[...] Wir setzen das Werk auf einer intellektuellen oder ästhetischen Ebene neu zusammen und bedienen uns dafür bestimmter Strategien wie der professionellen, laienhaften oder vulgären Literaturkritik« (ebd.). Auf dieser Ebene sprechen wir mit anderen über das »Kunsterlebnis« und das Werk, das in dieser Phase bereits »von links nach rechts und von primitiven, »niedrigeren« Modi des Genusses zu »höheren« Würdigungen gewandert ist« (a.a.O., S. 1140). Um den Prozess der literarischen Rezeption in seiner »tiefenpsychologischen« Charakteristik graphisch darzustellen, bedient sich Holland der mathematischen Wurzel:

Abbildung 3: Phasen literarischer Interpretation



Abschließende Betrachtung

Ausgehend von einer skeptischen Perspektive gegenüber der objektivistischen Literaturkritik skizziert Holland (1979) eine Perspektive, die zeigt, wie Literatur aus psychoanalytischer Sicht zur Identitätserfahrung beiträgt und in welchem Verhältnis Text und Identität dabei stehen. Er stellt weiterhin heraus, dass eine sinnstiftende Erfahrung nicht allein vom Werk ausgeht, sondern mittels einer Interpretation hergestellt werden muss. Ob die Rezeption zu einer sinnvollen Erfahrung führt, hängt ihm zufolge davon ab, ob die individuelle Abwehrkonstellation eine tiefere literarische Erfahrung zulässt. Seine früheren Arbeiten (vgl. 1968) weisen zudem darauf hin, dass die literarische Form die mit den Phantasien einhergehende emotionale Erregung kanalisiert, und damit einen bedeutenden Einfluss auf die literarische Erfahrung ausübt.

Mit der These, dass sich Identität in der ästhetischen Erfahrung von Literatur selbst schafft und erneuert – »Mein Akt der Wahrnehmung ist auch ein Akt der Schöpfung, bei dem ich an der Begabung des Künstlers teilhabe« (a.a.O., S. 1145) – verweist Holland auf das »poietische Moment« des Identitätsprozesses, das in Kapitel 1 unter dem Begriff der »Subjektkunst« diskutiert wurde. Holland zufolge, besteht die einzige Möglichkeit Einheit im Text und analog dazu Identität als Person zu erfahren darin, »dass man sie aus dem eigenen Stil erschafft« (ebd.). Wie mit den kritischen Bemerkungen dazu deutlich wurde, ist jedoch gerade die Annahme einer »Einheit« mit Blick auf die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung und deren Folgen für die Identitätsarbeit problematisch.

Zwischenbilanz

Um Identität und Literatur in einem interdisziplinären Diskurs sinnvoll verhandeln zu können, ist ein theoretisches Konzept notwendig, das die psychologische mit der literaturwissenschaftlichen Perspektive verbindet. Wie oben bereits skizziert wurde, hat die psychoanalytische Theorie fundierte und empirisch weitreichend erforschte Konzepte, mit denen sich der Prozess der literarischen Rezeption sinnvoll beschreiben lässt. Doch selbst Hollands Ansatz, der die psychoanalytische Perspektive bereits in beeindruckender Weise mit der Identitätsfrage zusammenführt, hat Passungsprobleme mit der offenen Konzeption einer »narrativen Identität«. Vor allem bleibt er den Blick von der sprachlich-metaphorischen Ebene des theoretischen Diskurses auf die spätmoderne Lebenswelt schuldig.

Abschließend für die theoretischen Ausführungen sei ein Konzept skizziert, das in Aussicht stellt, diesen Blick leisten zu können.

BEDEUTUNGSKONSTRUKTION ZWISCHEN GEGENWART UND ZUKUNFT

Abbey & Valsiner (2005) vertreten in ihrem Artikel *Poetiken des Selbst* den Standpunkt einer kritischen Kulturpsychologie, die das Subjekt in seiner *flexiblen* Beziehung zur Kultur herausstellt. Grundlage dieser Positionierung ist ein Konzept von »Bedeutung«, das aus dem literarästhetischen Kontext stammt und das, wie im Folgenden gezeigt werden soll, in stimmiger Weise auf die Verhältnisse postmoderner Lebenswelten verweist. Im Zentrum dieses Konzeptes steht die Erfahrung von Ambivalenz:

»Bedeutung als Möglichkeit wird durch Ambivalenz – der Spannung zwischen dem gerade gewussten Augenblick und der antizipierten unbekanntem Zukunft – hergestellt« (a.a.O., S. 133, mit dem Verweis auf Abbey & Valsiner 2004).

Die hier fokussierte Spanne zwischen der bekannten Gegenwart und einer unbekanntem Zukunft ist, wie das folgende Zitat deutlich macht, ein wesentliches Charakteristikum literarischer Interpretation:

»Das alltägliche und ursprüngliche Verstehen [des Lesers; Anm. F. H.] [...] sucht nach der immanenten Einheit eines bestimmten Textes, indem es den Text Schritt für Schritt durchläuft, von bereits bekannten Einzelheiten tastend und probierend den Sinn des Ganzen vorwegnimmt, um diesen Vorgriff beim weiteren Eindringen in den Text zu verändern und zu korrigieren« (Bartels 1981, S. 18).

Den »Sinn des Ganzen« kann der Leser bei der Interpretation von literarischen Erzählungen ergo nur erfahren, wenn er sich tastend auf den Textraum einlässt. Dieses Interpretationsverhalten trifft auch auf die Subjekte postmoderner Lebenswelten zu. Auch sie erfahren mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel narrative »Leerstellen«, die sie nur tastend und experimentell erkunden können. Selbstverständliche Strukturen, eindeutige Lösungen und klare Differenzierungen sind im Repertoire der gesellschaftlichen Erzählungen nur noch in der Retrospektive vorhanden. »Gewusste Ungewissheit« heißt der Akt, der die Verhältnisse der »reflexiven« Moderne repräsentiert (vgl. dazu den Forschungsbericht des SFB 536 der Univ. München).

Das Konzept von Ambivalenz, das Abbey & Valsiner oben als notwendigen Bestandteil einer an Möglichkeiten orientierten Bedeutungskonstruktion skizzieren, ist in erster Linie ein temporäres. Es bezieht sich weder auf intrapsychische Prozesse, noch auf objektiv widersprüchliche Erzählangebote. Es fokussiert den Raum zwischen der Gegenwart und der Zukunft und verweist auf die Spannung, die dort zwischen dem »Gewussten und dem ›Noch-Nicht-Gewussten« (a.a.O., S. 134) entsteht. In diesem von Ambivalenz geprägten Bedeutungsraum, kommt es zu einem »Akt der Erfindung, in dem die Gegenwart noch nicht ganz verlassen, aber schon in die Zukunft hinein transformiert wird, und das Individuum den Schritt von dem was *ist* zu dem was *sein könnte* vollzieht« (ebd. mit dem Verweis auf weitere Quellen). Bedeutung wird im Anschluss an Abbey & Valsiner nicht in der Gegenwart, sondern in einer »Zwischenzone« (*zone of intermediation*) konstruiert. Eine Zone, »in der man in die Zukunft hinein handelt aus einer Position heraus, die einen in die Gegenwart als eine Version der subjektiv rekonstruierten Vergangenheit zwingt« (ebd.).

Für den postmodernen Identitätsdiskurs hat dieses Konzept in mehrfacher Hinsicht Bedeutung. Zum einen verweist es, wie oben bereits skizziert, auf die »existenzielle« Parallele zwischen der literarischen Interpretation und der Interpretation der Lebenswelt. Das Hineinerzählen in einen unbekanntem Erzählraum verbindet den Leser mit dem biographischen Erzähler der Postmoderne. In beiden Kontexten ist in gewisser Hinsicht eine experimentelle Haltung notwendig, um eine Sinngestalt hervorzubringen. Dabei gilt: Je offener die Narrationsangebote sind, umso mehr fordern sie zu einem Akt des Tastens und Experimentierens heraus (vgl. S. 65ff.).

Ein zweiter Aspekt, der im Hinblick auf den Identitätsdiskurs als positiver herausgestellt werden muss, ist die grundlegend offene Konzeption von »Bedeutung«: »Bedeutung als *Möglichkeit* [...]« (siehe Zitat oben, Hervorhebung F. H.). Natürlich gibt es auch in der Postmoderne

»bedeutende« biographische Erzählungen. Doch der Weg dorthin ist nicht mehr wie in früheren Epochen ausgedeutet. Verbindliche »Routenplaner« bieten nur noch »geschlossene« Narrationsformen an und die dramaturgische Fallhöhe postmoderner Biographien ist hoch. Anerkennung erreichen nur diejenigen Erzählungen, die es schaffen, das Netz aus Möglichkeiten zu einer stimmigen und verständlichen Geschichte zu verknüpfen. Deshalb muss die reflektierte Wahl der einzelnen Knotenpunkte als Basiskompetenz postmoderner Lebenskunst betrachtet werden. Sie ist Teil eines Möglichkeitsmanagements, das in der Postmoderne nur situativ gelingen kann. Ambiguität ist nun im Anschluss an Abbey & Valsiner »kein ›Zustand‹, sondern ein immer wieder auftauchendes Moment im Herstellungsprozess von Bedeutung« (a.a.O., S. 135). Und damit – analog zur literarischen Interpretation – ein wesentliches Gestaltungsmittel postmoderner Identität.

Einen weiteren interessanten Bezugspunkt von Abbey & Valsiners Bedeutungskonzept zur postmodernen Identitätstheorie liefert die negierte Fixierung der Gegenwart: »Da sie auf Ambivalenz gründet, kann die Gegenwart nicht die Grundlage sein, auf der Bedeutung entsteht. Gegenwart ist der unendlich kleine zeitliche Augenblick zwischen Vergangenheit und Zukunft« (a.a.O., S. 134). Für Abbey & Valsiner ist Gegenwart kein »Ort«, sondern vielmehr eine »Grenzmarkierung« (ebd.), die das Bekannte von dem noch Unbekanntem trennt. Mit der in der Postmoderne zunehmenden Fokussierung der unbekannteren Zukunft, verlieren daher »existenzielle« Hilfestellungen, die die alleinige Bewältigung der Gegenwart fokussieren, an Überzeugung. »Sei beim Seienden, damit das Kommende werden kann«, rät Kierkegaard. Doch »jede menschliche Zeichenkonstruktion ist in die Zukunft orientiert« (a.a.O., S. 135). Und »zum Zeichen, das in der Gegenwart dargestellt wird, gehört wesentlich ein offenes Feld an Implikationen für die Zukunft« (ebd.). Dieses »offene Feld an Implikationen« rückt in der Postmoderne immer näher an den Betrachter heran. Bedeutungskonstruktion muss sich also heute wesentlich über den perspektivischen Blick gestalten. Wie Abbey & Valsiner herausstellen, kann allerdings auch die Zukunft nicht der alleinige Raum sein, in dem Bedeutung entsteht. Bedeutung entsteht, ihrem Konzept nach, in der Spanne *zwischen* Gegenwart und Zukunft. Weil sie in einer Zone zwischen dem Gewussten und dem Nicht-Gewussten konstruiert wird (Zone der Intermediation), ist Bedeutung daher auch immer vieldeutig. »Diese Ambiguität ist ständig präsent, wenn Menschen Bedeutung konstruieren« (a.a.O., S. 135).

Das Konzept von Abbey & Valsiner unterstreicht die Notwendigkeit Identitätskonstruktionen vor allem im Hinblick auf ihre perspektivische Orientierung zu untersuchen. Kraus (2000) hat diesen Anspruch erkannt

und in seiner empirischen Studie 40 biographische »Projekterzählungen« von jungen Erwachsenen untersucht: »Die Frage ist also, ob ein Subjekt, verteilt auf eine Vielzahl von Lebenswelten, engagiert in einer Reihe von Identitätsprojekten, das sich narrativ entwerfen muss, in dieser Narration etwas deutlich macht, von seinem strategischen Bemühen, mit dieser Aufgabe umzugehen« (a.a.O., S. 185). Zur Beantwortung dieser Forschungsfrage wurden im Fragebogen bewusst Entwürfe der nahen Zukunft angeregt: »Wer wirst Du in fünf Jahren sein?« (a.a.O., S. 247). Im Anschluss an Abbey & Valsiner lässt sich annehmen, dass Positionierungsversuche im Moment dieser Frage, vor allem damit beschäftigt sind, biographische *Bedeutung* zu konstruieren, indem sie die persönliche Geschichte tastend in den Raum zwischen Gegenwart und Zukunft projizieren. Die Antworten der Probanden bestätigen, dass in diesem Raum Ambiguität eine zentrale Rolle spielt. Allerdings hat Kraus Ambiguität auch bewusst angeregt, indem er drei Mal dieselbe Frage formuliert (a.a.O., S. 247). Zusätzlich weisen die Überleitungssätze »Vielleicht wird's ja ganz anders?« und »Gibt's noch eine dritte Möglichkeit wie es werden könnte?« den Probanden ganz gezielt daraufhin, dass die Zukunft aus Sicht der Gegenwart mit hoher Wahrscheinlichkeit vieldeutig strukturiert ist.

Kraus (a.a.O., S. 231) formuliert im Anschluss an seine Studie drei narrationstypische Strategien im Umgang mit Ambiguität. In der »organisierten Moderne« ist das Ambiguitätsmanagement durch *Warten* charakterisiert: »Aus einer Heilsgewissheit erwächst so etwas wie eine innere Gelassenheit« (ebd.). Im Kontrast dazu, begegnen die Subjekte der »Spätmoderne« Ambiguität mit aktiveren Strategien. Sie gehen vom *Warten* über zum *Tun*. Die biographischen Erzähler der »Postmoderne« hingegen vertrauen nicht mehr darauf, dass ihnen eine strategische Planungsleistung gelingen wird (vgl. a.a.O., S. 232). Ihre Haltung ist gekennzeichnet vom »*Tasten*, vom Erspüren, ja vom Aufgehen in der Situation. Hier und nur hier ist Kohärenz noch erfahrbar. Lebe jetzt!« (ebd.). Mit dieser Haltung ist aber bereits wieder die Fixierung der Gegenwart und damit das kierkegaardsche Credo erreicht: »Sei beim Seienden ...«. Wie lässt sich also das Bedeutungskonzept von Abbey & Valsiner, das sich wesentlich von einer Fixierung der Gegenwart distanziert, mit den narrationstypischen Beschreibungen der Postmoderne in Passung bringen? Zumal oben dargestellt wurde, dass es mit seiner Betonung der Ambivalenz und der Orientierung an Möglichkeiten bereits eine enge Passung zur postmodernen Identitätstheorie aufweist. Eine *differenzierende* Antwort auf diese Frage findet sich mit der womöglich doch größeren Differenz der literarischen Erfahrung zur Lebenswelt:

»Poetik als eine Vorgabe für die Herstellung von Bedeutung ist ein (wenn nicht der einzige) Bereich, in dem die Vorstellung eines ›Gegenwärtigen‹ in der Schwebelage bleibt und es so möglich wird, das Hauptaugenmerk auf die Zone der Intermediation zu richten (darum unterscheiden sich Gedichte vom ›wirklichen Leben‹, wo die ›Gegenwart‹ Teil unseres Handelns ist)« (Abbey & Valsiner 2005, S. 137).

Eine *synthetisierende* Antwort lässt sich mit der Differenzierung von Sinn und Bedeutung formulieren: *Bedeutung* erfahren biographische Erzählungen wesentlich dadurch, dass sie sich, im Anschluss an Abbey & Valsiner (2005), ausgehend von bereits Bekanntem in unbekannte Narrationsräume hineinentwerfen. *Sinn* können die Erzähler dieser Geschichten jedoch, im Anschluss an Kraus (2000), jeweils nur situativ erfahren.

KAPITEL 3
LITERATUR PERSÖNLICH -
EINE EMPIRISCHE STUDIE

STUDIENDESIGN

Die in diesem Kapitel beschriebene und in ihren wichtigsten Ergebnissen dargestellte Studie, zeichnet einen neuen Bedeutungsrahmen um das Spannungsfeld zwischen Literatur und Identität. Es handelt sich um eine *qualitative* Studie im Kontext der *grounded theory* (Strauss 1994; Strauss & Corbin 1996)¹, die sich zum Ziel gesetzt hat, das Verhältnis zwischen literarischen und biographischen Erzählungen in seinen individuellen Passungsräumen empirisch zu erforschen. Die Darstellung dieses Hergangs gliedert sich wie folgt: Sie beginnt mit dem Studiendesign und einer Diskussion seiner wichtigsten methodologischen Positionierungen. In einem zweiten Schritt werden die Durchführung und der Weg von den empirischen Daten zu den Schlüsselkategorien skizziert. Im Anschluss daran wird die Beziehung zwischen Literatur und Biographie anhand von sechs Fallbeispielen entlang der erhobenen Kategorien exemplarisch rekonstruiert.

Zur Wahl der Methode

Für die Durchführung der Studie wurde ein *qualitatives* Forschungsparadigma gewählt (narrative Interviews). Die Wahl eines solchen Forschungszugangs – wie er an anderer Stelle bereits ausführlich beschrieben und diskutiert wurde (z.B. bei Flick et al. 2001, 2003) – findet ihre

1 Diese Quellen bieten eine aktualisierte und leicht verständliche Darstellung von Konzept und Methode der *grounded theory*. Ergänzend sei auf die grundlegenden Werke *The Discovery of Grounded Theory* (Glaser & Strauss, 1967) und *Theoretical Sampling* (Glaser, 1978) verwiesen.

Begründung im Rahmen dieser Arbeit in mehrfacher Hinsicht. Zum einen richtet die empirische Teilstudie ihren Blick ganz explizit auf die Lebenswelt der Subjekte und die dort gemachten Erfahrungen. Ziel dieser Arbeit war es ja nicht, Lesen als kulturtechnisches Phänomen im Allgemeinen zu erforschen, sondern die *individuellen* Passungsräume von Literatur und Biographie *im Besonderen* aufzusuchen und mit Blick auf den Prozess der Identitätsarbeit zu interpretieren. Dafür bedurfte es einer Methode, die »tief« genug in lebensweltliche Erzählungen hinein­führt. Insofern qualitative Forschung grundlegend den Anspruch hat Lebenswelten »von innen heraus« aus der Sicht der handelnden Menschen« (Flick et al. 2003a, S. 14) zu beschreiben, kam eine solche Perspektive der vorliegenden Forschungsfrage sehr entgegen.

Der zweite Grund, der für die Anwendung einer qualitativen Methode sprach, ist das »Prinzip der Offenheit«, das eng mit qualitativer Forschung verbunden ist und mit der »Literaturfrage« einen besonderen Berührungspunkt aufweist. So wurde im vorangehenden Kapitel ja gerade die »offene« Textgestaltung als jenes Merkmal herausgestellt, das den Leser dazu anregt, seine eigene, biographische Geschichte in den literarischen Text hineinzu­erzählen. Infolgedessen machte es Sinn, die empirische Studie mit einer Methode anzugehen, die die (potenzielle) Offenheit des literarischen Prozesses im Forschungszugang repräsentiert. Die Studie sollte – so eine der Voraussetzungen – in seiner Methode nicht weniger »offen« sein, als der zu erforschende Gegenstand (die Lektü­rerfahrung) im Idealfall sein kann. Und nicht zuletzt sind Studien, die sich um ein »aufrechtes« Verstehen subjektiver Erfahrungen bemühen, auf Methoden und Konzepte angewiesen, die so »offen« sind, dass sie ausreichend durchlässig für die Widersprüchlichkeiten lebensweltlicher Bedeutungskonstruktionen sind. Qualitative Forschung hat eine konzeptuelle Sensibilität für diese Durchlässigkeit, indem sie »Offenheit« bei der Datenerhebung zum Forschungsprinzip erhebt (vgl. Flick et al. 2003a, S. 23).

Ein dritter Punkt, der für die Entscheidung eines qualitativen Forschungsparadigmas sprach, ist der theoretische Diskurs zur »narrativen Identität«, an den diese Studie anschließt. Wie könnten biographische Erzählungen in ihrem Verhältnis zu literarischen Texten besser erfasst werden, als mit narrativen Interviews? Schon die Annahme einer »er­zählten« Identität legt es nahe, die Passung zwischen Literatur und Identität mit einer Methode zu erforschen, die das Erzählen als Qualität be­greift und fördert. Und nicht zuletzt liegen bereits überzeugende For­schungskonzepte vor, in denen Identitätsarbeit mithilfe narrativer Inter­views erforscht wurde (vgl. Keupp et al. 2002; Lucius-Hoene & Dep­permann 2004).

Von der »Märchenfrage« zum bewegenden Buch

Der Fokus der vorliegenden empirischen Studie lag – wie es mit Blick auf die dargestellten Fallbeispiele (S. 126ff.) vielleicht den Anschein haben mag – nicht schon von Beginn an auf der Passung zwischen Romanen und den Lebensgeschichten ihrer Leser, aus der dann die spezifischen Merkmale, Qualitäten und Modi einer literarisch »bewegten« Identitätsarbeit erhoben werden sollten. Vielmehr war die Forschungsfrage von Anfang an offen für alle Gattungen literarischen Erzählens. Jedoch lag schon früh ein besonderes (hypothetisches) Interesse an fiktionalen Erzählungen und deren Funktion für die Identitätsarbeit der Subjekte. So war eine der zentralen Motivationen, die Passung zwischen Literatur und Identität überhaupt zu erforschen, die Frage, ob der »postmoderne Fantasyboom« in Form von Harry Potter und Co. nicht mit genau jener »Unlesbarkeit« (Richard Sennett) der modernen kapitalistischen Gesellschaft zusammenhängt, die sich als Konsens der sozialpsychologischen Gegenwartsanalysen herauskristallisiert. Derart »phantastische« Erzählungen – so eine der Hypothesen – erfreuen sich sicherlich nicht zufällig, zu Beginn eines neuen Jahrtausends, so frenetischer Resonanz und sprechen sicherlich nicht zufällig ein Subjekt an, das sich immer spürbarer mit den unerwarteten Nebenfolgen der sich gegenwärtig selbst überholenden Moderne auseinandersetzen muss. Möglicherweise transportieren moderne »Märchen« wie *Der Herr der Ringe* und Co. Anregungen für eine Identitätsarbeit, die dieser Anforderung kreativ entgegenkommt. Fantasykultur als Antwort auf eine Gesellschaft, deren »utopische Energien« (Jürgen Habermas) erschöpft sind? Ist nicht die Suche nach dem Ring – ein Symbol, das Einheit und Geschlossenheit repräsentiert – ein kollektives Thema der »orientierungslosen« Moderne? Sicher erfüllen postmoderne Fantasygeschichten – wie die Grimmschen Märchen zu ihrer Zeit – eine projektive Funktion für alltägliche Ängste und Sorgen. So lassen sich in Tolkiens »ringendem« Epos Themen finden, die auch den spätmodernen Bürger bewegen: Existenzielle Grenzerfahrungen wie Terror, Krieg und Rassenkämpfe, die drohende Vernichtung des eigenen Lebensraums und das damit verbundene Entgegensteuern, das als schier unüberwindbare Aufgabe inszeniert wird. Eine Herausforderung, die bisher leicht einzulösende Werte wie Kameradschaft, Freundschaft und Treue auf die Probe stellt und deren Annahme durch nichts Geringeres als durch die Hoffnung auf die Wiederkehr eines »goldenen Zeitalters« motiviert wird. Möglicherweise aber kann das auffällige Interesse an diesen Geschichten nicht allein über kathartische Effekte begründet werden und so schließt sich die Frage an, ob diese Geschichten nicht vielmehr phantastische »Auszeiten« anbieten

und die Subjekte in eine Welt entführen, die sie die (über-)fordernde Realität vergessen lässt. Vielleicht ist das auffällige Interesse an diesen Geschichten »nur« ein evasorischer Reflex auf eine zunehmend widersprüchlich strukturierte Lebenswelt, ein Fluchtversuch aus einer schwer zu lesenden Wirklichkeit.

Diese – aus psychologischer Sicht als bedeutsam erachtete – »postmoderne Märchenfrage« war es, die dazu ermutigt hatte, den Diskurs um literarische und biographische Narrationen wieder aufzurollen und darin nach Hinweisen für spätmoderne Identitätsarbeit zu suchen. In einem theoretischen Vorlauf wurden daher zunächst die wichtigsten Beiträge zur Märchenforschung und parallel dazu die Diskurse soziologischer und sozialpsychologischer Gegenwartsanalysen gesichtet. Die Grundlage der vorbereitenden Diskussion bildeten jedoch die zahlreichen Beiträge zur postmodernen Identitätstheorie. Im Anschluss daran wurde ein erster Feldzug formuliert, der sich noch mit folgender Frage an die Interviewpartner wandte: »*Welche märchenhafte Geschichte oder Erzählung – Märchen, Mythos, Roman etc. – hat Sie in ihrem Leben bewegt und vielleicht sogar sinnstiftend berührt?*« Mit der Frage nach der »märchenhaften« Geschichte wurde der Fokus klar auf die Erfahrung mit fiktionalen Erzählungen gelenkt. Gleichzeitig wurde mit der exemplarischen Nennung von »Märchen« und »Mythos« eine Richtung vorgezeichnet, die helfen sollte, Aussagen zur »postmodernen Märchenfrage« zu motivieren. Darüber hinaus wurden der »Roman« und andere Literatursorten (»etc.«) in die Fragestellung integriert um die forschungstheoretische Perspektive so offen wie möglich für das »Unbekannte im scheinbar Bekannten« (Flick et al. 2003a, S. 17) zu halten. Rückblickend stellte sich diese Strategie als richtig heraus, denn es hatten sich mehr InterviewpartnerInnen mit Romanen auf das Forschungsgesuch gemeldet, als Erzähler, die von einem Märchen oder einer märchenhaften Geschichte bewegt wurden. Märchen oder Mythen spielten nur am Rande und auch dort nur in sehr individualisierten Kontexten eine »sinnstiftende« Rolle. So fühlte sich Mia W. von dem Aufruf angesprochen ihre Version des »Mythos ›Osho‹« zu erzählen und Gregor van M. erinnerte sich an eine Geschichte namens *Der Zweifüßler*, die seine Mutter ihm und seinen Geschwistern im Luftschutzkeller während der Fliegerangriffe im Zweiten Weltkrieg vorgelesen hatte. Die Auswertung der ersten beiden Interviews ließ bereits erkennen, dass »märchenhafte« Erzählungen im Kontext einer Sinnorientierung nur über Umwege präsentiert werden. Das Bedürfnis die eigene Biographie zu erzählen war offenbar größer, als die Orientierung an der Frage nach der »märchenhaften« Geschichte. Nachdem auch in den folgenden Interviews keine märchenhaften Erzählungen als sinnstiftende Literaturerfahrungen ge-

nannt wurden (Grenzfälle sind *Sofies Welt* und *Le Petit Prince*), wurde die Forschungsfrage noch einmal neu formuliert und für den Feldzugang modifiziert. Von da an konzentrierten sich Erhebung und Auswertung der Interviews – die im Sinne des *theoretical samplings* (vgl. Strauss 1994, S. 70) stets in einem zirkulären Prozess verliefen – auf die allgemeinere Frage nach dem »bewegenden« Buch ohne jedoch die Frage nach der Bedeutung (post)moderner »Märchen« aus den Augen zu verlieren. Letztere blieb jedoch bis zum Abschluss der Forschung zweitrangig. Im Mittelpunkt standen Romane, sowie autobiographisch gestaltete Erzählungen. Die folgende Liste zeigt eine nach dem Erhebungszeitpunkt geordnete Aufstellung der Bücher, die im Rahmen des o.g. Forschungszugangs als »bewegende« Erfahrungen im Literaturinterview verhandelt wurden:

Abbildung 4: Übersicht »bewegender« Literaturerfahrungen

Buchtitel	Autor	Interviewpartner
Diverse Bücher	Osho	Mia W.
<i>Der Zweifüßler</i>	Unbekannt	Gregor van M.
<i>Die Lehren des Don Juan</i>	Carlos Castaneda	Martha M.
<i>Traumfänger</i>	Marlo Morgan	Esther V.
<i>Sofies Welt</i>	Jostein Gaarder	Johannes T.
<i>Das Glasperlenspiel</i>	Hermann Hesse	Nadja E.
<i>Salz auf unserer Haut</i>	Benoîte Groult	Juliane F.
<i>Le Petit Prince</i>	Antoine de Saint-Exupéry	Frau Rossali
<i>Artus-Sage (Arbeitsbriefe)</i>	John Steinbeck	Beate S.
<i>Madame</i>	Antoni Libera	Ramon K.
<i>Der Club der toten Dichter</i>	Nancy H. Kleinbaum	Anja P.

Feldzugang und Datengewinnung

Der Feldzugang erfolgte über den nachstehenden Kontaktflyer (Original-Layout), der in verschiedenen Buchhandlungen und Bibliotheken im Raum Chiemsee und in den Städten Rosenheim, Bad Aibling und München verteilt wurde:

Welches Buch oder welche Erzählung hat Sie oder Ihr Leben bewegt und vielleicht sogar sinnstiftend berührt? Suche Erwachsene, die im Rahmen eines forschungsspezifischen Interviews über diese Erfahrungen erzählen wollen [Kontaktdaten].

Die Formulierung der »Bewegung« war ein zentrales Anliegen des Forschungszugangs. Sie stellte eine Alternative zu Formulierungen dar, die den »helfenden Aspekt« betonen und damit schon im Vorfeld den Bewältigungsdiskurs fokussieren. Die vorliegende Forschungsfrage interessierte sich jedoch für die Beziehung zwischen Literatur und Identität und die muss sich, so eine der grundlegenden Annahmen, nicht notwendig als stärkende Erfahrung zeigen. Dass sich hier ein Aspekt wie »Literarische Ambivalenz« als mögliche Erfahrung im Zusammenhang mit Literatur zeigen konnte, ist sicherlich ein Ergebnis, das dem Forschungsfokus »Bewegung« zuzuschreiben ist. Eine auf den Bewältigungsdiskurs fokussierte Forschung hätte diesen für die Reflexion der Identität bedeutenden Aspekt vermutlich nur als sekundären Effekt erhoben.

Im Weiteren sollte die Formulierung der »Sinnstiftung« die Prägnanz der Leseerfahrung betonen. Somit konnte in einem Mindestmaß gesichert werden, dass im Interview nicht über irgendein Buch gesprochen wird, sondern über das Buch, das den Leser in seinem Leben am meisten bewegt hat. Von dieser Schlüsselerzählung wurde ein Zugang zu biographischen Episoden erhofft, in denen ein »Identitätsbegehren« (Heiner Keupp) besonders deutlich zu beobachten ist.

Die Interviews wurden über einen Zeitraum von sechs Monaten geführt. Bis auf zwei fanden alle in der Wohnung der Erzähler statt. Grundsätzlich wurde den Interessenten aber freigestellt, den Ort des Interviews zu bestimmen. Am Ende gingen elf Interviews mit einer geschlechtlichen Verteilung von 3:1 (w/m) in die Auswertung ein. Das Alter der Interviewteilnehmer erstreckt sich von 32 bis 85 Jahre. Als auffällig muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden, dass »bewegende« Literaturerfahrungen entweder zeitlich nah zum Interview stehen oder als bedeutsame Erfahrung des *frühen* Erwachsenenalters erinnert werden. Nur in einem Fall wurde die bewegende Literaturerfahrung als Erfahrung der Kindheit beschrieben. Der in den Interviews verwendete Leitfaden ist im Anhang aufgeführt.

Fragestellungen der einzelnen Forschungsphasen

Die Studie lässt sich rückblickend in *zwei Forschungsphasen* differenzieren. Die erste Forschungsphase widmete sich der Erhebung und Auswertung der Interviews und der Gewinnung von Kategorien durch den Vergleich der Interviews zueinander. Folgende Fragen wurden bei dieser Phase an die empirischen Daten gerichtet:

- In welcher Lebensphase beeinflusste die Literatur den Leser?
- Welcher Art war die Bewegung, die das Buch ausgelöst hat?
- Wie stellt der Leser seine Erfahrung im Interview dar? (Interaktiver Fokus)
- Welches Bild konstruiert das Interview von der erzählten Literaturerfahrung? (Forschungsreflexiver Fokus)

In der zweiten Forschungsphase wurden die Interviews in Beziehung zu der literarischen Erzählung gesetzt. Die Interviewauswertungen wurden nun um die Reflexion der Bücher ergänzt, die die ErzählerInnen bewegt hatten. Um die Beziehung zwischen dem vorliegenden Text und der im Interview erzählten biographischen Schnittpunkte sinnvoll analysieren zu können, waren jedoch weitere methodologische Konzepte notwendig. Die Arbeiten von Davies & Harré (1990), Harré & Van Langenhove (1991) und Van Langenhove & Harré (1993) boten eine überzeugende Anregung, die Beziehung zwischen Text und Leser unter dem Aspekt des »positioning« zu analysieren. Allerdings musste die Anwendung der *positioning theory* auf die Auswertung von Literaturinterviews für diesen Kontext speziell reflektiert werden (vgl. S. 104ff.). Im Anschluss daran konzentrierte sich die vergleichende Analyse von Text und Biographie auf folgende Fragen:

Fokus *Text* (in der Fallrekonstruktion b):

- Welche Positionierungen regt die literarische Erzählung an?
- Wie »offen« ist die Erzählung gestaltet, bzw. welche Positionierungsräume bietet sie dem Leser an?

Fokus *literarische Interaktion* (in der Fallrekonstruktion c):

- Wie lässt sich die »Passung« zwischen Erzählung und Biographie erklären?
- Welche Positionierungsbewegungen des Lesers zeigen sich zu den Themen und Charakteren des Buches und wie lassen sie sich aus seiner Biographie deuten?

Fokus *bewegte Identität* (in der Fallrekonstruktion d):

- Welche Erzählanstöße (Perspektiven) liefert die Leseerfahrung dem Leser für seine persönliche Geschichte?
- Welche Funktion hat die literarische Erzählung für die personale im Hinblick auf das in der ersten Forschungsphase eruierte Konstrukt »Bewältigung«?
- Wie lässt sich die in einigen Interviews herauszulesende »Ambivalenzerfahrung« als Konsequenz der Leseerfahrung erklären und welche Auswirkung hat sie für die persönliche Geschichte?

Grundsätzlich wurde davon ausgegangen, dass die Interaktion im Interview maßgeblich an der Konstruktion der geschilderten Leseerfahrung beteiligt ist. Jensen & Welzer (2003) haben die qualitative Forschung in dieser Hinsicht neu sensibilisiert. Was den Aspekt des »positioning« in der Interaktion des Interviews betrifft, so haben Lucius-Hoene & Depermann (2004, S. 209) ausgehend von Harré & Van Langenhove (1999) ein Modell erarbeitet, das die Positionierungsbewegungen von Interviewer und autobiographischem Erzähler sichtbar macht. Ihre Perspektive konnte gewinnbringend für die Auswertung verwendet werden. Zudem wurde davon ausgegangen, dass alle Aussagen zu vergangenen Leseerfahrungen Gedächtniskonstruktionen sind, die gegenwärtig erzählt werden und damit auch eine wesentliche Rolle für die aktuelle *Herstellung* der Identität spielen. Die Darstellung der Ergebnisse gibt deswegen nur bedingt Auskunft darüber, welchen Einfluss ein Buch damals »wirklich« hatte. Aber diesen Aspekt teilt die literaturzentrierte Forschungsfrage mit allen anderen Erhebungen, die sich um die Rekonstruktion biographischer Ereignisse bemühen. Und Harré & Van Langenhove (1991) haben ja bereits darauf hingewiesen, dass psychologische Zeit relativ zum allgemeinen Zeitbegriff zu verstehen ist:

»The distinction between past, present und future does not go over neatly into psychological time partly because the social and psychological past is not fixed. The social future can influence the social past« (Harré & Van Langenhove 1991).

Positioning Theory und biographisch fokussierte Rezeptionsanalyse

Anders als das statische Konzept der »Rolle«, bietet die *positioning theory* (zuerst bei Hollway 1984) ein *dynamisches* Modell, das erklären kann, wie Subjekte soziale Bedeutungen im Allgemeinen und identitätsrelevante Zuschreibungen im Besonderen über Selbst- und Fremdpositi-

onierungen sprachlich verhandeln. Damit kommt sie der hier vertretenen Vorstellung einer narrativen Identitätsarbeit sehr entgegen (vgl. Kapitel 1).

Einen ersten Übertragungsversuch der *positioning theory* auf die Interpretation von Literatur liefert Luberda (o. J.). Sein Aufsatz bemüht Elliots *Middlemarch*, um die Grundgedanken der Theorie am Beispiel literarischer Erzählung herauszuarbeiten. Luberda zeigt, dass Elliots Novelle als Erzählung gelten kann, die Wert auf die wechselnden und zueinander in Spannung stehenden Positionierungen der einzelnen Figuren legt. Seine Analyse liefert allerdings nur eine Seite unserer Fragestellung: Die Positionierungsbewegungen der Romanfiguren. Die vorliegende Studie hingegen hat sich zum Ziel gesetzt, die Wechselwirkung zwischen literarischen *und* biographischen Erzählungen herauszuarbeiten. Ihr Blick umfasst damit die ganze Spanne der Triade »Leser – literarische (fiktionale) Welt – soziale (reale) Welt«. Luberda (a.a.O., S. 20) denkt diese Perspektive zwar an – »That is, we position the text and ourselves recursively, such that every attempt to read a text involves a reading of our selves, our positions« – fokussiert bei seinen Ausführungen jedoch nur die Textebene. Eine sinnvolle Erforschung der Interaktion von Text und Leser kann auch nur unter einem qualitativen Forschungsparadigma, wie es hier gewählt wurde, geleistet werden.

Um die *positioning theory* für die Auswertung der vorliegenden Literaturinterviews heranziehen zu können, mussten ihre Grundannahmen auf den Rezeptionsprozess von Literatur übertragen werden. Gerechtfertigt wird diese Übertragung, obwohl der Fokus der *positioning theory* auf der Konversation liegt, durch die Annahme, dass auch zwischen dem Text bzw. dem Autor und dem Leser Kommunikation stattfindet (vgl. dazu weiterführend Hess-Lüttich 1986). Zudem gehen Harré & Van Langenhove (1991) davon aus, dass private Akte der Selbstpositionierung mit denen der öffentlichen übereinstimmen. Und nicht zuletzt liegen bereits Forschungserfahrungen vor, für die das Positioning-Konzept in der Auswertung autobiographischer Erzählungen eine fruchtbare Anwendung gefunden hat (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 196ff.). Im Folgenden seien die wichtigsten Gedanken, die für eine Übertragung der *positioning theory* auf die Auswertung von Literaturinterviews notwendig waren, skizziert.

Harré & Van Langenhove (1991) unterscheiden »first order«, »second order« und »third order« positions. *First-order-Positionierungen* sind dadurch charakterisiert, dass Personen sich selbst oder andere mithilfe bestimmter Kategorien und Storylines in sozialen Erzählräumen lokalisieren. Solche Positionierungen kann der Leser bei den Figuren

beobachten. Aber Erzählungen können mit ihrem Beitrag zu einem Thema auch selbst eine First-order-Positionierung einnehmen.

Second-order-Positionierungen entstehen als Reaktion auf First-order-Positionierungen, die nicht vorbehaltlos von einer der im Diskurs beteiligten Personen angenommen werden. Harré & Van Langenhove (ebd.) bemerken, dass es ein essenzielles Charakteristikum von Ritualen ist, keine Second-order-Positionierungen zu motivieren. Treten sie trotzdem auf, versucht die betreffende Person die vorgegebene Storyline und damit das Ritual zu brechen. Second-order-Positionierungen stellen also in gewisser Weise die »emanzipierte« Antwort auf Fremdpositionierungen dar. Auch sie kann der Leser bei Figuren beobachten und in ihrer Auswirkung auf andere Figuren verfolgen. Aber der Leser wird auch selbst angeregt auf die First-order-Positionierungen der Erzählung mit seiner Interpretation zu »antworten«. Damit diese Antwort in Form einer Second-order-Positionierung erfolgen kann, muss der Text allerdings weitgehend »offen« gestaltet sein. In diesem Kontext stellt sich die Frage, in wie weit der Autor Wert darauf legt, den Erzählraum so zu spannen, dass er individuelle Positionierungen des Lesers motiviert.

Third-order-Positionierungen hingegen sind Teil der reflexiven Diskurse, die außerhalb der initialen Diskussion stattfinden. Sie verhandeln First- und Second-order-Positionierungen in einer Storyline, die über der erzählten steht. Third-order-Positionierungen treten z.B. auf, wenn Leser in einem Literaturinterview über die »Positionierungen« der Romanfiguren erzählen und sie bewerten.

Weitaus schwieriger zu beantworten ist dagegen die Frage, wann der Beginn der Positionierungsaktivität zwischen Text und Leser anzusetzen ist. In der Konversation nimmt der Sprecher für gewöhnlich mit der Eröffnung des Gesprächs bereits eine Position ein, wobei diese initiiierende Positionierung nicht den Verlauf der Kommunikation bestimmen muss (vgl. Harré & Van Langenhove 1991). Aber wann beginnt die Positionierung des Lesers in seiner Beziehung zum Text bzw. zum Autor? Mit dem Lesen des Titels? Mit dem Studieren des Klappentextes? Oder doch erst mit der Rezeption im engeren Sinne? Es scheint, als ob der Beginn der Positionierungsaktivität nicht kongruent zur literarischen Kommunikation verläuft. Es gibt Titel, die den Leser schon im Buchladen zu einer ersten Positionierung anregen. *Virus-Wahn. Vogelgrippe (H5N1), SARS, BSE, Hepatitis C, AIDS: Wie die Medizin-Industrie ständig neue Seuchen erfindet und auf Kosten der Allgemeinheit Milliarden-Profit macht* (Engelbrecht & Köhnlein 2006) könnte so ein Titel sein, der den Leser bereits vor dem eigentlichen Akt zu einer (vorläufigen) moralischen Stellungnahme motiviert. In diesem Zusammenhang ist auch zu vermuten, dass die Kaufentscheidung durch die Art der aufgerufenen

Positionierung beeinflusst wird. Fällt es einer Person schwer eine erste Position zu beziehen, kann das Buch verstärkt ihre Aufmerksamkeit wecken. Nach dem Motto: »Da möchte ich gerne mehr darüber wissen.« Besonders Titel, die als Frage formuliert sind wie *Literatur als Therapie?* (Muschg) haben das Potenzial den Dialog schon vor dem eigentlichen Leseakt zu eröffnen und den Leser zu einer ersten Positionierung aufzufordern. Ähnlich verhält es sich mit Titel, die wie *Kinder brauchen Märchen* (Bettelheim) eine Behauptung aufstellen und damit eine erste Positionierung (First-order) vorgeben. Darauf kann der Leser antworten, indem er entweder diese Position teilt, oder aber erst noch mehr dazu erfahren muss, um sich dazu positionieren zu können. Im letzteren Fall wird er das Buch lesen müssen, wenn er nicht schon über Positionierungserfahrungen in diesem Diskurs verfügt.

Positionierungen sind vielschichtig. Sie können moralischer oder persönlicher Art sein, stillschweigend oder intentional, bewusst oder unbewusst, aus eigenem Antrieb motiviert, durch Andere oder institutionell forciert. Sie können sich auf Themen, d.h. inhaltlich auf Diskurse beziehen, als auch die Form der Diskurse, d.h. die Art der Kommunikation selbst, zum Thema haben. So erzählt Esther V. im Interview, wie sie darunter gelitten hat, dass sie von ihrem Mann in Gesprächen immer »untergebuttert« wurde. Sie macht die Kommunikation mit ihrem ehemaligen Ehepartner zum Thema (Third-order-Position) und bringt zum Ausdruck, dass sie in Konversationen meist eine Position innehatte, die es ihr unmöglich machte, Second-order-Positionierungen zu beziehen. In dieser Hinsicht gleichen viele Beziehungsmuster auf kommunikativer Ebene dem androzentrisch-narzisstischen Ritual, in dem von Beginn an über die Frage der Positionierungsmacht entschieden ist.²

Positioninganalyse auf Text-, Interaktions- und biographischer Ebene

Da diese Arbeit selbst eine Third-order-Positionierung einnimmt – sie diskutiert First- und Second-order-Positionierungen der Erzählung und des Lesers, sowie seine Positionierungsbewegungen im Interview – war es sinnvoll für die Analyse drei Diskussionsebenen zu differenzieren: Textebene, Interaktionsebene und biographische Ebene.

2 Willis Konstrukt der anal-sadistischen Kollusion liefert eine psychoanalytische Reflexion derartiger Beziehungsrituale. Da ein besonderes Merkmal dieser neurotischen Paarbeziehungen die Starrheit ist mit der sie geführt werden, könnte man aus Sicht der *positioning theory* auch von »eingefrorenen« Positionierungsaktivitäten sprechen.

Auf der *Textebene* wurde reflektiert, welche Positionierungen die Figuren im Text innehaben, wie sie sich entwickeln und im Verhältnis zu anderen Figuren darstellen. Ein besonderes Interesse kam in dieser Perspektive der Funktion des Erzählers zu. Dadurch, dass er einen engeren Kontakt zum Leser hat, als der Autor und sich zudem als »Kenner« der Geschichte ausweist, ist er der direkte Bezugspunkt des Lesers. Es stellte sich heraus, dass es für eine literarische Analyse unter dem Aspekt des *positionings* wichtig ist, zwischen Erzähler und Autor zu differenzieren. Denn auch wenn der Erzähler um die Positionierungen der Figuren weiß, bleiben ihm doch seine eigenen, aufgrund der ihm wiederum vom Autor zugewiesenen Position, verwehrt. Die Ausnahme bilden autobiographische Erzählungen.

Bei der Analyse der *Interaktionsebene* lag der Fokus dagegen auf den Positionierungsbewegungen zwischen Leser und Text. Hier wurde reflektiert, wie der Text durch Form und Inhalt Positionierungen des Lesers anregt. Der Roman *Sofies Welt* ist beispielsweise so erzählt, dass der Leser motiviert wird auch seine Position *als Leser* zu reflektieren (vgl. S. 158ff.). Dabei spielt v.a. die Textform eine bedeutende Rolle. Wie erwartet, motivierten Romane, die überwiegend als Dialoge konzipiert sind, Positionierungen anders, als Textformen, die große Passagen im Monolog erzählen. So war es Ramon K. durch das Lesen von Liberas Roman *Madame* möglich, mehrere Identitätsthemen in den Text zu projizieren (ethnische Zugehörigkeit, schulische Leistung, traumatische Episode der Kindheit, Typ-Frage), wohingegen sich die Übertragungen von Beate S., die die autobiographischen Briefe Steinbecks gelesen hatte, auf den Aspekt »berufliche Leistung« beschränkten, was allerdings ausreichte, um die Unsicherheit, die mit ihrem Projekt Diplomarbeit verbunden war, zu überwinden. Es deutete sich an, dass Leser mit diffusen Identitätsproblemen (wie Ramon K. und Johannes T.) ihre Bewältigung eher in komplexen Erzählungen mit vielen Dialogkonstruktionen, also mit vielen Positionierungsaktivitäten, finden (*Madame, Sofies Welt*), während Leser mit deutlich umrissenen Unsicherheitsräumen (Partnerschaft, Diplomarbeit) auch von weniger komplexen Erzählkonstruktionen profitieren (vgl. dazu die Fallrekonstruktionen von Beate S. und Juliane F. am Ende des Kapitels).

Die o.g. Unterscheidung in First- und Second-order-Positionierungen war auf der Interaktionsebene ein wichtiger Bezugspunkt der Analyse. Denn damit konnte ein Text gezielt daraufhin gelesen werden, ob er dem Leser Freiräume für eigene (Second-order-)Positionierungen bereitstellt, oder, ob er ihn in die Richtung einer bestimmten Leserposition »lenkt«. Freilich bleibt dem Leser, wenn es sich um privates Lesen handelt, immer die Wahl sich zu positionieren, aber v.a. Bücher aus den Be-

reichen »Esoterik« und »Lebenshilfe« geben nicht selten First-order-Positionen vor, die den Leser dazu verführen der »starken Position« des Autors bzw. des Erzählers zu folgen. Stark muten diese Positionen an, weil sie schnelle Antworten auf widersprüchliche oder unverständliche Phänomene liefern. So hat sich Mia W. den Büchern Oshos, die ihr geholfen haben die Krise um die »Polygamie« (Mia W.) ihres Mannes zu überwinden, buchstäblich angeschlossen und ist damit den First-order-Positionierungen des Autors gefolgt, anstatt ihm mit eigenen Positionierungen zu antworten (»Das ist der wichtigste Mann des 20. Jahrhunderts!«).

Nachdem Text- und Interaktionsebene einen Fokus bereitstellten, der sichtbar machte, welche Positionierungsangebote ein Text bietet (Textebene) und wie er den Leser zu einer eigenen Positionierung anregt (Interaktionsebene), war es die Aufgabe der *biographischen Perspektive* zu klären, warum gerade ein bestimmter Text Positionierungsbewegungen beim Leser ausgelöst hat. Die Darstellung der Fallportraits am Ende des Kapitels beschränkt sich auf diese Ebene, weil sie anders als die Text- und Interaktionsebene die Biographie des Lesers mitzeichnet und damit auf die zentrale Frage der »Passung« antwortet. Allerdings hätte die biographische Perspektive ohne den Blick auf Text- und Interaktionsebene nur eine unzureichende Rekonstruktion ermöglicht.

Literatur als stille Verhandlungsbrücke zwischen personaler und sozialer Identität

Abschließend zu den methodischen Überlegungen sei noch auf die »Position« der Literatur verwiesen, wie sie hier verstanden wird. Um als vollständige Person anerkannt zu werden, müssen Personen die Spanne zwischen personaler und sozialer Identität bewältigen. Literatur schöpft immer aus dem vorhandenen Repertoire von Erzählungen und gibt der Gesellschaft durch ihre Veröffentlichung neue Variationen zurück. Der Leser wiederum webt mit seiner Interpretation seine eigene, »persönliche« Geschichte in diese Kulturmuster hinein. Er interpretiert den Text vor dem Hintergrund seines Identitätsthemas. In diesem Sinne wird Literatur zur »stillen Verhandlungsbrücke« zwischen personaler und sozialer Identität.

Vom Text zu den Kategorien

Die aufgezeichneten Interviews wurden nach den üblichen Kriterien für die Transkription narrativer Interviews verschriftet (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S. 309ff.). Da die Interviewtexte jeweils im Ganzen kodiert wurden und es sich im weiteren Verlauf der Auswertung auch nicht als notwendig erwies, mehrere Textstellen einer Feinstrukturanalyse zu unterziehen, kamen in der Transkription nur die wichtigsten Notationsregeln zur Anwendung (vgl. a.a.O., S. 355). So wurde Wert darauf gelegt, Erzählpausen und Betonungen kenntlich zu machen, jedoch darauf verzichtet Tonhöhenbewegungen bis ins Detail zu notieren. Dialektinterviews wurden so geglättet, dass der Charakter der Sprache erhalten blieb, die Aussagen jedoch allgemein verständlich wurden.

Im Anschluss daran wurden die Transkripte nach den Grundannahmen der *grounded theory* ausgewertet. Die Schlüssel- und Kernkategorien wurden durch offenes, axiales und selektives Kodieren im Anschluss an Strauss (1994, S. 90ff.) und Strauss & Corbin (1996, S. 43ff.) gewonnen. Die Methode des *zirkulären Dekonstruierens* (Jaeggi et al. 1998) bot eine zusätzliche Anregung, das Material im Sinne eines qualitativen Forschungsparadigmas zu erschließen. Jedes Datenpaket stand für die vergleichende Auswertung mit Tonaufnahme, vollständigem Transkript, Memos zur Interviewsituation, Memos zur Transkription, Kategorien- und Themenliste mit spezifischen »In-vivo-Kodes«, sowie einer handschriftlichen Skizze, die die wichtigsten biographischen Ereignisse auf einem Zeitstrahl darstellte, zur Verfügung.

Bereits beim ersten Kodierdurchgang durch das erste Interview – offenes Kodieren des gesamten Textes – wurde deutlich, dass die Frage nach der »bewegenden« bzw. »sinnstiftenden« Lektüreerfahrung auf ein »buntes« Spektrum an Themenfelder verweist. So brachte die Auswertung der ersten drei Interviews 12 beschreibende Kategorien zu Tage, die bei der Auswertung der anschließenden Interviews zum Vergleich herangezogen werden konnten. Sie waren ein erster Hinweis darauf, aus welchen Perspektiven sich überhaupt aus subjektiver Sicht auf die vorliegende Forschungsfrage antworten lässt. So bestand der Gewinn der folgenden Kategorien vor allem darin, die Varianz möglicher Antworten auf die vorliegende Forschungsfrage transparent zu machen.

Zentrale Kategorien (Themenfelder) der ersten Auswertungsphase

- *Literatur als Teilerfahrung eines Krisenmanagements oder der Versuch sich am literarischen Horizont über die Krise hinwegzuerzählen:* Diese Kategorie stellt das Bewältigungspotenzial der Literatur in den Mittelpunkt. Sie war auch in den Interviews der mittleren und späten Erhebungsphase deutlich zu orten und nahm damit eine Schlüsselposition in der vergleichenden Auswertung ein.
- *Aussagen zu biographischen Episoden oder von dem was damals war oder jetzt gerade ist:* Diese Kategorie verweist auf biographische Erzählabschnitte, die eng mit der »bewegenden« Lektüererfahrung in Zusammenhang stehen. Vor allem im Hinblick auf belastende Erfahrungen war diese Kategorie eine wichtige Bezugsquelle für die vergleichende Interpretation der voranstehenden Kategorie. Die Fallrekonstruktionen am Ende des Kapitels zeigen, wie sich die Beziehung dieser beiden Kategorien zu einem lesbaren Text verdichtet.
- *Konkrete Aussagen zur Identität oder »Wer soll ich Ihnen sagen bin ich?«:* Diese Kategorie schien zunächst ganz direkt auf die »Frage der Identität« zu antworten. In der weiteren Auswertung verlor diese Kategorie jedoch an Bedeutung. Zu sehr haftete ihr der Verdacht des »Künstlichen« an, weil sich die damit repräsentierten Aussagen wie bei Mia W. entweder mehr auf Ideologien als auf eigene Erfahrungen stützten (»Wir sind alle eins«) oder aber offensichtlich gut gemeinte Beiträge waren, die dem Forscher helfen sollten, schnell etwas zu seinem Thema zu erfahren. Erst als mit der zweiten Auswertungsphase der literarische Text ins Zentrum rückte, gewann diese Kategorie wieder an Bedeutung. Denn nun konnte das Textgeschehen auf die Beziehungsarchitektur des Interviews übertragen werden. So wurde aus dieser Perspektive beispielsweise einsehbar, wie Ramon K. seine über die Literatur verhandelten Positionierungsversuche in der Interaktion mit dem Forscher fortsetzt. Er nutzte das Interview u.a. dazu, genau jene Positionen zu erkunden, die ihm im Rahmen der Lektüre verwehrt geblieben sind. Auch Juliane F. nutzte das Gespräch über die »bewegende« Literaturerfahrung dazu, um mit dem Interviewer eine integrative Perspektive ihrer widersprüchlichen Teilidentitäten auszuhandeln.
- *Narratives Selbstverständnis:* Diese Kategorie repräsentiert Aussagen, die als Hinweis darauf zu verstehen sind, dass biographische Erzähler ihr Leben als Geschichte begreifen:

»Andererseits hab' ich erkannt, dass alles nur Stories sind, also Geschichten. Wenn meine drei äh Schwestern und ich über dasselbe von unser'n Eltern reden, kommt was ander's raus. Extremes Beispiel: [...] Wir steh'n am Grab meiner Mutter und ich sag' ›Also das war doch die beste Mutter, die man sich vorstellen kann, das war (?) die pure Liebe.« Da sagt meine ältere Schwester: ›Für mich war se 'n General!« Und die jüngere: ›Für mich war se 'ne Hexe!« [...] Und dann seh' ich wie sich die Wahrheiten in uns auch verändern, also die Stories. [...] Immer nur Märchen, Stories, Geschichten und Mythen und du kriegst keine gemeinsame Wahrheit z' am von ein und demselben Erlebnis« (Mia W.).

Sicher trug die im Interview implizit verhandelte Forschungsfrage dazu bei, derartig »narratisierende« Haltungen überhaupt erst zu motivieren und gerade bei Mia W. wurde deutlich, dass Erzähler nicht zuletzt auch auf die (unterstellte) Erwartung des Interviewers antworten, um sich in die ersehnte Anerkennung hineinzuerzählen. Doch auch in Interviews, die Fragen zur »narrativen« Identität nicht explizit zum Forschungsgegenstand haben, sind Beschreibungen, die das Lebens als »Geschichte« charakterisieren, nicht ungewöhnlich. Was an dieser Kategorie ist also das Besondere im Kontext der vorliegenden Forschungsfrage? Mit dieser Frage musste sich diese Kategorie rückwendend noch einmal am Text auseinandersetzen und es stellte sich heraus, dass Erzähler im Literaturinterview vermehrt ein Bewusstsein dafür entwickeln, *dass* sie erzählen. Der im letzten Kapitel skizzierte Literaturdialog stützt sich auf die Erfahrungen, die beim axialen Kodieren dieser Kategorie gewonnen wurden. Der vom Interviewer bewusst motivierte Perspektivenwechsel von der literarischen auf die biographische Erzählung, der einen bedeutenden Anteil daran hat, dass Erzähler ihr Leben verstärkt als narrative Konstruktion verstehen, wird dort als grundlegendes Merkmal zur Gestaltung des Dialogs formuliert.

- *Der Autor im Bann des Mythos oder »Das was der schreibt ist ›total weltlich«*: Diese Kategorie repräsentiert Aussagen, in denen die Interviewpartner ihre Positionierung gegenüber dem Text und dem Autor zu erkennen geben. Die Palette der damit verknüpften Fremdpositionierungen reicht von der Glorifizierung des Textproduzenten (so bei Johannes T.) bis hin zu Versuchen den (umstrittenen) Autor in die Lebenswelt zu integrieren (»So war der Osho nicht, der war total weltlich.« (Mia W.)) oder ihn vor einer abwertenden Positionierung als »Märchenerzähler« zu schützen (so bei Frau Rossali). Die Fremdpositionierungen waren im Weiteren mit Selbstpositionierungen verknüpft, die einen Hinweis darauf gaben, wie die biographi-

sche Geschichte, die sich in der »bewegenden« Literaturerfahrung spiegelt, vom Gegenüber verstanden werden soll.

- *Wiederanbindung und Auferstehung – der Glaube im Spiegel der Literatur*: Diese Kategorie verweist auf Aussagen, in denen die Literaturerfahrung die Sicht auf die Welt und die eigene Person in einer besonderen Weise verändert hat. Bei Mia W. und Esther V. war diese Veränderung eine Wiederanbindung an ein religiöses Weltbild, das zuvor durch belastende Erfahrungen »verschüttet« (Esther V.) worden war.
- *Neuinterpretation der Herkunft oder »Da hab' ich erst verstanden woher ich komme!«*: Diese Kategorie ist der vorangehenden ähnlich, unterscheidet sich von ihr jedoch darin, dass sie in erster Linie »verstehende«, nicht-religiöse Interpretationen repräsentiert. So war Gregor van M.s spätere Auseinandersetzung mit der »bewegenden« Geschichte seiner Kindheit ein wichtiger Ansatzpunkt, um sich der schwer zu verstehende Haltung der Deutschen – und damit auch der seiner Eltern – während des Dritten Reichs fragend zu nähern (»Wo wir immer unsere Eltern gefragt hab'n: ›Wie konntet ihr das tun?‹ Nicht. ›Wie konnte das passieren mit dem Dritten Reich?«). Auch Ramon K. wurde durch die Lektüre angeregt ein unverständenes Stück seiner Biographie über den Text zu rekonstruieren um im Anschluss daran neue Möglichkeiten einer ethnischen Positionierung zu erkunden (vgl. S. 136ff.).
- *Aussagen zur Bewertung der sozialen Realität oder »Ich glaube, dass andere Menschen ...«*: Diese Kategorie ist der bereits oben genannten Kategorie *Aussagen zu biographischen Episoden* ähnlich, unterscheidet sich jedoch von ihr durch die Perspektive der anderen. So werden hier verstärkt mögliche bzw. alternative Erzählwege erkundet, die die Interpretation der eigenen Biographie positiv oder negativ beeinflussen. Vor allem für die später erhobene Schlüsselkategorie der »literarischen Ambivalenz« war diese Kategorie von besonderer Bedeutung. Denn nicht zuletzt ist es der Blick der (unsichtbaren) anderen auf die eigene Geschichte, der bei Johannes T., Juliane F. und Martha M. dazu führt, dass die in der Lektüre noch als ermutigend wahrgenommenen Selbstpositionierungen in ein widersprüchliches Licht geraten.
- *Die Funktion der literarischen Erfahrung für die eigene Geschichte*: Die Äußerungen, die mit dieser Kategorie erfasst wurden, kamen nicht allein aus der »freien« Erzählung der Interviewpartner, sondern wurden durch gezielte Fragen des Interviewers im Anschluss an die offene Erzählphase motiviert (vgl. dazu den Interviewleitfaden im Anhang). Trotzdem waren diese Aussagen eine unverzichtbare Hilfe

für die vergleichende Interpretation, weil sie zusammenfassend noch einmal zum Ausdruck brachten, in welcher Beziehung »bewegende« Literaturerfahrungen zur biographischen Erzählung stehen. Diese Kategorie repräsentiert also in erster Linie Aussagen mit resümierendem Charakter, die in der vergleichenden Auswertung noch einmal herangezogen wurden, um zu sehen, ob (gegebenenfalls wie) sich die subjektive Einschätzung der Literaturerfahrung im Verlauf des Interviews verändert hat. Tatsächlich hatte die Anregung, am Ende des Interviews eine zeitübergreifende Einschätzung der Literaturerfahrung vorzunehmen, bei einigen Erzählern die Folge, dass die Literaturerfahrung in ihrem »Bewältigungspotenzial« noch einmal kritisch revidiert wurde. Ausschlaggebend dafür waren vor allem die Fragen des Interviewers zur Integration der Lektüreerfahrung in den Alltag und im Hinblick auf die Zukunft.

- *Aussagen zur Bedeutung »klassischer« Märchen:* Diese Kategorie ist noch ein Reflex auf die »postmoderne Märchenfrage« der frühen Forschungsphase (s.o.). Ihr sind die Kategorien *Märchen in der Kindheit*, *Märchen bei den eigenen Kindern* und *Aussagen zur Bedeutung postmoderner »Märchen«* untergeordnet. Es zeigten sich jedoch keine weiterführenden Hinweise auf eine bedeutsame Funktion von Märchen oder märchenhaften Erzählungen für die eigene (biographische) Geschichte, was dazu führte, den Fokus stärker auf »bewegende« Erfahrungen mit Literatur im Allgemeinen zu richten. Märchen waren eben »nur« Geschichten der Kindheit, die mit Fragen der Identität aus Sicht der Erwachsenenperspektive – zumindest bei den hier interviewten Personen – in keinem bedeutsamen Zusammenhang standen.
- *Märchenhafter Sprachstil als Mittel biographischer Darstellung oder »Dreimal schwarzer Kater«:* Diese Kategorie verweist auf einige besondere Darstellungsmerkmale der biographischen Erzählung. Aussagen, die hiermit erfasst wurden sind z.B. über die Dreiheit konstruierte Verstärkungen wie »Die Menschen *suchen, suchen, suchen*« (Mia W., Hervorhebung F. H.), »Trau ich mich das? Trau ich mich das? Trau ich mich das?« (Mia W.), die auffällig häufige Verwendung von Wörtern wie »wunderbar« und »Wunder« oder Themen, die wie das Erwachen aus einem bösen Schlaf, aus Märchen bekannt sind (»Also es war eine Zeit des Erwachens äh vom Glauben her, aber auch von der Realität her, dass ich g'merkt hab', das ist ja eigentlich äh furchtbar. [...] Das war ja ein Schlaf.« (Esther V.)). Derartig dramaturgisch aufgeladene Aussagen konnten zumindest teilweise als Übertragung der literaturspezifischen Forschungsfrage auf die Darstellung der eigenen biographischen Erzählung in-

terpretiert werden. Die am Ende des Kapitels dargestellten Fallrekonstruktionen von Juliane F. und Ramon K. stellen an zwei Stellen explizit heraus, dass biographische Erzähler literarische Vorlagen für die Darstellung der eigenen Geschichte nutzen.

- *Individuelle Begriffsdefinitionen:* Diese Kategorie repräsentiert Aussagen, die zu erkennen geben, wie Erzähler ihre (biographische) Geschichte über individuelle Begriffsdefinitionen gestalten. Sie ist ein Hinweis darauf, mit welchen sprachlichen Mitteln Erzähler im Interview versuchen die Individualität *ihrer* Geschichte herauszustellen. In einigen Fällen waren diese Begriffsdefinitionen aus der Übertragung des literarischen Textes auf die biographische Erzählung entstanden. In anderen Fällen konnte dieses Verhalten zumindest teilweise als weiterer Versuch interpretiert werden, sich über »passende« Antworten zur Forschungsfrage in Richtung einer sozialen Anerkennung zu erzählen. So finden sich im Interview mit Mia W. eine ganze Reihe von »selbstgestrickten« Mythos-Begriffen, die offensichtlich helfen sollten das Erzählte in Bezug zur Forschungsfrage zu setzen. Auch wenn diese Kategorie keine wesentlichen Anstoßpunkte zur Herausarbeitung der Schlüsselkategorien gab, so war mit ihr doch ein wesentlicher Hinweis darauf gegeben, welche Gestaltungsmittel Erzähler einsetzen, um ihre individuelle Geschichte in einen größeren Kontext – hier den Forschungskontext zum Thema »Identität und Literatur« – einzubetten.

Der Weg zu den Schlüsselkategorien »literarische Bewältigung« und »Literarische Ambivalenz«

Der im Rückgriff auf die Interviewtexte erfolgte Vergleich der genannten Kategorien zueinander führte zu der Einsicht, dass sich in zwei »großen« Perspektiven auf die vorliegende Forschungsfrage antworten lässt. So verweisen die Kategorien *Literatur als Teilerfahrung eines Krisenmanagements*, *Aussagen zu biographischen Episoden*, *Wiederanbindung und Auferstehung* und *Neuinterpretation der kulturellen Herkunft* auf eine Perspektive, die das *erinnerte* Lektüreerlebnis ins Zentrum rückt. Sie repräsentieren ein »damals«, das im Interview unter Berücksichtigung der eigenen Bedürfnisse und der (unterstellten) Erwartungen des Interviewers präsentiert wird. Die Kategorien *narratives Selbstverständnis*, *märchenhafter Sprachstil als Mittel biographischer Darstellung*, *individuelle Begriffsdefinitionen* und *konkrete Aussagen zur Identität* lenken den Blick hingegen stärker auf die Erzählsituation im Interview. Sie liefern vor allem Aussagen dazu, wie biographische Erzähler ihr Selbstkonzept in der Interaktion mit dem Interviewer *herstellen*. Bei-

de Perspektiven enthielten Antworten auf die »Frage der Identität«, jedoch wurde der Fokus im Weiteren zunächst auf die »darstellende« Perspektive gerichtet, da mit ihr in Aussicht stand, noch mehr darüber zu erfahren, wie Literatur und Identitätsarbeit in bedeutsamen Lebensphasen zusammenspielen. Das erneute Lesen der Interviewtexte aus dieser Perspektive machte deutlich, dass Erzählungen zur Frage der »bewegenden« Literaturerfahrung in einem auffälligen Bezug zu einer »supportiven« Funktion der Literatur stehen. Der in dieser Hinsicht noch einmal motivierte Fallvergleich führte im Rekurs auf die bereits erhobene Kategorie *Literatur als Teilerfahrung eines Krisenmanagements* und unter Berücksichtigung der Aussagen zur *Funktion der literarischen Erfahrung für die eigene Geschichte* zur ersten Schlüsselkategorie – der Kategorie der »literarischen Bewältigung«. Die im Folgenden aufgeführten Subkategorien geben das Spektrum an »hilfreichen« Erfahrungen wieder, wie es mit dieser übergreifenden Kategorie repräsentiert wird. Zum besseren Verständnis werden die Subkategorien mit Zitaten aus den dazugehörigen Interviewpassagen dargestellt. Damit wird zugleich noch einmal deutlich, wie eng die Kategorienbildung an die individuellen Erfahrungen der hier interviewten Personen gekoppelt ist. Eine erneute Befragung mit anderen Personen würde sicherlich noch weitere Modi dieser (möglichen) Erfahrung generieren. So ist die folgende Darstellung keineswegs als abgeschlossene Aufzählung zu betrachten, sondern vielmehr als Hinweis darauf zu verstehen, wie Literatur persönlich erlebt werden kann. Das *individuelle Passungsmoment* zwischen Literatur und Biographie, das in den folgenden Passagen schon deutlich zu orten ist, wird mit den Fallrekonstruktionen am Ende des Kapitels noch deutlicher zum Ausdruck kommen.

- *Bestätigung*

»[...] in dem Sinne würd' ich eigentlich, ja, sagen nicht sinngebend, sondern es war mehr etwas, das mich äh zu mei'm zu dem derzeitigen Lebenszeitpunkt BESTÄTIGT hat in dem TUN was ich g'rade mache« (Beate S.).

»I hab's ja mit eigenen Augen gelesen« (Juliane F.).

»Und da hat mich, also ich würd' nicht sagen, nicht, dass das Buch mich dazu gebracht hat, sondern hat mich mit unterstützt und mir die Bestätigung gegeben, dass das eigentlich der richtige Weg ist [...]. Kein schlechtes Gewissen haben zu müssen diesen Weg zu gehen, gegenüber den anderen, die das oft nicht verstanden haben. Wie ein guter Freund, oder wie, ja,

wenn derjenige, den man sehr respektiert sagt: ›So, es ist schon in Ordnung wie Du's machst‹. Des war des Buch für mich einfach« (Nadja E.).

»Er bestätigt. Der Osho bestätigt mich, wenn ich ihn lese in meiner Wahrheit« (Mia W.).

- *Beruhigung*

»Es gibt auch wo anders solche Geschichten« (Juliane F.).

»Ich spinne nicht« (Juliane F.).

»[...], dass ich nicht andersartig oder außergewöhnlich bin« (Juliane F.).

»Es hat mir gebracht, dass ich erkannt hab', dass ich nicht blöd bin [...], der Buhmann der Nation bin [...], dass ich auch ein Recht zu leben hab', dass ich nicht verrückt bin« (Johannes T.).

- *Perspektive/Orientierung*

»Und durch das Buch ist das eben wieder so ausgegraben worden. Und so alte ähm Gefühle auch zu Gott [...]. Das spirituelle Leben ist wieder erwacht« (Esther V.).

»[...] geistige Entdeckung« (Frau Rossali).

»Das war damals etwas ganz Neues [...] bis dahin war immer ›Nicht mach so, nicht mach so, nicht, und du darfst nicht und du kannst nicht!‹ und, und, und plötzlich sagt einer ›Sei Du Deiner treu!‹« (Frau Rossali).

»Also überwältigend von dem her, weil's unbekannt war. Und auch die ganze Denkweise in die Richtung, das war ja total neu für mich« (Johannes T.).

- *Hoffnung*

»Es gibt Menschen, die noch anders empfinden, als die Kommunisten vorpredigen [...]. Es gibt eine Gegend, es gibt Menschen, die so was schreiben können – dürfen« (Frau Rossali).

»Also mit dem damaligen tatsächlichen Leben war lediglich der Lichtstrahl ›Es gibt, es gibt noch Kultur!‹« (Frau Rossali).

- *Trost*

»Und da hab ich dann, mein Seelenheil konnt' ich da wieder'n bisschen heil werden lassen, weil unsere Kultur hat keinen Trost geboten« (Mia W.).

- *Eigenwahrnehmung*

»Äh ich hab' immer mehr zu meiner Mitte gefunden. Hab' mich wieder so in mir gespürt, das war vorher immer so ähm – ja außen orientiert, und alles was die anderen sagen [...]. Und da hab' ich gespürt, dass ich wieder mir vertrauen kann eigentlich, dass ich meinem Bauch vertrauen kann, was, was ich spür [...]. Und ab da ist der Zugang wieder dagewesen« (Esther V.).

»[...] emotional war's überwältigend, weil Emotionen hab' ich nicht gekannt. Also so was, was da gekommen ist, das war alles neu« (Johannes T.).

- »Kraft«

Esther V. auf die Frage »Was bringt Dir das Buch für dein Leben/den Alltag/die Zukunft?«

- *Erklärung (epistemischer Gewinn)*

»Man versteht seine Eltern mehr« (Gregor van M.).

»Aber trotzdem sage ich, dass diese Information nötig war, damit ich meiner Identität mehr ihr entgegenkomme. Und dazu gehört einfach diese [im Roman beschriebene] Wurzel Polen, Warschau und der Kommunismus der Vorneunziger-Ära« (Ramon K.).

- *Mut*

»Einfach den, mehr Mut zu haben. Mehr Mut zu sich selber zu haben. Mehr Mut sich zum Selbstaussdruck oder – dieses Vertrauen dazu« (Nadja E. auf die Frage was ihr das Buch persönlich bringt).

- *Wohlgefühl*

»Eigentlich war es eine wunderbare seelische Stimmung« (Frau Rossali).

»Große Befriedigung« (Beate S.).

- *Tagträumen/Sehnsucht*

»[...] kann in der einen Welt die andere total vergessen« (Juliane F.).

»[...] so was möchte ich auch« (Juliane F.).

- *Freude*

»Es war die Begeisterung, einfach die Begeisterung und die Freude mich damit überhaupt zu beschäftigen« (Frau Rossali).

»Man hat sich ja darauf gestürzt« (Frau Rossali zu dem in Rumänien verbotenen Buch »Le Petit Prince«).

Die voranstehenden Kategorien sind ein deutlicher Hinweis darauf, dass Literatur auf verschiedene, ganz individuelle Weise dazu beitragen kann, kritische Lebensphasen oder treffender – narrative Unsicherheitsräume – zu bewältigen. So verweist die Kategorie »Literarische Bewältigung« mit ihren verschiedenen Modi auf ein Bündel aus Erfahrungen, das in einem positiv wirksamen Zusammenhang mit Literatur steht. Gleichzeitig muss herausgestellt werden, dass mit dem Begriff »Bewältigung« hier in erster Linie Bewältigungsversuche repräsentiert werden. Eine umfassende Einschätzung und Beurteilung von Bewältigung als komplexe Konstruktion verschiedener Teilstrategien, wie sie Gegenstand eigenständiger Diskurse ist (vgl. Tesch-Römer, Salewski & Schwarz 1997), konnte mit der hier fokussierten Forschungsfrage nicht geleistet werden. Das liegt zum einen daran, dass die Erzählungen der Interviewpartner nur kleine biographische Ausschnitte wiedergeben. Zum anderen werden die damit in Zusammenhang stehenden Erfahrungen in der Präsentation auf das verkürzt, was den Erzählern im Hinblick auf die »Literaturfrage« als bedeutsam erscheint. Zur Bewältigung ihrer Lebenskrisen haben jedoch sicherlich auch andere Faktoren beigetragen, die aufgrund der literaturspezifischen Frage aber nicht im Interview erzählt werden. Damit steht die Auswertung von Literaturinterviews grundsätzlich der Gefahr gegenüber, das Bewältigungspotenzial der kulturellen Ressource zu überschätzen. Dabei zeigen die Fallrekonstruktionen von Ramon K. und Juliane F. (s.u.) deutlich, dass das Forschungsinterview selbst zum bedeutenden Bestandteil des Bewältigungsprozesses werden kann. In diesen Fällen wird es schwierig, kulturelle und soziale Ressourcen in ihrem »Hilfebeitrag« zu differenzieren. Zumal »supportive« Lektüreerfahrungen nicht einfach existieren, sondern im Gespräch zwischen Forscher

und biographischem Erzähler vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Interessen, Vorannahmen und Bedürfnissen hergestellt werden.

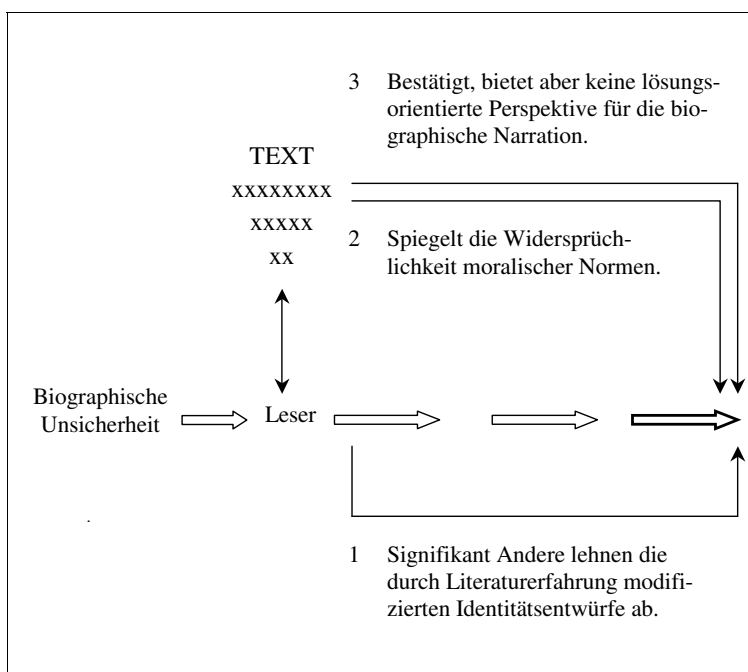
»Bewältigung« bezieht sich im Anschluss an Folkman et al. (1986 zit. in Schwarz, Salewski & Tesch-Römer 1997, S. 1) auf alle Versuche eines Individuums interne oder externe Anforderungen zu vermindern, zu meistern oder zu tolerieren. Literatur kann, wie die Fallrekonstruktionen am Ende des Kapitels zeigen, einen »perspektivengenerierenden« Beitrag dazu leisten. Folgt man Filipp (1997) ist Bewältigung immer ein Prozess, »an dessen Ende die Menschen nicht mehr die sind, die sie vorher waren«. Für einige Leser dieser Studie wurde der Autor zum »guten Freund« (Nadja E.) und die Leseerfahrung zum Erzählstoß für die eigene Geschichte. Ihr Selbstkonzept und ihre Sicht auf die Welt haben sich durch die Lektüre eines bestimmten Buchs verändert. Andere wiederum befinden sich zum Zeitpunkt des Interviews noch mitten drin im Bewältigungsprozess. Das »bewegende« Buch, das Interview, die (hinter)fragende Haltung des Forschers und vor allem das *Erzählen* werden für sie zu Ressourcen, deren Beitrag zur Bewältigung ihres gegenwärtigen Lebensthemas zum Zeitpunkt der Erhebung noch gar nicht abzusehen ist.

Reichweitengrenzen der Kategorie »Literarische Bewältigung«

Mit der erhobenen Kategorie »Literarische Bewältigung« stand eine erste übergreifende Kategorie zur Beschreibung »bewegender« Literaturerfahrungen zur Verfügung. Sie erfüllte alle bei Strauss (1994, S. 67) genannten Kriterien für eine Schlüsselkategorie: Sie war zentral, kam häufig im Datenmaterial vor, ließ sich mühelos zu den anderen Kategorien in Beziehung setzen, besaß klare Implikationen im Hinblick auf eine formale Theorie und ihre »maximale Variation« kam durch die Subkategorien gut zum Ausdruck. Darüber hinaus ermöglichte sie eine dichte Rekonstruktion des Phänomens entlang der Interviewpassagen (vgl. dazu die Fallrekonstruktionen am Ende des Kapitels). Im prüfenden Rückbezug auf die Daten zeigte sich jedoch, dass diese Kategorie allein nicht ausreicht, um das Spektrum der hier geschilderten Erfahrungen in seinen charakteristischen Schattierungen wiederzugeben. Die Interviews von Johannes T., Juliane F. und Martha M., lieferten deutliche Hinweise darauf, dass es Fälle gibt, in denen die »supportive Funktion« der Literatur nur mit einem »aber« formuliert werden kann. In ihnen spiegelte sich eine Widersprüchlichkeit, die die Vorstellung einer allein »hilfreichen« Erfahrung mit Literatur zurückwies. So bestand der nächste Schritt der Auswertung darin, dieses »aber« in den betreffenden Interviewpassagen

genauer zu untersuchen. Die vergleichende Analyse führte zu drei (möglichen) Wegen »literarischer Ambivalenzerfahrung« (siehe Abbildung 5). Die so aus der ersten Schlüsselkategorie herausgewachsene Kategorie der »literarischen Ambivalenz« beschreibt im Anschluss an Erstere zwar auch Erfahrungen, die als Bewältigungsversuche charakterisiert werden können, verweist jedoch in erster Linie auf solche, in denen der literarische Text keinen Anstoß zur Lösung der Lebensfragen gegeben hat oder aber nur solche Antworten enthielt, die im Widerspruch zu sozialen Erfahrungen oder moralischen Positionen standen. Becker-Schmidt (1990) hat bereits darauf hingewiesen, dass ambivalentes Erleben auch maßgeblich durch objektiv widersprüchliche Erzählangebote der Gesellschaft bedingt ist. Literarische Erzählungen greifen diese Widersprüche auf und spiegeln sie an den Leser zurück. Die Interviews von Johannes T., Juliane F. und Martha M. erzählen von solchen Erfahrungen.

Abbildung 5: Wege »literarischer Ambivalenzerfahrung«



Erklärung zum Modell:

Die Graphik repräsentiert die in dieser Studie eruierten Faktoren, die »Literarische Ambivalenz« mit konstituieren. Die Mittelachse zeigt den Leser, der den Text vor dem Hintergrund seiner individuellen biographischen Erfahrungen interpretiert. Der Text wiederum spiegelt dem Leser seine Identitätsthemen (ggf. neue Variationen davon) zurück. Bei allen drei Lesern war das zum Zeitpunkt der Lektüre gegenwärtige Identitätsthema schon mit einer biographischen Unsicherheit belastet, die ihnen aber nur teilweise bewusst war. Diese Unsicherheit wurde im Zuge der Literaturerfahrung durch drei unterschiedliche Faktoren verstärkt. Bei Johannes T. (vgl. Fall 3 im anschließenden Text) ist die Verstärkung die Folge sozialer Ablehnung (Weg 1), wobei sich die Ablehnung auf Johannes Versuch einer »narrativen Wende« in seiner Biographie bezieht. Juliane Fs. Ambivalenzerfahrung (vgl. Fall 4 im anschließenden Text) ist dagegen durch eine indirekte negative Bewertung ihrer widersprüchlichen Teilidentitäten (Ehefrau vs. Geliebte) geprägt. Bei ihr trägt vor allem das Gewissen, das ihre personale Narration an der moralischen Norm der (unsichtbaren) anderen misst (Weg 2), dazu bei, dass sich ihre Selbstthematizierungen als problematisch darstellen. Die Wege 1 und 2 repräsentieren also im Wesentlichen Perspektiven, aus denen die Leser verstärkt die Sicht der anderen in ihre über den Text verhandelten Selbstthematizierungen miteinbeziehen. Die Ambivalenzerfahrungen über den dritten Weg sind hingegen durch das Unvermögen des Textes hervorgerufen eine passende Lösung zu erzählen (vgl. dazu die Fallrekonstruktionen von Juliane F. und Martha M.). Alle drei durch Ambivalenz geprägten Leseerfahrungen weisen im Anschluss an die Kategorie der »literarischen Bewältigung« auch stärkende Erzählmomente auf, die in diesem Modell allerdings nicht repräsentiert werden.

Mit den Kategorien »Literarische Bewältigung« und »Literarische Ambivalenz« wurden zwei Schlüsselkonzepte aus den Interviews generiert, die Aussagen darüber ermöglichen, in welcher Wechselbeziehung Literatur und Biographie stehen können. Die Auswertung erreichte mit ihnen einen vorläufigen Punkt der »Sättigung«. Weitere Interviews bestätigten die Kategorien, ließen sich zu den bereits erhobenen Subkategorien zuordnen und brachten keine neuen Erkenntnisse mehr zu Tage. So wurde an diesem Punkt entschieden, die Auswertung auf einer »höheren« Interpretationsebene fortzusetzen. Der Datenpool wurde nun um die Bücher ergänzt, die die Interviewpartner nachhaltig »bewegt« hatten. Die Interviews und die daraus generierten Kategorien konnten so direkt mit den literarischen Texten in Beziehung gesetzt werden. Dazu wurden die

Bücher im Ganzen gelesen und im Hinblick auf zuvor formulierte Fragen (vgl. S. 103ff.) interpretiert. Das selektive Kodieren der bereits gewonnenen Schlüsselkategorien wurde auf diese Weise entlang der literarischen Texte fortgesetzt. Dieser für die vorliegende Fragestellung als sinnvoll erachtete Schritt fand seine methodologische Begründung in mehrfacher Hinsicht: Zum einen lieferten die literarischen Texte ein zusätzliches Material, das in Aussicht stellte, noch mehr über das »bewegende« Thema des (biographischen) Erzählers zu erfahren. Zum anderen wurde davon ausgegangen, dass die literarischen Texte in gewisser Weise »Antworten« auf die Fragen des Lesers enthielten. Da diese Antworten in fiktionalen Texten nur selten »objektiv« präsentiert werden – sie bewegen sich vielmehr zwischen den Zeilen und werden durch die Interpretationsaktivität des Lesers aufgerufen – war es aufschlussreich zu erfahren, welche Lösungen die Leser aus dem literarischen Text für ihre eigene Geschichte herauslesen. Möglicherweise gab es im Hinblick auf den Text jedoch auch ganz andere Möglichkeiten auf die »bewegende« Lebensfrage zu antworten. Und nicht zuletzt war der Schritt von der Auswertung der Interviewtranskripte zu einer Analyse der literarischen Texte sinnvoll, weil damit beide Erfahrungsqualitäten der Interviewpartner – die des Lesens *und* die des Erzählens – im Auswertungsprozess reproduziert wurden.

FALLREKONSTRUKTIONEN

Die folgenden Fallrekonstruktionen zeigen, wie sich hilfreiche und ambivalente Beziehungen zwischen literarischen und biographischen Erzählungen gestalten. Die Darstellung beginnt jeweils mit einer Kurzcharakteristik der Leseerfahrung und einer Nacherzählung des literarischen Textes, die bereits einige Interpretationslinien freilegt. Im Anschluss daran wird die Lektüreeerfahrung in ihren wichtigsten Anschlusspunkten zur biographischen Narration reflektiert und damit im Hinblick auf den Forschungsgegenstand Identität interpretiert. Ziel der folgenden Darstellung, die nur bedingt den Forschungsprozess und seine Logik repräsentieren kann, ist es, die verschiedenen Aspekte von »literarischer Bewältigung« und »literarischer Ambivalenz«, die sich als zentrale Konzepte einer »bewegenden« Literaturerfahrung herauskristallisiert haben, mit Betonung ihrer individuellen Passung deutlich zu machen. Dass für diese Darstellung ebenso viele Interviews zum Aspekt der »Bewältigung«, wie zu dem der »Ambivalenz« gewählt wurden, ist nicht quantitativ zu interpretieren. Vielmehr zeigte sich, dass in jeder »hilfreichen« Literaturerfahrung ein Widerspruch zu finden ist. Ebenso wurde deutlich, dass auch ambivalente Erfahrungen bestätigende Erzählmomente enthalten. Im Weiteren wurde bei der Fallauswahl darauf geachtet, dass sowohl Interviews der frühen als auch der mittleren und späten Erhebungsphase vertreten sind. Zudem sollten sowohl solche Fälle ihre Darstellung finden, die von einer lange zurückliegenden Erfahrung berichten, als auch solche, die noch »offene« Bewältigungsprozesse repräsentieren. Die geschlechtliche Verteilung spiegelt in etwa die der Interviewbeteiligung wieder.

Rekonstruktion »literarischer Bewältigung«

Fall 1: Beate S. – »Möhren sind gesund!«

a) Charakteristik der Leseerfahrung

Beates bewegende Leseerfahrung bilden die im Anhang an *König Artus* (John Steinbeck 2003) abgedruckten »Arbeitsbriefe« (a.a.O., S. 387) des Autors an seine Agentin Elizabeth Otis und den New Yorker Buchhändler Chase Horton. Beates Leseerlebnis steht in zeitlichem Zusammenhang mit ihrer Diplomarbeit. Am Beispiel eines berühmten Autors zu erfahren, dass auch große Schriftsteller Probleme mit dem Schreiben haben, hat ihr geholfen ihre Probleme mit dem Verfassen der Diplomarbeit zu bewältigen. Im Folgenden soll deutlich werden, wie diese Leseerfahrung Beates Biographie stärkend beeinflusst hat und warum die veröffentlichten Briefe und nicht die Sage selbst das Potenzial hatten, eine »berührende« (Beate S.) Leseerfahrung zu evozieren.

b) Reflexionen zum Text

Die Arbeitsbriefe Steinbecks schildern dem Leser in einem Umfang von fast 100 Seiten die Entstehung des Artus-Romans. 76 der 81 abgedruckten Briefe sind von Steinbeck geschrieben. Drei sind von seiner Frau an Chase gerichtet und jeweils einer ist von Elizabeth Otis und Chase an Steinbeck adressiert. Es ist wichtig dieser Anordnung Aufmerksamkeit zu schenken, wenn man den Text unter dem Aspekt des »positioning« betrachtet. Denn im Kontrast zu einem erzählten Dialog, legen die »Arbeitsbriefe« nicht die Positionen beider Kommunikationspartner offen. Der Leser liest Steinbecks Selbstreflexionen zu seiner Arbeit, die – wenn überhaupt – nur indirekt die Positionen seines Gegenübers (in Form seiner Antwort) abbilden. Deshalb ist die literarische Projektionsfläche in diesem Teil der Erzählung auf eine Person begrenzt. Aber wie wir sehen werden, verfügt der »Charakter« Steinbeck über alle notwendigen Eigenschaften und Erfahrungen, die für Beate ausschlaggebend waren, um sich mit ihm zu identifizieren.

Inhaltlich sind die Briefe Steinbecks ein Zeugnis seiner »langwierigen«, »mühsamen« und »kostspieligen« (a.a.O., S. 379) Arbeit am Stoff der Artus-Sage. Der Leser erhält einen Einblick in die intime Lebenswelt des großen Autors (Nobelpreis 1962), der in diesen Briefen auch über die individuellen Zweifel, Freuden und Enttäuschungen, die mit dieser Arbeit verbunden sind, erzählt. Steinbeck hatte den Anspruch die ursprünglichen Textvorlagen in eine »Zeit gemäße Form zu gießen«

(a.a.O., S. 387). Kohärenz, Kontinuität und Aktualität sind Themen mit denen man sein Vorhaben mit diesem alten Sagenstoff überschreiben kann:

»Und seien Sie versichert, dass ich nach der Zukunft suche, wenn ich das Gerümpel der Vergangenheit durchstößere. Das ist keine Sehnsucht nach dem Abgeschlossenen und Sicherem. Meine Suche gilt nicht einem toten, sondern einem schlafenden Arthur. Und wenn er schläft, dann schläft er überall, nicht nur in einer Höhle in Cornwall« (a.a.O., S. 392).

Auch wenn Steinbeck hier herausstellt, dass er nicht nach dem »Abgeschlossenen« sucht, wird vor allem der Aspekt der Werkkohärenz zur Herausforderung. An anderer Stelle schreibt er: »Die Arbeit wächst nicht zusammen. [...] Sie muss etwas Geschlossenes werden und das ist sie noch nicht« (a.a.O., S. 440).

Nachdem Steinbeck trotz seiner aufwendigen Bemühungen um die Rekonstruktion der Sage (mehrmalige Forschungsreisen von New York an die Originalschauplätze nach England, bibliothekarische Recherchen in Italien etc.) eine enttäuschende Reaktion auf seine ersten Entwürfe erhalten hatte, versucht er sich noch einmal neu zu seinem Projekt zu positionieren:

»Ich schreibe diesen Text nicht, damit er angenehm für das Ohr des 20. Jahrhunderts ist. Vielleicht ist mein Ehrgeiz zu groß, aber ich bemühe mich darum, die Sage dem heutigen Verstehen zu erschließen, nicht sie gefällig darzubieten. Mir geht es um das ferne Gefühl des Mythos, nicht um das private Empfinden des Menschen der Gegenwart, der heute so und morgen anders denkt, sich allerdings, in seinem tieferen Empfindungsvermögen überhaupt nicht verändert« (S. 416).

An diesem Ausschnitt wird deutlich, welcher Anspruch mit Steinbecks »Ehrgeiz« verbunden ist, das Werk in die Gegenwart zu »übersetzen«. Er will der Sage Kontinuität und Aktualität verleihen, aber sie v.a. für eine Leserschaft aufbereiten, die sich längst von einem Teil ihrer »großen« Erzählungen verabschiedet hat, weil jene mit der Flexibilität der Gegenwart (»heute so und morgen anders«) nicht mehr vereinbar sind. Hönnighausens Resümee (2003) zu Steinbecks Rekonstruktion der Artus-Sage fällt überraschend nüchtern aus:

»Offensichtlich stürzte er sich enthusiastisch in das Wiedererlebnis einer literarischen Kindheitserfahrung¹, um das menschlich-künstlerisch unerträgliches Bewusstsein des Ausgeschriebenseins zu überspielen. [...] Als er zu spüren begann, dass es für ihn nicht um eine Malory-Übertragung, sondern um einen eigenen Artus-Roman gehen musste, setzte die Krise ein. [...] Aus den begleitenden Briefen spricht die Niedergeschlagenheit über das Scheitern des Übersetzungsprojekts und – menschlich noch bewegender – über die Unmöglichkeit eines neuen künstlerischen Aufschwungs« (a.a.O., S. 451).

c) Bewegungen im Text

Bei der vergleichenden Analyse von Text und Interview wurde deutlich, dass sich die »Passung« von Steinbecks Werk und Beates Biographie hauptsächlich über den Aspekt »Leistung« gestaltet. Jener soziale Anspruch, den Honneth (2003, S. 163ff.) zusammen mit der Vorstellung von »Recht« aus der vormodernen Bedeutung von »Ehre« erschließt und der eine Schlüsselfunktion für soziale Anerkennung darstellt. Beate S. schrieb damals gerade an ihrer Diplomarbeit. Das viele Recherchieren und die aufwendige Quellenarbeit beschreibt sie rückblickend als »Quälerei«. Über Steinbecks Erfahrungen zu lesen half ihr, die Zweifel, die mit der erwarteten Leistung verbunden waren, zu überwinden. Der *Modus* der Bewältigung war dabei überwiegend der der *Bestätigung*:

»[...] es war mehr etwas, das mich äh zu dem derzeitigen Lebenszeitpunkt BESTÄTIGT hat in dem TUN was ich grade mache. [...] Ich hab ähm [...] meine Diplomarbeit geschrieben und hatte mir ein, ein ähm experimentelles Thema ausgesucht. [...] Und [musste] dazu sehr sehr viel äh Hintergrundwissen mir aneignen, weil ich über Möhren, über das was ich meine Diplomarbeit geschrieben hab', vorher nix wusste.² Und ähm dabei hab' ich gemerkt, dass ich ein Mensch bin, der nicht einfach irgendwas aufschreiben kann und sagen kann, das ist jetzt so, das weiß ja jeder, dass das so ist. [...] Meine Diplomarbeit fängt glaube ich mit dem Satz an »Möhren sind gesund«. Und das konnte ich nicht einfach aufschreiben ohne das anhand von 15 Literaturquellen belegen zu können [...]« (Beate S.).

An diesem Ausschnitt wird deutlich, dass sich Beates Herausforderung der Diplomarbeit zwischen dem normalen Anspruch an eine wissen-

1 Steinbeck hat Caxtons Fassung der Artus-Sage bereits mit neun Jahren gelesen. Er schreibt dazu selbst: »Über die Jahre hat es mich mehr beeinflusst als irgendein anderes Buch außer der King James Bibel« (Steinbeck 1957 in einem Brief an C. V. Wicker zit. in Hönnighausen 2003, S. 450).

2 Der Inhalt der Diplomarbeit wurde zur Wahrung der Anonymität verfremdet.

schaftliche Abschlussarbeit – Quellenarbeit ist auch für ein »experimentelles Thema« unerlässlich, v.a. wenn man zu dem Thema »vorher nix wusste« – und dem eigenen Zutrauen an dieses Projekt bewegt. Ihr fällt es schwer die Arbeit mit dem »wissenschaftlichen Stolz« zu schreiben, den Eco (2002, S. 229ff.) von einem Verfasser einer wissenschaftlichen Arbeit einfordert.³

Die stärkende Erfahrung, die Beate durch das Lesen von Steinbecks Arbeitsbriefen machte, lässt sich über die *Identifikation* mit dem Autor genauer beschreiben. Wie sehr sich Beate mit Steinbecks Situation identifiziert, wird deutlich, wenn man ihre Nacherzählung dem Originaltext gegenüberstellt:

»Also er hat sich glaube ich acht Monate oder so in diesen Ländern England und Frankreich aufgehalten und hat also da recherchiert und ähm seine Lektoren und Verleger waren also immer enttäuscht und haben gesagt, ähm »Nachdem was Du uns jetzt geschickt hast das erste Kapitel und dafür musst du ACHT MONATE nach England reisen und in Archiven stöbern und in der Bibliothek äh dich eingraben und im Archiv tätig sein, NUR um einen Satz SO übersetzen zu können? Das kann ja wohl nicht sein!« (Beate S.).

Der inhaltliche Vergleich zeigt, dass Beates Nacherzählung in einem Punkt deutlich von der Aussage der Briefe abweicht. Steinbeck war viele Monate in England (Somerset) und Frankreich um Recherchen zu betreiben, doch nicht, wie Beate erzählt, »NUR um *einen Satz* SO übersetzen zu können« (Hervorhebung F. H.). Steinbecks Recherchen dienten ihm, um sich in das englische Mittelalter, vor allem aber in Malory, dem ursprünglichen Verfasser, hineinzudenken. Sie waren weitreichender und grundlegender, als Beate es hier rekonstruiert. *Einen Satz* zu beweisen – nämlich »Möhren sind gesund« – war i h r Thema, nicht das von Steinbeck. Dass Beate im Allgemeinen eine sehr gute Erinnerung an die Form und den Inhalt der Briefe hat, bestätigt die Bedeutung ihrer abweichenden Erinnerung. Ihre Rekonstruktion des Inhalts ist ein überzeugendes Beispiel dafür, wie Leser Texte aus ihren eigenen Identitätsthemen interpretieren (Holland 1979). Um den Text passend für ihre eigene Biographie rezipieren zu können, musste sich Beate jedoch mit der Position Steinbecks identifizieren, was in diesem Fall gut möglich war, weil die Storyline »Aufrichtiges Schreiben ist aufwendig« eine gemeinsame Erfahrungsbasis darstellte.

Auffällig ist, dass Beate mit keinem Wort im Interview erwähnt, dass Steinbeck auch zahlreiche bestätigende Rückmeldungen in Form

3 »Seid bescheiden und klug bevor ihr den Mund aufmacht, habt ihr ihn aber einmal geöffnet, seid stolz und hochmütig« (Eco 2002, S. 230).

»schriftlicher Vertrauenserklärungen« (a.a.O., S. 241) von seinen Kommunikationspartnern erhalten hatte. Vielmehr hat sie in Erinnerung, dass die Adressaten seiner Arbeitsbriefe »immer enttäuscht« (vgl. Zitat oben) waren. Als Gegenbeispiel sei aus dem Brief von Elizabeth Otis an Steinbeck zitiert, der hier eine gar schwer zu übertreffende Anerkennung erhält:

»Ihr Brief über Malory von dieser Woche ist einer der eindrucksvollsten Briefe, die jemals von Ihnen oder sonst jemandem geschrieben wurden. [...] Der schöpferische Prozess hat begonnen. Ich habe noch nie erlebt, dass er so genau beschrieben wurde. Zeit, Ort, Gefühl und Atmosphäre. Der Romancier tritt auf« (a.a.O., S. 362).

Wie lässt sich erklären, dass sich Beate im Interview nur an die kritischen Momente in Steinbecks Arbeitsprozess erinnert? Die Analyse ergab zwei mögliche Antworten, die sich gegenseitig stützen: Zum einen interessierten Beate genau die Situationen im Text, die ihrer eigenen am nächsten kamen und das waren vor allem die emotional-kritischen Momente des Schreibens (pragmatische Interpretation). Zum anderen war Steinbeck als Autorität auf diesem Gebiet nicht nur ein »Bruder im Geiste« (Beate S.), sondern in seiner psychischen Funktion auch ein »Held« (tiefenpsychologische Interpretation):

»Wie gesagt der ist berühmt der John Steinbeck, ich mein, wenn das jetzt irgendeiner gewesen wär, wie Hans Müller oder was der da so 'n Buch geschrieben hätte, hätt' ich gesagt ›Na ja auch so 'ne Nullpe, ne, der das irgendwie auch nicht so richtig hinkriegt‹. Aber ich mein das war JOHN STEINBECK (lacht)« (Beate S.).

Literarische Helden bewältigen ihre Probleme mit dem Schreiben. Zumindest auf der unbewussten Ebene muss Steinbeck für Beate so eine »Heldenposition« bezogen haben. Die oben zum Ausdruck gebrachte Bewunderung bekräftigt diese Annahme. Da Helden jedoch nur an ihren Herausforderungen gemessen werden, werden auch nur Episoden erzählt, in denen diese Herausforderungen Ausdruck finden. Für das was man schreibt keine Anerkennung zu bekommen, ist so eine Herausforderung und von solchen Erfahrungen erzählt Steinbeck:

»Es liegt auf der Hand, dass ich meine Absichten nicht verständlich machen konnte [...]. Begreiflicherweise suche ich nach Argumenten zu meiner Verteidigung beziehungsweise zur Rechtfertigung der Arbeit, so wie ich sie angehe. Lassen Sie mich als erstes sagen, ich bin hoffentlich zu professionell, um mich von dem Schock lähmen zu lassen. Die Antwort scheint darin zu liegen, dass

Sie etwas bestimmtes erwartet hatten, aber nicht bekommen haben. Daher ist es ihr gutes Recht, verwirrt und enttäuscht zu sein, wie Sie schreiben« (Steinbeck an Otis und Horton a.a.O., S. 415).

Beate kam durch das Lesen von Steinbecks Arbeitsbriefen zu der Einsicht, dass auch ein großer Schriftsteller um seine Anerkennung zu kämpfen hat. Die literarische Hilfe war also nicht sachbezogen – Beate hat aus Steinbecks Briefen keine konkreten Anregungen zur Textarbeit gezogen – sondern sie gleicht der entlastenden Bestätigung, wie sie auch in Selbsthilfegruppen zu beobachten ist, dem Erfahrungssatz folgend: »Ich bin nicht allein mit diesem Problem.« Spezifisch bei Beate lautet dieser Satz: »Ich hab auch die Bestätigung, einem berühmten Schriftsteller ist das auch so gegangen« (Beate S.).

Der Fall des Helden: Im weiteren Verlauf des Interviews gerät die »Heldenposition« Steinbecks allerdings ins Wanken. Auslöser dafür ist das Nachfragen des Interviewers zur Fragmentarität der literarischen Erzählung.⁴ Auf diese Frage reagiert Beate S. mit einem auffälligen Interesse. An mehreren Stellen des Interviews sucht sie einen Zugang zu diesem Teilaspekt:

»Ähm, ähm ich glaube schon, dass ich, dass ich sehr enttäuscht war, dass nach dem ganzen AUFWAND den Steinbeck da betrieben hat, dass er damit nicht zu Potte gekommen ist, dass das nicht, dass er das nicht zu Ende führen konnte« (Beate S., Z. 91).

»O.K. jetzt nochmal wieder auf die Fragmentfrage. Wie war das doch gleich?« (Beate S., Z. 142).

»Ich hab' eine Frage nicht beantwortet. Irgendwas mit [...] Ja mit den Fragmenten« (Beate S., Z. 167).

»Ja, aber jetzt grade hab' ich nochmal weiter gedacht über diese Fragmentgeschichte von dem John Steinbeck« (Beate S., Z. 278).

Ihre Formulierung »ich glaube« im ersten Zitat zeigt, dass die kritische Sicht des Helden ein Gedanke ist, der erst im Interview bewusst erkundet wird. Und sie sagt selbst, dass sie damals »nicht so stark beschäftigt hat [...] warum der das eigentlich nicht beendet hat« (Beate S.). Doch über zehn Jahre später beschäftigt Beate die Fragment-Frage und an ihr gemessen wird der »berühmte Schriftsteller« zur tragischen Figur:

4 Beate S. hatte zuvor erwähnt, dass die Erzählung ein Fragment geblieben ist.

»Also das das is' so 'n bisschen, das ist schon 'n gewisses Scheitern, dass man, dass man denkt äh des is so 'ne Expedition gewesen, als wenn er jetzt irgendwie im Packeis eingeschlossen worden wäre oder so. Also, dass man, also, des finde ich sehr traurig, sehr schade für ihn, dass er da irgendwie die Befriedigung, die ICH daraus ziehen konnte, eben letztendlich die Arbeit dann auch abzuschließen, dass er die scheinbar nicht aus seiner Arbeit ziehen konnte« (Beate S.).

Aus dem Interview ist nicht zu rekonstruieren, ob Beate sich an dieser Stelle immer noch auf die Arbeitsbriefe bezieht. Es ist denkbar, dass sie sich im Kontext der Fragmentarität an das Nachwort von Hönnighausen erinnert (s.o.), dessen Resümee ja vergleichsweise nüchtern ausfällt. Denn die Briefe selbst enden trotz aller tragischen Momente mit einem positiven Ausblick – »Ich sehe jetzt Licht am Ende des Tunnels dieser langen, langen Arbeit« (a.a.O., S. 448) – und zeigen, dass Steinbeck noch nicht am Ende seines Prozesses war: »Ich mühe mich mit der Arthur-Geschichte weiter voran« (ebd.). Was hat Beate also dazu bewegt Steinbeck ins »Packeis« zu positionieren? Die Interviewanalyse zu dieser Frage ergab, dass Steinbeck seine Aufgabe als starke Figur erfüllt hat. Beates Diplomarbeit ist zum Zeitpunkt des Interviews längst abgeschlossen. Ein Abschluss, der ihr auch die ersehnte Anerkennung brachte, z.B. von ihren Eltern, die ihre Tochter damals selbst als Heldin positionierten: »Und als er [Beates Vater] dann später meine Arbeit gelesen hat, dann hat er gesagt: ›Mein Gott, das ist ja ne DOKTORARBEIT««(Beate S.). Mit dem Abschluss des Diploms verliert Steinbeck als Helfer an Funktion und damit an Attraktivität. Zum anderen befindet sich Beate zum Zeitpunkt des Interviews in einem neuen »Projekt«. Während sie über Steinbeck, ihre Leseerfahrung und ihre Diplomarbeit erzählt, hält sie ihren drei Monate alten Sohn im Arm. Ihr gegenwärtiges Kernprojekt ist Familie und ihre dominierende Teilidentität »Hausfrau und Mutter« (Beate S. auf die Frage nach ihrer derzeitigen Tätigkeit). Und dafür braucht sie vermutlich ganz andere Helden als Vorbild – Heldinnen des Alltags, Heldinnen der Familie.

Die Feststellung, dass der berühmte Autor für Beate an Positionierungshöhe verloren hat, wird durch die Anekdote, die sie in diesem Zusammenhang gegen Ende des Interviews über Hemmingway erzählt, noch einmal bestätigt:

»Der [Hemmingway] hat immer Nächte lang geschrieben und geschrieben und geschrieben und so ab der Hälfte des der Nacht ist er dann hingegangen und hat gestrichen und gestrichen und gestrichen. Und am nächsten Morgen hat er verkündet: ›Ich hab' heute Nacht 21 Wörter geschrieben.« Und: ›Eigentlich wollt' ich nur 20 schreiben, aber ich weiß nicht wo ich das eine noch wegstre-

chen soll. < Ja und der hat also um jedes Wort gekämpft und gerungen und gerungen und ausgetauscht und wieder so hinten'rum und so. Und da hab ich auch gedacht, »Mein Gott, wie kann so jemand Schriftsteller sein, ja«. [...] Der tat mit leid, dass er sich da so abmühen musste, ne. Und, und er weckt eben in mir die Frage »Hat der Mann den richtigen Beruf gewählt, wenn er sich so quälen muss?« (Beate S.).

Beate hat aus ihrer Leseerfahrung und durch das rückblickende Erzählen im Interview so viel Bestätigung und Selbstbewusstsein gezogen, dass es ihr möglich wird gegenwärtig eine stärkere Position einzunehmen als damals. Fast bemitleidend blickt sie gegen Ende des Interviews auf die »literarischen Helden« Steinbeck und Hemmingway hinab und stellt sogar ihre Kompetenz in Sachen Berufswahl infrage (»[...] Hat der Mann den richtigen Beruf gewählt [...]?«). Freilich mit einem ironischen Unterton. Doch der psychoanalytische Diskurs zum Witz als Formprinzip hat bereits überzeugend dargestellt, dass dem Unbewussten das Stilmittel der Ironie fremd sein muss.

d) Bewegte Identität

Die Passung von Text und Beates Biographie lässt sich projektbezogen (Diplomarbeit) über den Aspekt »Leistung« rekonstruieren. Die durch die Leseerfahrung ausgelöste Bewegung ihrer Identität konzentriert sich damit auf die *Teilidentität der Lebenswelt Beruf*.⁵ Dafür regt die Erzählung eine *neue und stärkende Selbstinterpretation* an:

»Ich bin nicht dumm. [...] Ich bin nicht langsam. [...] sondern vielleicht bin ich einfach nur GEWISSENhaft und GENAU. Und vielleicht ist das 'ne POSITIVE Eigenschaft und nicht äh ja und eben nicht so, dass man denkt »Mein Gott bin ich tranig, ja« (Beate S.).

Gleichzeitig hat die Bewältigung des Projekts »Diplomarbeit« die *Neupositionierung zukünftiger Projekte* zur Folge. Die Leserin wird durch die Lektüre motiviert ihre beruflichen Pläne zu korrigieren:

5 »Teilidentitäten« werden hier im Anschluss an Keupp et al. 2002 (S. 217ff.) als flexible Selbstthematisierungen verstanden, deren Bedeutung sich phasenweise stilisiert und sich mit lebensweltlichen Umbauten verändern kann. Sie stellen ein überschreibendes Konstrukt aus situativen Selbsterfahrungen dar und können sich als »dominierende Teilidentität« herausbilden, über das sich das Identitätsgefühl der jeweiligen Lebensphase verstärkt gestaltet. Typische Teilidentitäten sind »Arbeit«, »Freizeit«, »Familie« und zunehmend auch »Gesundheit«.

»[...] dass ich besser nicht Journalistin werde, weil ich mich dann ein Leben lang [mit Recherchieren und Schreiben] quälen muss. [...] Ne ich werd' dann nicht Journalistin, das ähm liegt mir nicht, das ist nicht mein Ding, äh da quäl ich mich nur ähm da kuck ich mich lieber nach was anderem um, was mir besser liegt« (Beate S.).

Zudem ruft die Literaturerfahrung in Beate die kritisch-realistische Selbstthematization hervor, die notwendig ist, um sich in der Lebenswelt Beruf gewinnbringend zu orientieren:

»[...] das Selbstbewusstsein, das ich daraus gezogen habe ähm so bestätigt worden zu sein, äh das hat mich sicherlich ähm in meiner Laufbahn dann beeinflusst, ja. [...] Auch hinter den eigenen Entscheidungen dann zu stehen. Die Selbsterkenntnis was die Stärken und Schwächen sind und das man jetzt mit einer äh für mich offenkundlichen Schwäche nicht unbedingt seinen seinen Beruf darauf aufbauen sollte, ja« (Beate S.).

Dass Beate nach dem Lesen von Steinbecks Arbeitsbriefen ihren Berufswunsch (Journalistin) korrigierte, kann nicht über objektivistische Textmerkmale erklärt werden. Steinbecks Briefe konnten nur vor dem Hintergrund ihrer *individuellen* Situation – Zweifel an der Diplomarbeit, Unsicherheit und hoher Anspruch als Charaktereigenschaft – eine so bewegende Funktion ausüben. Und Beate bestätigt selbst, dass die Passung nicht ohne den biographischen Kontext zu denken ist:

»Wenn ich diese Steinbeck-Geschichte zu 'nem ander'n Zeitpunkt gelesen hätte, wo ich nicht selber in 'ner Situation gestanden bin, wo ich jetzt dann so 'ne Bestätigung brauchte, dann hätt' mir das bestimmt überhaupt nichts gegeben« (Beate S.).

Ein letzter Punkt, der einen bedeutenden Aspekt skizziert, der aus der Literaturerfahrung heraus im Hinblick auf die Identität der Leserin entstanden ist, stellt Beates *überlegtes Self-Positioning* als Erzählerin im sozialen Kontext dar:

»Ich hab' die Geschichte dann auch schon bei mehreren, also häufiger mal an, bei Gelegenheiten dann zum Besten gegeben, weil mich die einfach doch so gePRÄGT hat, ähm, dass ich die also ja erzählenswert finde. [...] Wenn das Thema da drauf kommt eben welche welche welchen Aufwand man irgendwo reinstecken muss oder welche Umwege man eben gehen muss um irgendwo hinzukommen, dann sag' ich immer: ›Ja mir ist das damals auch so gegangen und ich hab' die Bestätigung, einem berühmten Schriftsteller ist das auch so

gegangen«. Hmm und ähm ähm ja einfach wie man das, dass man das erzählt wie 'ne Anekdote eben so, nicht« (Beate S.).

Im weiteren Verlauf der Analyse wurde deutlich, dass sich Beate als Erzählerin in diesen Situationen in mehrfacher Hinsicht positioniert: Als *unterhaltende Erzählerin* (»wie 'ne Anekdote eben so«), die die Leute beeindrucken kann: »[...] ich glaub', dass die Leute immer sehr beeindruckt sind, wenn man irgendwie ähm das was man was man sagt mit irgendeiner Quelle belegen kann« (Beate S.); Als *gebildete Erzählerin*, weil Beate das Werk eines bekannten Autors gelesen hat und vermutlich öfters anspruchsvolle Literatur liest; Als *erfahrene Erzählerin*: »Und wenn ich dann eben sage, ich hab' als Selbsterkenntnis aus dieser Diplomarbeit gezogen, dass [...]«; Als *glaubwürdige Erzählerin*: »[...]«, dass dann die Leute bestimmt äh gedacht haben: »Meine Güte, die hat ja sogar äh jetzt schon für diese persönliche Erfahrung [Diplomarbeit; berufliche Orientierung; Anm. F. H.] auch schon wieder 'ne Quelle oder auch schon wieder 'ne äh Recherche geleistet«; Als *ratgebende Erzählerin*, weil Beate die Anekdote erzählt, wenn das Thema »welchen Aufwand man irgendwo reinstecken muss oder welche Umwege man eben gehen muss« zur Sprache kommt.

Ohne Fremdbeurteilung lässt sich nicht feststellen, ob Beates Steinbeck-Anekdote sie zu einer Meinungsführerin in Fragen »Aufwand und Umwege« positioniert. Aber es lässt sich ablesen, dass das Erzählen der »Steinbeck-Geschichte«, neben dem »point-making«, das ihr offenbar meistens gut gelingt, auch eine bedeutende Funktion für die Konstruktion ihrer Identität hat: Durch das Erzählen dieser Erfahrung, ist es ihr möglich eine Bestätigung aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu transportieren. Dort bietet ihr das Erzählen der erfolgreichen Episode »Diplom trotz Hürden absolviert« die Möglichkeit, an eine sichere Storyline anzuschließen und die eigene Identität in Richtung sozialer Anerkennung zu erzählen. Damit ist ihre Leseerfahrung zum Teil eines stärkenden Erzählrepertoires geworden, das ihr zur Darstellung ihrer Identität in Konversationen dient. Für diesen Zweck wurde die ursprüngliche Fokussierung auf den Teilbereich Beruf um eine größere Passung erweitert. Ihre Erzählung »passt« nicht nur in Situationen, in denen Personen Rat in beruflichen Angelegenheiten, z.B. bei der Bewältigung ihrer Abschlussarbeit, suchen, sondern in allen Lebensbereichen, in denen sich die Frage nach dem Aufwand eines geplanten Projektes stellt; sei es nun ein berufliches, ein familiäres oder ein anderes Projekt. Allerdings wird der Erfolg ihrer Erzählung jeweils davon abhängen, inwieweit es ihr gelingt auf die individuellen Bedürfnisse der Zuhörer einzugehen. Deswegen ist anzunehmen, dass es von Beates erzählter Leseerfahrung zahlrei-

che Variationen gibt. Das Interesse des Interviewers am Kohärenzaspekt von Steinbecks Werk hat die Erzählerin beispielsweise zu der Erkundung einer Version angeregt, die den Aspekt der »Fragmentarität« berücksichtigt.

Beates Leseerfahrung ist in Form der Anekdote, die sie im sozialen Austausch gerne erzählt, zum Teil ihrer Kernnarration geworden und damit so individuell wie ihre Biographie. Deswegen verunsichert es Beate auch nicht, dass noch nie jemand näher nach dem Buch gefragt hat. Sie vermutet ganz richtig, dass »die wenigsten Menschen SO ne Bestätigung brauchen« und folgert daraus, dass »dieses spezielle Buch sicherlich für sonst niemanden interessant« (Beate S.) ist. Zumindest nicht in dieser Hinsicht, sollte man Beate ergänzen.

Fall 2: Ramon K. – »Der Identität entgegenkommen!«

a) Charakteristik der Leseerfahrung

Ramons bewegende Leseerfahrung ist Antoni Liberas Roman *Madame* (2004). Die Lektüre hat ihn angeregt, sich selbst im Hinblick auf seine ethnische Zugehörigkeit zu thematisieren. Ramon K. wurde in Polen geboren und erlebte den Kommunismus der »Vorneunziger-Ära« (Ramon K.) bis seine Eltern mit ihm nach Ausbruch des Bürgerkriegs in Polen nach Deutschland flüchten mussten. Beide Eltern waren aktiv an der Widerstandsbewegung »Solidarnosz« beteiligt. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Ramon bereits 20 Jahre in Deutschland. Er ist gegenwärtig arbeitslos und verfügt nur über ein schwach ausgebildetes Netzwerk – keine Freunde, nur »entfernte Bekannte« (Ramon K.) und »seit sieben Jahren kein Mädchen« (Ders.). Er beschäftigt sich mit Literatur, treibt viel Sport und schreibt (bisher erfolglos) Drehbücher, um seine Krisen zu überwinden. Er spricht explizit von »Entwurzelung« und »Identitätskrisen«. Letztere werden vor allem durch die Ablehnung der Umwelt und durch die enttäuschende Erfahrung mit Freundschaften hervorgerufen. Vor diesem Hintergrund stellt Lesen für ihn eine stärkende Erfahrung dar, die allerdings ihre Grenzen hat. Denn Lesen allein reicht Ramon nicht aus, um die »extreme Ladung an Spannung« (Ramon K.) aus seiner Kindheit und die gegenwärtigen Herausforderungen zu bewältigen. Für Ramon hat sich das Schreiben von Drehbüchern als weiterführende Strategie erwiesen. Sie ermöglicht ihm unmögliche Positionierungen der realen Lebenswelt zumindest in der Fiktion zu erkunden. Damit werden mit Ramons Fall auch die Grenzen literarisch-rezeptiver Bewältigung sichtbar.

b) Reflexionen zum Text

Liberas Romandebüt ist eine anspruchsvolle Erzählung, wobei sich der Anspruch mit den ausgeprägten politisch-historischen, ästhetischen und fremdsprachlichen Bezügen begründen lässt. Libera spannt einen politischen Erzählrahmen, der das kommunistische Polen der 60er-Jahre fokussiert. Um die Bedeutung der politischen Situation für das Handeln und Erleben der Protagonisten deutlich zu machen, führt Libera den Leser bis in das politische Geschehen im Europa der 30er-Jahre zurück. Neben dem politisch-historischen Hintergrund konstruiert der Autor mit viel Liebe zum Detail einen ästhetischen Erzählhorizont. Die emotionalen, aber auch die logischen Beziehungen der Hauptfiguren gestalten sich über zahlreiche Bezüge von der klassischen bis zur gegenwärtigen Literatur. Der Leser muss sich daran gewöhnen, dass die Protagonisten auch im Versmaß kommunizieren und antike Tragödien mit dem Blick eines Kunstkritikers und nicht nur mit dem eines Romanciers rezipiert werden. Ein weiterer Aspekt, der den intellektuellen Anspruch der Erzählung betont, zeigt sich dem Leser in der eingeflochtenen französischen Konversation, deren Übersetzung allerdings in den Fußnoten angeführt ist.

Die Ich-Perspektive der Erzählung (auktorialer Erzähler) und die Ausführungen im »Postscriptum« bekräftigen den Leser in der Annahme, dass Libera mit *Madame* einen autobiographischen Roman vorlegt. Im Nachwort zu erfahren, dass er wegen seiner vorangehenden Publikationen auf dem Index stand, Druckverbote, die Verweigerung eines Passes, ständige Beobachtung, Durchsuchungen und Festnahmen erdulden musste und das Manuskript von *Madame* letztendlich im Diplomatenkoffer den Westen erreichte, verleiht der Geschichte den bitteren Beigeschmack politischer Realität.

Inhaltlich erzählt der Roman von der Liebe eines intellektuellen, sprachbegabten und künstlerischen Jungen zu seiner Französischlehrerin im Warschau der 60er-Jahre. Seit Madame in der Rolle der »femme emancipée« (a.a.O., S. 358), »femme fatale« (a.a.O., S. 360) und »contessa« (ebd.), die Leitung des Gymnasiums übernommen hat, wird das graue kommunistische Leben der Schule, aber vor allem das des Protagonisten, durch einen neuen Fetisch belebt. Ihre unbekannt Herkunft, ihr kühles Verhalten, ihr adrettes, selbstsicheres Auftreten und ihre Unnahbarkeit machen sie zum kollektiven Objekt der Begierde. Und nicht zuletzt verkörpert Madame im polnischen Exil das von der Partei unterdrückte Lebensgefühl des freien Westens. Kurz: »Sie war der Stoff aus dem Romane entstehen« (a.a.O., S. 407). In einem geschickten Spiel ästhetisch-intellektueller Avancen nimmt der Protagonist Kontakt zu ihr

auf, erspioniert sich ihre Biographie und erfährt, dass ihre beruflichen Bestrebungen allein darauf abzielen, das Land bei der nächsten Möglichkeit für immer zu verlassen. Madame erwidert die Bemühungen des Jungen mit exzellenten Zensuren und steigt auf die Inszenierung seiner literarischen Dialoge ein. Ihr erster gemeinsamer Tanz auf dem Abiturball ist allerdings auch ihr letzter. Auf dem Heimweg überreicht Madame ihrem »besten Schüler« eine literarische Abschiedsbotschaft: »[...] Nells letztes Wort [Déserte]. Adjektiv? Oder ein Verb im Imperativ?« (a.a.O., S. 454).⁶ Am Tag danach war Madame mit ihrem »Dienstreisepass« für immer verschwunden. Doch um seiner Geliebten ins Ausland nachfliehen zu können, muss der Protagonist seinen Weg bis zum eigenen Dienstreisepass im Sumpf kommunistischer Intrigen vorantreiben. Der Ausgang dieser Bemühungen bleibt offen. Das Nachwort zeugt davon, dass die Publikation von *Madame* die literarische »Flaschenpost« (a.a.O., S. 494) des mittlerweile zum Mann gewordenen Schriftstellers war, mit der er 1983 versuchte Madame dort draußen im Westen, vielleicht in Frankreich oder in der Schweiz, zu erreichen.

In *Madame* ist der Name des Autors Programm: Es geht um *Liebe* – Libera hieß auch die Gemahlin des römischen Fruchtbarkeitsgottes Bacchus – und *politische Freiheit* (vgl. lat.: liber, libera, liberum); Erzählt in einem *Buch* (vgl. lat.: liber, libri), das gleichzeitig Zeuge und Medium seiner Zeit ist. Zeuge, weil die Umstände der Publikation, den beschriebenen Inhalt stützen. Medium, weil es für den Autor die einzige Möglichkeit war, seine Liebe im Westen zu erreichen.

c) Bewegungen im Text

Die Analyse des Interviews ergab, dass Ramons bewegende Leseerfahrung vor allem mit dem Aspekt ethnische/kulturelle Identität verbunden ist. Im Vergleich von Text und Biographie zeigen sich drei prägnante Projektionslinien, die es möglich machen, die von der Lektüre angestoßenen Selbstthematisierungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu rekonstruieren: *Identifikation mit dem Kollektiv*; *Identifikation mit dem männlichen Protagonisten*; *Identifikation mit der Protagonistin Madame*:

Identifikation mit dem Kollektiv: Obwohl das Buch die »Geschichte« der 60er-Jahre erzählt, an die sich Ramon nicht erinnern kann, ermöglicht es ihm einen Zugang zu seinen »Wurzeln« (Ramon K.). Für die Psyche Ramons macht es keinen großen Unterschied, ob der Schauplatz

6 Als Adjektiv bedeutet *déserte* »leer«, »unbewohnt«, als Verb »fliehe«, »verschwinde von hier«, »flüchte«.

Polen/Warschau in den 60ern oder in den 80ern spielt. Von Bedeutung ist, dass die Erzählung den »Kommunismus der Vorneunziger-Ära« (Ramon K.) fokussiert, den er und seine Eltern miterlebt haben. Damit identifiziert sich Ramon (unbewusst) mit allen Polen, die das Schicksal des Kommunismus durchleben und durchleiden mussten. Antoni Libera erzählt zwar als Autor seine persönliche (autobiographische) Geschichte, aber durch die aufwendig konstruierten historisch-politischen Bezüge eben auch die aller Polen und damit auch die Ramons. Die Identifikation mit dem Kollektiv-Konstrukt »Pole« hat Ramon überhaupt dazu bewegt *Madame* zu lesen und sich auf seine Wurzeln »zurückzubesinnen«: »Ich hab' mir zuerst gedacht ähm ›Wer ist Libera?‹ und ›Wieso sollt' ich den lesen?‹. Und dann hab' ich gedacht ›Ja er ist 'n Pole, ich bin auch 'n Pole‹« (Ramon K.).

Durch das Lesen der (kollektiven) Erzählung angeregt, erkundet Ramon die Frage seiner eigenen ethnischen Identität und kommt im Interview zu folgender Positionierung:

»Und meine Persönlichkeit ist halt dann DOCH eine osteuropäische, oder osteuropäisch gePRÄGTE. Insofern bin ich Deutscher, ich kann sogar sagen, ich bin Rudelsheimer, ich bin sogar noch mehr, wenn ich ins Detail geh' ein Rudelsheim-Altbach-Bewohner und und darin aber bin ich ein Repräsentant einer anderen Ethnie vielleicht« (Ramon K.).

Die Betonung »DOCH ein Osteuropäer« bestätigt, dass Ramon aus der Lektüre von *Madame* eine neue Perspektive für die Frage seiner Identität gewonnen hat. Die literarische Erzählung hat ihn angeregt mehr über seine Herkunft nachzudenken. Im Interview unterscheidet Ramon die Frage der »ethnischen Identität« klar von anderen Fragen zu seiner Person. So hat ihn das Buch z.B. ebenfalls dazu angeregt sich zu fragen, ob er eher der sportliche oder, wie der Protagonist, eher der intellektuelle Typ ist. Im Vordergrund steht jedoch die Verhandlung seiner ethnischen Zugehörigkeit.

Identifikation mit dem männlichen Protagonisten: Es war naheliegend, dass sich Ramon in erster Linie mit dem männlichen Protagonisten identifiziert. Abgesehen von der geschlechtlichen Identifikation gibt es jedoch eine Reihe inhaltlicher Aspekte, die Ramon nutzt, um seine eigene Biographie zu thematisieren. So erzählt er im Interview, dass er in der Schule drei Mal sitzen geblieben ist, während der Protagonist eine Klasse übersprungen hat. Seine Nacherzählung ist in diesem Aspekt stärker kontrastierend als es der Text darstellt. Liberas Protagonist bekam zwar exzellente Noten in Französisch, sogar als einziger der Schule ein »sehr gut« (a.a.O., S. 265) und schrieb ein »Abitur mit Auszeich-

nung« (a.a.O., S. 437), er hat aber keine Klasse »übersprungen«. Ramon kontrastiert die Erzählung vor dem Hintergrund seiner eigenen, sich drei Mal wiederholenden dramatischen Episode »Klassenziel nicht erreicht« stärker, als es der Text anregt. Damit positioniert er sich zum Text und auch gegenüber dem Interviewer als Person, die Mitgefühl verdient, aber auch als Person, deren Versagen im Aspekt Leistung im Kontext mit seiner ethnischen »Entwurzelung« (Ramon K.) verstanden werden soll.

Die Erinnerung der Leseerfahrung und der Vergleich mit dem Protagonisten motivierten Ramon im Interview zu einem Rundumblick, der seine Identität v.a. im Hinblick auf den Aspekt *Leistung* thematisiert.

Retrospektive:

»Und dann fragt man sich halt die Identitätsfrage stellt man sich dann und kommt darauf zurück, dass man halt vielleicht mehr so im VERGLEICH jetzt und auch nur auf diesem Gebiet der intellektuellen Entwicklung der Schulbahn vielleicht ein Versager war im Vergleich zu einem Erfolgreichen« (Ramon K.).

Gegenwart:

»Ich kann nichts sehr gut. Ich kann sogar nichts gut. Ich kann einiges durchschnittlich. Vieles schlecht. Und ich möchte irgend etwas entwickeln, was ich gut kann und sehr gut kann, wo ich dann im Ergebnis sage ›Ähm das war dann mehr meins, als als seins oder als anderes« (Ramon K.).

Prospektive:

»30 Jahre sind vorbei, vielleicht kommen jetzt nochmal 30, vielleicht zweimal bis zur 90. [...] Und in dieser Zeit, das ist ja 'n riesen Zeitraum, da kann ja noch einiges passieren, so dass ich irgendwas der Maßen schleife, dass man sagt ›Oh das ist 'n gut geschliffener Diamant« (Ramon K.).

Retrospektive und Gegenwartspektive zeigen eine Selbstpositionierung, die das »erzählte« und das »erzählende Ich« in eine Randpositionierung mit wenig Raum für soziale Anerkennung verweisen. Diese Selbstpositionierungen stehen in Spannung zu dem lehrerhaften Verhalten, das Ramon in der Konversation zeigt.⁷ Der perspektivische Blick

7 Ramon übersetzt dem Interviewer den französischen Begriff »Madame«, klärt ihn über den Unterschied von Kommunismus und Realsozialismus auf und spricht in intellektualisierender Weise von der maslowschen »Entwicklungspyramide« (Ramon K.).

fällt positiver aus. Allerdings spielt Ramon in dieser Perspektive auf Zeit, zieht sogar in Betracht, dass er 90 wird und treibt sein Selbstbild in die Idealisierung: »[...] dass man sagt ›Oh, das ist 'n gut geschliffener Diamant« (Ramon K.). »Oh« als Ausdruck des Erstaunens unterstreicht den hohen Anspruch, den Ramon an seine zukünftige soziale Anerkennung stellt. Ramon malt sich aus, wie die anderen ihn, den ehemaligen Versager, für etwas was er gut kann, bewundern werden. Auch für die Retrospektive erkundet Ramon im Interview Interpretationen, die die Rolle des Versagers transformieren sollen: »Vielleicht hab' ich sogar dadurch profITTIERT, dass ich ethnisch 'n anderer bin, weil ich dann als Exot galt und dann Vorzüge genoß. Das kann ja auch sein« (Ramon K. rückblickend auf seine Schulzeit). Die Identifikation mit dem Protagonisten war für Ramon eine wichtige Anregung, derartige Neuinterpretationen für sein Selbstbild zu erkunden, denn der Protagonist der Erzählung ist etwas Besonderes. Er ist sogar so anders, als die anderen, dass er als einziger der Schüler einen intimen Zugang zu »Madame la Directrice« gewinnt. Und nicht zuletzt hat Antoni Libera, der Protagonist der autobiographischen Erzählung, mit dem Werk *Madame* den Nike-Preis der polnischen Literatur gewonnen und damit bewiesen, dass er einen Diamanten schleifen kann. Damit liefert die Biographie des Autors Ramon den Beweis, dass auch einem Polen, der die »Vorneunziger-Ära« erlebt hat, Identitätsarbeit gelingen kann.

Neben dem Leistungsaspekt zeigen sich im Vergleich von Text und Biographie jedoch noch weitere Aspekte, die erklären, warum sich gerade das Werk *Madame* für Ramon als bewegende Leseerfahrung gestaltet. Sowohl der Roman, als auch die Biographie Ramons erzählen die Storyline »Unerfüllte Liebe«:

Libera: »Bedauerlicherweise schenkte man mir kaum Beachtung, und wenn doch sah man mich nur spöttisch oder mitleidig an (›er trinkt nicht, er raucht nicht, er tanzt nicht und hat auch kein Mädchen – was für ein Trauerkloß!‹)« (a.a.O., S. 438).

Im Vergleich dazu eine Äußerung Ramons, die mit dem Ausdruck »kein Mädchen haben« sogar eine sprachliche Parallele zum Text zeigt:

Ramon: »Ich hab' kein Mädchen. Seit sieben Jahren schon. Und das versuch' ich durch die Drehbücher halt einfach zu kanalisieren. Jetzt diese sexuellen Libidoenergien und und was da alles zusammenkommt diese Wünsche und so, dass die in der Realität keinen ähm keine Erfüllung finden, dadurch muss ich sie irgendwo anders erfüllen, sonst würd' ich ja wahnsinnig werden« (Ramon K.).

Für Ramons personale Erzählung spielt die Storyline »Unerfüllte Liebe« deswegen eine so bedeutende Rolle, weil Ramon zusätzlich auch keinen intakten Freundeskreis hat: »Ich hab' keinen einzigen Freund. Ich hab' ENTFERNT, die Betonung liegt auf entfernte, Bekannte. Das ist alles.« (Ramon K.). Die Literatur ermöglicht ihm seine eigenen Beziehungswünsche in die Beziehung zwischen dem Protagonisten und Madame hineinzuerzählen. Allerdings reicht das Lesen in diesem Aspekt nicht mehr aus, um die Defizite zu kompensieren. Ramon muss selbst schreiben, seine Bedürfnisse aktiv in Erzählungen formen, um nicht »wahnsinnig« (Ramon K.), ein »Massenmörder« (Ders.) oder »zumindest ein kleiner Vandale« (Ders.) zu werden. Deswegen schreibt Ramon zum Zeitpunkt des Interviews gerade an seinem fünften Drehbuch. Bisher ohne wirtschaftlichen Erfolg, was vor dem Hintergrund seiner Arbeitslosigkeit und seinen Selbstthematizierungen im Hinblick auf den Aspekt Leistung eine weitere Herausforderung an seine Identitätsarbeit stellt. Dass die Storyline »Unerfüllte Liebe« eine bedeutende Rolle für Ramons Identität spielt, zeigt sich auch daran, dass Ramon mit seiner Interpretation in der Nacherzählung eine moderate Lösung für das dramatische Ende wählt: »Und die Geschichte endet dann so, dass sie sich mal 'n Kuss geben« (Ramon K.). Der Text hingegen erzählt, dass es nicht zum Kuss kommt: »»Non«, buchstäblich im letzten Augenblick hielt sich mich zurück« (a.a.O., S. 455).

Ein dritter Fokus, der den Zusammenhang zwischen Roman und Biographie über die Identifizierung mit dem Protagonisten abbildet, ist der Aspekt »Reisen«. Gleich zu Anfang (a.a.O., S. 9ff.) erzählt der Protagonist von einer »echten Bergexpedition« in der Tatra mit einem Freund seiner Eltern. Die Bekanntschaft mit diesem Freund der Familie (Herr Konstanty) stellt sich im weiteren Verlauf des Romans als Schlüsselbeziehung zu Madame heraus.

Auch in Ramons Biographie spielt das Thema Reisen eine bedeutende Rolle. Sein Vater leitete die Reiseabteilung einer Firma und ist mit seinem Sohn viel in Polen gereist, was sich im Interview als stärkende Erfahrung der Retrospektive abzeichnet: »Masuren, Tatren, Sudeten. Da hat er mich mitgenommen, ich hab' das alles miterlebt« (Ramon K.). Die »Reisesehnsucht« (Roman K.), die Ramon als Kind auf den Reisen mit seinem Vater entwickelt hat, ist ihm bis ins Erwachsenenalter geblieben. Im Interview erzählt er von einer eineinhalb-jährigen Reise nach Süd-, Zentral- und Nordamerika. Eine Erfahrung, die seine personale Erzählung um die Teilidentität »Kosmopolit« erweitert: »[...] aber es ist halt kein herkömmliches Wurzelgeflecht, sondern es ist ein komplett kosmopolitisches dann, kein lokal, kein lokalansässiges, sondern 'n kosmopolitisches« (Ramon K.).

Darüber hinaus war die Tatsache, dass man in Polen, wenn überhaupt, nur mit massiven Einschränkungen ins westliche Ausland reisen durfte, »einer der Gründe für den Ausbruch« (Ramon K.). Das politische Reiseverbot ist also neben der Aktivitäten seiner Eltern in der »Solidarnosz« eine weitere Bedingung dafür, warum Ramon überhaupt in Deutschland ist. Deswegen liefert die literarische Erzählung, die die Dramatik der verlorenen Liebe über das Nichtausreisenkönnen gestaltet, für Ramon einen wichtigen Zugang zum Verständnis seiner eigenen Fluchterfahrung, die sich als bedeutsamer Wendepunkt in seiner Biographie erwiesen hat.

Identifikation mit der Protagonistin Madame: Madame ist zunächst keine direkt sichtbare Identifikationsfigur, was sicherlich durch die geschlechtliche Zuordnung bedingt ist. Allerdings liefert gerade diese Figur Ramon einen wichtigen Zugang für das doppelte »Trauma«, das er erlebt hat. Das erste Trauma Madames besteht darin, dass ihre Mutter in Frankreich ermordet wurde, weil ihr Vater im spanischen Krieg beteiligt war. Nach dem Tod ihrer Mutter kehrt ihr Vater aus Angst um das Leben seiner Tochter nach Polen zurück. Er wird inhaftiert und stirbt laut Aktenzeichen an einem Herzstillstand. Madames Biographie transportiert in der Erzählung also das Trauma der Bedrohung durch politische Opposition und seine möglichen Folgen. Eine Episode, die auch Ramons Familie kennt. Sie musste nach Ausbruch des Bürgerkriegs aus Polen flüchten, weil konkrete Hinweise auf die Inhaftierung von Ramons Vaters vorlagen und das Leben Ramons bedroht war. Ramon erzählt, dass der Nachbarsjunge von der Staatsicherheit umgebracht wurde, weil sich seine Eltern im Untergrund organisiert hatten. Die Beamten, die für den Mord verantwortlich waren, sprachen auch Ramons Mutter eine indirekte und das Leben ihres Sohnes betreffende Drohung aus, worauf die Familie aus Polen flüchtete. Ramons Biographie weist also, wie die von Madame, eine Episode auf, die von einer Lebensbedrohung aufgrund politischer Opposition geprägt ist.

Das zweite »Trauma«, das im Roman mit der Biographie Madames transportiert wird, ist die »Entwurzelung« (Ramon K.), die ein Kind durch das Verlassen des Geburtslandes erlebt. Nur die Richtungen sind im Vergleich von Madame und Ramon invertiert. Madame kam mit ihrem Vater aus Frankreich in »dumpfe, düstere Wildnis« (a.a.O., S. 352), musste Einsamkeit und Entfremdung erleiden und es gab niemanden mit dem sie reden konnte, weil niemand ihre Sprache sprach (vgl. ebd.). Ramons Entfremdung ging in die andere Richtung. Er kam aus der »dumpfen, düsternen Wildnis« in den freien Westen. Doch auch diese Bewegung war traumatisch. Im Interview spricht Ramon explizit von »Entwurzelung« und erzählt, wie er in der Schule gemobbt wurde. Eine

Erfahrung, die er mit seiner ethnischen Herkunft in Zusammenhang bringt. Nach den immer wiederkehrenden Identitätskrisen, die ihn in Deutschland heimsuchen (Arbeitslosigkeit, keine Freunde, keine Partnerin), versucht Ramon seinem unfreiwillig verlassenen Herkunftsland positive Aspekte abzurufen. So erzählt er im Interview ausführlich von den Vorteilen, die er im Kommunismus gegenüber dem Kapitalismus sieht. Freilich auf intellektualisierendem Niveau, aber deutlich genug, um die Interpretation zu ermutigen, dass es sich dabei um kognitive Strategien zur Bewältigung der problematischen Lebensumstände handelt, die er in Deutschland hat. Und deutlich genug, um zu verstehen, dass er nach Alternativen sucht, die ihm eine positive kulturelle Einbettung seiner Identität ermöglichen.

c) Bewegte Identität

Ramon profitiert, neben der Katharsis, die sich über die Identifikation mit den Protagonisten rekonstruieren lässt, hauptsächlich von der ausführlich erzählten historisch-politischen Storyline. Was einen anderen Leser an *Madame* vielleicht gestört hätte – die vielen politischen Hintergrundinformationen, die den Leser zurück bis ins Europa der 30er-Jahre führen – ist für Ramon notwendiges Erzählmateriale, um seiner Identität entgegenzukommen: »[...] aber trotzdem sage ich, dass diese Information nötig war, damit ich meiner Identität mehr ihr entgegenkomme« (Ramon K.). Damit ist der überwiegende Bewältigungsmodus seiner Leseerfahrung als »Erklärung« (epistemischer Gewinn) zu charakterisieren. Der Effekt für seine Identität besteht darin, dass Ramon durch das Lesen des Romans Informationen über seine Vergangenheit gewinnt, die so verpackt sind, dass er über die Identifikation mit den Themen und Protagonisten angeregt wird, neue Selbstpositionierungen zu erkunden, und damit den Roman in der eigenen Biographie weiterzuerzählen. Das literarische Potenzial der »Erklärungen« gestaltet sich dabei nicht über Antworten, sondern vielmehr über Fragen, die der Roman zu seiner eigenen Person angeregt. Freilich erhält Ramon auch Antworten, z.B. auf die Frage »Wie war das damals?«. Aber aus diesen Antworten ergeben sich wieder neue Fragen für seine gegenwärtige und zukünftige Perspektive. So enthüllen fragende Selbstinterpretationen im Interview wie »Bin ich eher der intellektuelle oder eher der sportliche Typ?« (Ramon K.) oder »Womit identifizier ich mich? Mit dem erfolgsstrebenden Typen oder mit dem ›Ja-ich-hab-die-Schnauze-voll-[Typ]‹?« (Ramon K.) Positionierungsräume, die sich in Ramons Identitätsarbeit gegenwärtig abzeichnen. Für ihn stellt sich dadurch die grundlegende Frage, ob er, wie in der Vergangenheit, der Versager bleiben muss oder, ob er zum »er-

folgsstrebenden Typen« werden kann. Sein perspektivischer Blick macht deutlich, dass er die optimistischere Version ansteuert, das Gelingen der Umsetzung jedoch von der Zeit, die ihm dafür zur Verfügung steht, abhängig macht. Der Roman *Madame* hat diese für Ramons Identität notwendigen Positionierungsbewegungen angeregt und er konnte das, wie oben dargestellt wurde, weil er Identifikationsfiguren und eine Storyline bereitstellt, die Ramon aus kritischen Episoden seiner eigenen Biographie kennt (politische Flucht, »Entwurzelung«, unerfüllte Liebe, Leistung als Voraussetzung für soziale Anerkennung). Die Tatsache, dass der Autor selbst ein Pole ist, war der Schlüssel zur literarischen Erfahrung. Ramon hat vermutlich gehaut, dass die Tür zur Vergangenheit nicht ohne Knarren zu öffnen ist, aber weil sie ein Pole von innen geöffnet hat, konnte er den Blick wagen.⁸

Anders als bei Beate S. ist das Identitätsprojekt, auf das sich die Bewältigung bezieht, diffus und noch weitgehend offen, was auch daran liegen mag, dass die umfassende Identitätsfrage »Wer bin ich?« schwerer zu beantworten ist, als eine Frage zu einem bestimmten Projekt einer beruflichen Teilidentität. Bei Ramon geht es zwar auf der sprachlichen Ebene konkreter um Identität, genauer gesagt um die Kernproblematik seiner ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit, innerhalb dieser begrifflichen Konkretisierung ist das Projekt jedoch vage. Ramon befindet sich noch in einer Sondierungsphase, die sich vorrangig an Anregungen für die ethnische Positionierung orientiert. Die fehlenden Rahmenbedingungen, wie Arbeit als Grundlage beruflicher Identität und sozialer Anerkennung, sowie ein stützendes Netzwerk als Basis emotionaler Bedürfnisse, erschweren die Gestaltung seiner personalen Erzählung.

Nicht zuletzt werden an Ramons Fall wegen der großen Herausforderungen, die er zu bewältigen hat, auch die *Grenzen literarischer Bewältigung* sichtbar. Für ihn reicht Lesen als Ressource nicht aus, um die Fragen zu seiner Person und zu seiner Umwelt zu bewältigen. Er muss selbst erzählen! Mit dem Schreiben von Drehbüchern hat Ramon eine Ressource für sich entdeckt, die es ihm ermöglicht, Positionierungen zu erkunden, die ihm in der Vergangenheit nicht möglich waren:

»Ja in dem kreativen Prozess werden zum Beispiel Antihelden zu Helden, werden ähm Hürden überbrückt, die nicht überbrückbar waren in meiner Entwicklung. Und ich entwickle sozusagen ein idealeres Bild meiner selbst. [...] Vielleicht ist es besser Sehnsüchte mit einzubeziehen, Sehnsüchte, Wünsche, Vorstellungen, Träume, die ich habe und die aus Sicht eines Deutschen recht ähm gering sind« (Ramon K.).

8 Nach einem Zitat von Alberto Moravia: »Die Tür zur Vergangenheit ist ohne Knarren nicht zu öffnen.«

Das Buch *Madame*, so lässt sich abschließend zusammenfassen, hat Ramon ein Stück weit auf seinen Weg der ethnischen Identitätsarbeit geführt. Der Vergleich mit dem Protagonisten lässt ihn aber noch zu stark die Position des »Antihelden« erfahren. Die narrativen Möglichkeitsräume, die beim Lesen entstehen, sind zu schmal, um den Antihelden Ramon rezeptiv in den Helden Ramon umzuerzählen. Doch er reicht aus, um die Sehnsüchte zu wecken, die dann zu neuen Storylines von Ramons eigenen Erzählungen verarbeitet werden. So ist der Gewinn der Leseerfahrung darin zu sehen, dass Ramon nach *Madame* ein Stück weit mehr weiß, welche Positionierungen die beteiligten Protagonisten einnehmen müssen, damit seine eigene Erzählung befriedigender wird als die Erfahrung der Realität.

Fall 3: Frau Rossali – »Diese Welt ist nicht untergegangen!«

a) Charakteristik der Leseerfahrung

Frau Rossalis bewegende Leseerfahrung ist die Erzählung *Le Petit Prince* von Antoine de Saint-Exupéry (2005; Originalausgabe 1946). Sie wird hier als drittes Beispiel dargestellt, weil mit ihr neben den Erfahrungen von Beate S. (Bestätigung) und Ramon K. (epistemischer Gewinn) ein sehr populärer Aspekt literarischer Bewältigung zur Diskussion kommt: »Induktion von Hoffnung«. Des Weiteren zeigt sich Frau Rossalis Leseerfahrung als *Motivation zur Gestaltung einer aktiven Netzwerkarbeit*.

Dass Lesen eine »wunderbare seelische Stimmung« (Frau Rossali) evozieren kann, ist eine weit verbreitete Erfahrung und darüber hinaus noch nicht spezifisch als Bewältigungserfahrung zu interpretieren. Da die Leseerfahrung von Frau Rossali über diesen Aspekt hinaus jedoch auch durch das Erleben von Hoffnung geprägt ist, stellte sich die Frage, was die Leserin in ihrer Lebenswelt vermisst. Bereits in der Interviewanalyse der ersten Forschungsphase wurde deutlich, dass sich die Hoffnung der Erzählerin aus einer dramatischen Episode ihrer personalen Erzählung heraus gestaltet. Frau Rossali wurde 1920 in Deutschland geboren. Ihre Jugend war »eigentlich eine normale Zeit« (Frau Rossali). Den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit erlebte sie in Rumänien. Als das Land 1944 »umkippte« (Frau Rossali) war »plötzlich Schluss« (Dies.). Sie war »abgeschnitten von allem, von allen Beziehungen, vom Ganzen« (Frau Rossali). Erst 1972 konnte Frau Rossali Rumänien wieder verlassen und nach Deutschland zurückkehren. Während der kom-

munistischen Zeit in Rumänien hatte sie Freunde mit Verbindungen zum Ausland. Auf »Schleichwegen« (Frau Rossali) kam sie an westliche Zeitungen und an französische Literatur und so auch an die französische Ausgabe des kleinen Prinzen, der für sie im Rückblick zu einer der bedeutendsten Leseerfahrungen in ihrem Leben wurde.

b) Reflexionen zum Text

Le Petit Prince ist das letzte Werk des Piloten und Schriftstellers Saint-Exupéry vor seinem Tod 1944. Der Text zeigt sich dem Leser als leicht zu lesende Erzählung, deren Dialoge in einfachen und kurzen Sätzen gestaltet sind. Die bildhafte Sprache und die zahlreichen Illustrationen appellieren an eine kindliche Lesehaltung. Doch bereits aus der Widmung geht hervor, dass die Erzählung an Erwachsene gerichtet ist: »Ich bitte die Kinder um Verzeihung, dass ich dieses Buch einem Erwachsenen widme« (a.a.O., S. 5). Der Text ist trotz der surrealistischen Inhalte und des kindlichen Charakters kein Märchen und der Autor gibt selbst einen Grund dafür an, warum er seine Erzählung nicht als Märchen verfasst hat: »Ich möchte nicht, dass man mein Buch leicht nimmt« (a.a.O., S. 19).

Le Petit Prince ist eine Mischung aus autobiographischen und surrealistischen Inhalten. Nach einem einleitenden Rückblick des Autors in seine Kindheit fokussiert der Text die Begegnung des Erzählers mit dem kleinen Prinzen. Der Leser erfährt von dem Planeten, den der kleine Prinz wegen seiner Rose verlassen hat und den Stationen seiner Reise, die ihn letztendlich auf die Erde führt. Dort trifft der kleine Prinz auf die Schlange, den Fuchs und den in der Wüste wegen eines Motorschadens festsitzenden Piloten (Ich-Erzähler), der ihm zum Freund wird.

Die Dialoge, die der kleine Prinz mit den Tieren führt, transportieren Weisheiten, wie sie der Leser aus Fabeln kennt. Mit ihnen erzeugt der Text offensichtliche Anschlussmöglichkeiten für moralische Positionierungen. So lehrt der Fuchs den kleinen Prinzen die Verantwortung für das zu übernehmen, was man sich einmal vertraut gemacht hat und schenkt ihm zum Abschied sein heute viel zitiertes »Geheimnis« (a.a.O., S. 72)⁹.

Die Erzählung endet mit der Rückkehr des kleinen Prinzen zu seinem Planeten durch den tödlichen Biss der Schlange. Der Abschied zwischen dem Piloten und seinem kleinen Freund wird auf diese Weise als dramatischer und gleichzeitig als unumgänglicher inszeniert.

9 »Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar« (ebd.).

Die Geschichte des kleinen Prinzen ist über die Erinnerungen des auktorialen Erzählers konstruiert, so dass mancher Leser vielleicht glauben möchte, Saint-Exupéry wäre dem kleinen Prinzen nach einem Flugzeugabsturz in der Sahara wirklich – vielleicht in Form einer Halluzination – begegnet. Aus der Biographie im Anhang zu erfahren, dass Saint-Exupéry 1935 mit einem Flugzeug über der ägyptischen Wüste abgestürzt ist – ein Erlebnis, das er in *Terre Des Hommes* (1939) erzählt – bekräftigt diese Interpretation und liefert der surrealistischen Geschichte einen realen Erfahrungshintergrund.

Der Text regt mit seinen Hauptcharakteren zwei grundlegende Identifikationen an: Die Identifikation mit dem Erzähler und die Identifikation mit dem kleinen Prinzen. Der Erzähler, der als auktorialer Erzähler mit einer real existierenden Person verknüpft ist, liefert die realistische Perspektive eines Erwachsenen, der sich (erneut) um einen kindlich naiven Zugang zur Welt bemüht. Die Perspektive des kleinen Prinzen transportiert dagegen den Blick des Kindes, das lernen muss erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen. Freilich ist es dem Leser auch möglich, sich mit einem der Nebencharaktere, z.B. dem schlaunen Fuchs oder dem rastlosen Laternenanzünder, zu identifizieren. Ebenso kann er sich als beobachtender Leser ohne charakterbezogene Identifikation positionieren. Aber die Erzählung regt den Leser über das Thema Freundschaft dazu an, sich über die Beziehung der beiden Hauptcharaktere in den Text hineinzuerzählen.

Des Weiteren zeigt der Text starke sozialkritische Interpretationslinien. Mit dem König, der über alles herrschen will, aber keine Untertanen hat, dem Eitlen, der bewundert werden will, aber keine Bewunderer hat, dem Säufer, der säuft um seine Sucht zu vergessen, dem Geschäftsmann, der ein Leben lang nur seinen Besitz zählt und dem Laternenanzünder, der nicht mehr zur Ruhe kommt, weil sich seine Welt so viel schneller dreht als früher, schafft der Autor Charaktere, die den Leser zu moralischen Positionierungen anregen.

Le Petit Prince ist eine Erzählung, die mit einer scheinbar »leichten« Storyline eine kritische Reflexion seiner Zeit liefert. Ein Aspekt, der sich nicht zuletzt auch daran ablesen lässt, dass *Le Petit Prince* in den USA entstanden ist, wohin Saint-Exupéry nach der Besetzung Frankreichs emigriert war.

b) Bewegungen im Text

Der *gemeinsame Erfahrungshorizont von Leser und Autor* und die in diesem Zusammenhang unbewusste *Identifikation der Leserin mit dem auktorialen Erzähler*, zeigt sich als erster Interpretationszugang, der die

Passung von Text und Biographie erklären kann. So wie für Ramon K. (s.o.) die polnische Staatsbürgerschaft des Autors ausschlaggebend dafür war, sein Werk zu lesen, so stellt der Zweite Weltkrieg eine gemeinsame und indirekt im Text verhandelte Storyline von Saint-Exupéry und Frau Rossali dar. Beide, der auktoriale Erzähler und die Leserin, kennen nicht nur den Krieg als dramatische Episode, sondern darüber hinaus auch das Gefühl, das mit dem Verlassen der Heimat verbunden ist. Nur weil sich der Autor Frau Rossali als einer darstellt, der diese emotional kritischen Erfahrungen aus eigenem Erleben kennt, ist es der Erzählung mit ihren metaphorischen Bildern möglich auch die schmerzlichen Erfahrungen in Frau Rossalis Erinnerung zu erreichen. Der vergleichbare Erfahrungshorizont von Leser und Autor liefert dann auch eine Erklärung dafür, warum sich Frau Rossali im Interview so stark gegen die Charakterisierung der Erzählung als Märchen wehrt:

»Nein es ist eine Lebensgeschichte. [...] Es ist kein Märchen. Es ist im Grunde genommen sehr aktuell, sehr lebenswahr. [...] Erstmals ist es tatsächlich ganz bestimmt ein seelisches, richtiges Erlebnis. Ein Mensch, der diese Art erlebt, also was er da bringt« (Frau Rossali).

Die Attribution »Märchen«, so lässt sich Frau Rossalis Reaktion im Interview interpretieren, würde sowohl die erzählten Erinnerungen des Autors, als auch ihre eigenen darin gespiegelten Erfahrungen als Fiktion positionieren. Beide Positionierungen sind problematisch. Frau Rossali kann es sich nicht leisten, den Autor, der sich ihr damals als eine der wenigen geistigen Anschlussstellen zum Westen darstellte und mit seiner Erzählung den vielleicht letzten Funken Hoffnung transportierte (siehe unten), im Interview als »Märchenerzähler« zu positionieren. Zum anderen müssen die eigenen, durch die Literaturerfahrung erinnerten biographischen Episoden vor der Fiktion bewahrt werden. Aus diesen Gründen positioniert sich Frau Rossali im Interview als *Le-Petit-Prince*-Leser mit realistischer Interpretationshaltung. Zudem ist die realistische Interpretation von Frau Rossali darauf zurückzuführen, dass *Le Petit Prince* ein Buch ihrer Zeit ist. So surrealistisch die Erzählung auch sein mag, sein Autor ist für Frau Rossali nicht nur einfach der Urheber einer schon damals sehr beliebten Erzählung, sondern darüber hinaus auch ein Zeuge der Zeit, der die dramatischen Geschehnisse aus einer anderen Perspektive – der des französischen Piloten – kennt. Wenn man als Leser, wie Frau Rossali, einen Teil dieser historischen Episode miterlebt hat, liest man zwischen den Zeilen mehr Kontext, als ein Leser, der den Krieg nur aus Erzählungen oder aus Geschichtsbüchern kennt. Auch über diese Interpretationslinie lässt sich also erklären, warum Frau Ros-

salis Interpretation realistischer ist, als die der vielen Schüler, die *Le Petit Prince* heute im Schulunterricht lesen. Für Letztere ist die Erzählung ein modernes Märchen. Für Frau Rossali spiegelt sie die Schatten und die Hoffnungen der Kriegs- und Nachkriegszeit wider.

Die Passung von Text und Biographie lässt sich im Weiteren auch über die *Identifikation mit der Figur des kleinen Prinzen* rekonstruieren. Auch in dieser Perspektive spielt das Thema »Abschied« eine tragende Rolle. Freilich sind die Umstände bei beiden nicht unwesentlich andere. Der kleine Prinz ist mit der Beziehung zu seiner Rose überfordert und verlässt seinen Planeten, wenn auch schweren Herzens, so doch aus eigenem Antrieb. Frau Rossali ist dagegen unfreiwillig in das Geschehen des Zweiten Weltkriegs involviert und geographisch zwischen die militärischen Fronten geraten. Doch die dramatische Storyline des »Abschiednehmens« verbindet Leserin und Figur. Darüber hinaus wird mit der Figur des kleinen Prinzen, der ja am Ende der Erzählung auf seinen Planeten zurückkehrt, auch die Hoffnung auf die eigene Rückkehr transportiert. Und nicht zuletzt spricht die Figur des kleinen Prinzen die Leserin über die Storyline »Liebe« in einem altersadäquaten Thema an: »[...] Ja die ROSE, also dieses absolut zugetan sein [...] Hat's ja auch gegeben. Aber es war ansprechend für junge Menschen und wir waren ja jung« (Frau Rossali). Frau Rossali war 24, als sie *Le Petit Prince* zum ersten Mal gelesen hatte. Die mit der Erzählung angeregten moralischen Positionierungen interessierten sie damals nicht: »Ich hab's eigentlich übergangen. Na ja, für mich war's damals Cliché« (Frau Rossali). Aber die Themen »Liebe«, »Zuneigung«, »Freundschaft« und der damit schmerzlich verbundene Akt des Abschiednehmens, berührten die Leserin und wurden über die Identifikation mit dem kleinen Prinzen kommunizierbar.

Die Passung von Text und Biographie lässt sich neben der Identifikation mit den Protagonisten des Weiteren thematisch rekonstruieren. So macht der folgende Ausschnitt noch einmal deutlich, wie stark Frau Rossali das Thema »Abschied« als zentrales Thema rekonstruiert:

»Dann war es die Bereitschaft, ein Akzeptieren des Abschieds zwischen der Schlange und dem Piloten, der, ja er muss gebissen werden, denn er, es ist Ende. Und sie MUSS beißen. Also das äh so dunkel, aber das hat mich auch sehr imponiert. Also es ist ein Ende und es ist eigentlich ein tragisches Ende, aber das Akzeptieren find' ich sehr gut ausgedrückt« (Frau Rossali).

Auch wenn Frau Rossali die inhaltlichen Zusammenhänge nach fast 60 Jahren nur »dunkel« erinnern kann, wird hier die Funktion der Erzählung unter Einbezug ihrer Biographie noch einmal unter einem anderen

Gesichtspunkt deutlich. Mit der Betonung, dass die Schlange beißen *muss*, bringt ihre Interpretation des Abschieds eine Notwendigkeit und Unabänderlichkeit zum Ausdruck. Eine Interpretation, die sich aus der erlebten Ohnmächtigkeit der eigenen Abschiedserfahrung erklären lässt. Ihre erlebte Trennung vom Westen war die Folge einer militärisch-politischen Strategie, auf die sie damals keinen Einfluss hatte. Der Text ermöglicht Frau Rossali also dadurch, dass er das Thema Abschied als dramatisches Ende der Erzählung inszeniert, den eigenen als unabänderlich erlebten Abschied in die Geschichte hineinzuerzählen und ihre damit verbundenen Gefühle abzureagieren (kathartische Funktion). Des Weiteren regt der Text aber gerade weil er *keine* Alternative im Hinblick auf den Abschied offen lässt, die Leserin dazu an, eine eigene Interpretation zu finden, die den Abschied erträglich macht. Frau Rossalis Lösung besteht darin, dass sie dem Text eine Botschaft abgewinnt. Ihrer Interpretation zufolge transportiert der Text die Information, dass es möglich ist, die Unabänderlichkeit des Abschieds zu akzeptieren: »[...] aber das Akzeptieren find' ich sehr gut ausgedrückt« (Frau Rossali). Die praktische Umsetzung dieser aus dem Text gezogenen Botschaft spiegelt sich in den Skizzen wider, die Frau Rossali von ihren alltäglichen Bewältigungsversuchen zeichnet:

»Und allmählich warst du engagiert in deinem Existenzkampf. Ich meine, da war ich gar nicht allein. Das waren doch alle, die da von den Kommunisten, von Russen besetzt waren. Du hast dich eingerichtet« (Frau Rossali).

»Sich in der Welt einrichten« ist ein Ausdruck, den schon Ernst Bloch benutzt hat, um die Verortung des Subjekts in der Lebenswelt zu beschreiben. Bei Frau Rossali steht er im Zusammenhang mit dem »Akzeptieren« von unabänderlichen Rahmenbedingungen. Dazu gehört auch die Akzeptanz, vorerst einmal vom Westen abgeschlossen zu sein. Wobei »Akzeptieren« in diesem Kontext nicht als »Resignation«, sondern in Verbindung mit dem Ausdruck des »Sich Einrichtens« wohl eher als »Arrangieren« mit den unveränderlichen Umständen zu interpretieren ist.

Vor dem Hintergrund der stillen Thematisierung von Verlust und Abschied wird Saint-Exupéry's Erzählung für Frau Rossali zum bedeutenden Medium der *Hoffnung*:

»Und dann taucht plötzlich so ein Buch auf und du siehst, es gibt eine Gegend, es gibt irgendwo Menschen, die so was schreiben können, dürfen und auch Erfolg haben damit. [...] Und natürlich kommt dann ein Exupéry, ein Mensch mit unglaublicher Sensibilität und erzählt von Dingen, an die, von denen niemand

in der Zeit gesagt hat, dass so was überhaupt NOCH existiert. [...] Und das war also eine Entdeckung. Sagen wir ein Lichtstrahl. [...] Vielleicht ganz un-, indirekt gedacht: »Diese Welt ist nicht untergegangen, diese Welt!« (Frau Rossali).

Für Frau Rossali, so lässt sich diese Passage interpretieren, ist schon die Existenz der Erzählung der entlastende Beweis dafür, dass der von ihr ersehnte Westen nach dem kollektiven Schiffbruch nicht untergegangen ist. Saint-Exupéry und sein Werk haben für sie damit in gewisser Hinsicht eine ähnliche Bedeutung wie der damals verbreitete Glaube an die Befreiung durch die Amerikaner, von dem sie erzählt. Doch der literarische »Lichtstrahl« allein reicht nicht aus, um die Schatten der Realität zu überblenden. Er kontrastiert sie. Und das in einer Weise, die die Leserin erneut vor eine emotionale Herausforderung stellt:

»Und natürlich die Folge »Na ja du bist abgeschlossen, du bist einsam, du bist außerhalb«. Das war das. »Es ist ein GLÜCKSfall, dass du dies Buch hast. Freu dich, aber du gehörst nicht dazu!« (Frau Rossali).

Es ist zu vermuten, dass diese schmerzliche Erkenntnis, deren Bewusstsein als bedeutender Effekt der Leseerfahrung betrachtet werden muss, Frau Rossali angeregt hat ihre Einsamkeit mit der im Folgenden näher beschriebenen Netzwerkarbeit zu bewältigen. Eine Strategie, die weiterhin deutlich macht, wie eng kulturelle und soziale Ressourcen miteinander verknüpft sein können.

Literaturaustausch als Netzwerkarbeit: Frau Rossali wollte die Hoffnung, die die die Lektüre von *Le Petit Prince* in ihr geweckt hatte, auch anderen Menschen in ihrem Umfeld ermöglichen und so begann sie – ermutigt durch die »Figur« Exupéry und das in seiner Erzählung transportierte Thema Freundschaft – das Werk zu vervielfältigen und an Freunde zu verschenken:

»Ich sage Ihnen, ich hab's, ich hatte eine Schreibmaschine und ich habe es nachgezeichnet und getippt mindestens zehn Mal für die, die nicht direkt zum Buch kommen könnten, konnten, aber interessiert waren« (Frau Rossali).

Rückblickend verbindet Frau Rossali zwei zentrale Motivationen mit ihrer Handlung: Die Vorfreude anderen eine Freude zu machen und das Bewusstsein »Du tust etwas Besonderes« (Frau Rossali). Ihre Erinnerung an diese Zeit ist in diesem Kontext von fast nostalgischer Sehnsucht geprägt: »Das ist ja der Charme der damaligen Zeit, dass du solche Entdeckungen ... auch das Bedürfnis »Mach es, gib es den anderen

auch!«. Das ist heute schon viel komplizierter« (Frau Rossali). Aus der reflexiven Perspektive auf ihre Biographie lassen sich jedoch zwei weitere Motivationen rekonstruieren, die zeigen, dass das Verschenken von *Le-Petit-Prince*-Abschriften mehr ist, als ein selbstloser Akt, um anderen eine Freude zu machen. Gerade weil Schenken auch eine sozial anerkannte Geste ist um Beziehungen zu stärken, muss sie hier als konkreter Bewältigungsversuch interpretiert werden. Im Fall von Frau Rossali war sie durchaus hilfreich, um das Gefühl des »Außerhalb«- und »Einsam«-Seins zu überwinden. Mit folgendem Ergebnis:

»Wir waren ein ganzer Kreis von Freunden. Und darüber wurde gesprochen und alle waren begeistert und alle waren entzückt und haben ... mein Mann hat damals in Bukarest gelebt oder wo und er hat's ja auch gekannt, er hat's gewusst« (Frau Rossali).

Der kommunistische Kontext, in dem sich für den Einzelnen die Frage stellt »Verräter oder nicht Verräter?« (Frau Rossali) und die Tatsache, dass die Reproduktion und der Austausch verbotener Literatur auch mit Gefahren verbunden war, verstärken den Effekt von Frau Rossalis Geste.

Eine zweite (unbewusste) Motivation für Frau Rossalis Netzwerkarbeit stellt vermutlich der Wunsch nach einer *Verstärkung der Hoffnung* dar. Wie im Zitat oben sichtbar wird, gefährdet die belastende Realität, die durch die Lektüre geweckten Hoffnungen. Das Vervielfältigen und Verschenken der Erzählung kann in diesem Zusammenhang als Gegenmaßnahme der Leserin interpretiert werden, die Hoffnung nicht sterben zu lassen. Jedes Gespräch, das sich »unter der Hand« (Frau Rossali) über die Erzählung ergibt, kann seinen Beitrag dazu leisten, der Hoffnung neuen Atem einzuhauchen, sie von Neuem gegen den entmutigenden Alltag der Kriegs- und Nachkriegszeit anzuerzählen.

Der private Austausch unter Freunden über die literarische Brücke *Le Petit Prince* war ein kleiner, aber bedeutender Teil einer Netzwerkarbeit, die als Ressource an das Leseerlebnis der Leserin anschließt. Der dadurch entstandene Lesezirkel stärkte vermutlich das Freundschaftsgefühl der Beteiligten und half den Einzelnen ihr Identitätsgefühl über die Gruppe zu konstruieren. Der geheime Lesekreis »Le Petit Prince«, den Frau Rossali mit ihren Vervielfältigungen unterstützte, kann daher rückblickend als Ausdruck einer Subkultur verstanden werden, deren Beteiligte versuchten die Hoffnung über die Kunst am Leben zu halten. Eine Kunst, die zumindest die Leserin angeregt hat über die Gemeinschaft narrative Perspektiven zu erkunden.

c) Bewegte Identität

Im Fall von Frau Rossali gestalten sich die literarischen Bewältigungsversuche über den Aspekt »Hoffnung«. Dabei wird deutlich, dass die durch die Literatur gewonnene Perspektive an die Aufarbeitung von belastendem Erzählmaterial geknüpft ist. Nur weil es der Leserin gelingt eine dramatische Episode ihrer eigenen Biographie in den Text hinein-zuerzählen, ist es ihr auch möglich eine hoffnungsvolle Botschaft zwischen den Zeilen herauszulesen. Die Ausführungen zu Hollands Rezeptionsmodell haben gezeigt, dass es nicht selbstverständlich ist, dass ein Leser dramatische Episoden seiner eigenen Biographie in den Text hinein-erzählt. Frau Rossali ist es gelungen, das Nadelöhr der psychischen Abwehr zu nutzen.

Viktor Frankl, der das Gefühl »der Welt abhanden gekommen« (2006, S. 117) zu sein aus eigener Erfahrung kennt, stellt heraus, wie notwendig sich die narrative Perspektive für das Überleben des Menschen in Kriegs- und Krisenzeiten auszeichnet:

»Die meisten [Lagerhäftlinge] hatten etwas, das sie aufrecht hielt, und meistens handelte es sich hierbei um ein Stück Zukunft. Dem Menschen ist es nun einmal eigen, nur unter dem Gesichtswinkel einer Zukunft, also irgendwie sub specie aeternitatis, eigentlich existieren zu können. Zu diesem Gesichtspunkt der Zukunft nimmt er daher in schwierigsten Augenblicken seines Daseins auch immer wieder Zuflucht« (Frankl 2006, S. 119).

Frau Rossali fand diese »Zuflucht« in der französischen Ausgabe des kleinen Prinzen. Die Lektüre weckte in ihr den perspektivischen Blick, der für die Identitätsarbeit eine so bedeutende Rolle spielt (vgl. Kraus 2000, S. 93ff., empirisch 185ff.). Denn Identitätsbildung ohne *futureing* führt zur *Identitätsdiffusion* (vgl. a.a.O., S. 94) und im schlimmsten Fall zur Aufgabe der eigenen Person. So weiß Frankl: Wenn es einem Subjekt nicht (mehr) möglich ist, sich einem Punkt am Horizont entgegen-zuerzählen, ist die Kraft seiner gegenwärtigen Erzählung bald verwirkt. Die Lektüre von *Le Petit Prince* ermöglichte Frau Rossali diesen Punkt am Horizont neu zu fixieren. Die durch die Erzählung geweckte Hoffnung half ihr die Nachkriegszeit emotional zu überleben und sich über jenen Standpunkt der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) hinweg in die belastende Gegenwart hinein-zuerzählen – sich neu zu positionieren. Doch um dem Druck des Alltags und dem Kontrast, den die Erzählung erzeugt hat, entgegenhalten zu können, brauchte sie mehr, als die stille Erfahrung des Lesens. Der »Lichtstrahl« drohte in der Unsicherheit der Einsamkeit zu verblassen. Die in diesem Prozess aufkeimende Netz-

werkerarbeit von Frau Rossali führt zwar bereits über den eigentlichen Akt des Lesens und damit über den Fokus »Literarische Bewältigung« hinaus, doch gerade darin liegt ein bedeutender Teil des Bewältigungspotenzials von Frau Rossalis Leseerfahrung begründet. Die Lektüre hat die Leserin motiviert das im Text behandelte Thema »Freundschaft« wörtlich zu nehmen. Und mit der Umsetzung der literarischen Botschaft in die reale Lebenswelt hat sich für sie ein Bewältigungsraum eröffnet, den die Ressource Lesen alleine hätte nicht ermöglichen können.

Rekonstruktion »literarischer Ambivalenz«

Wie die kontrastierende Darstellung der folgenden Interviews zeigt, ist die Rezeption von Literatur nicht per se mit der Aussicht auf eine »bewältigende« Erfahrung verbunden. Vor allem wenn die Lektüre dazu beiträgt, Widersprüche ins Bewusstsein zu rufen, kann die literarische Erfahrung selbst zum belastenden Erzählmoment werden. Die folgenden Interviewanalysen bestärken damit Positionen, die wie Bartels (1981) das Verhältnis zwischen Kunst und Identität auch als potenzielle Gefährdung der (scheinbaren) psychischen Ordnung interpretieren:

»Bei aller Faszination durch die Kunst fürchten wir auch unbewusst unsere verdrängten Triebwünsche und -konflikte könnten durch das dargestellte Geschehen so weit aktiviert werden, dass sie zum Bewusstsein durchbrechen und unsere geordnete Identität zerstören« (a.a.O., S. 21).

Fall 4: Johannes T. – »Ausstieg aus Platons Höhle«

a) Charakteristik der Leseerfahrung

Johannes wurde durch Jostein Gaarders philosophischen Roman *Sofies Welt* (1993) bewegt. Im Rückblick auf seine Adoleszenz erzählt er von seiner Arbeit als Metzger, dem oberflächlichen und groben Umgang in seinem Milieu, in dem er damals lebte und in dem sich alles um Rockmusik, Sex, Alkohol und Partys drehte. »Und plötzlich«, so erzählt Johannes, »ist halt das angegangen durch eine Lebenskrise, irgendwie Interesse für was anders, das, ich weiß nicht wo das hergekommen ist und da ist mir halt mitunter auch die *Sofies Welt* untergekommen«. Anfangs hatte er, so erzählt er, Probleme mit dem Lesen, weil er (vermutlich auch wegen des hohen Alkoholkonsums) kaum mehr als eine Seite im Gedächtnis behalten konnte. Er musste Lesen erst wieder lernen, sich durch

einige Bücher »durchkämpfen« (Johannes T.). *Sofies Welt* konnte sein Interesse aufrechterhalten und darüber hinaus für existenzielle Fragen wecken, die ihm als Anregung zu einer neuen Perspektive seiner biographischen Erzählung dienten:

»[...] Und bei mir hat das den Gedanken ausgelöst: Ja genau, man kann – ja das ist ja Wahnsinn, man kann überlegen warum man auf dieser Welt ist. ›Wieso sind wir hier?‹« (Johannes T.).

Dabei ließ sich nicht vermeiden, dass Vergangenheit und Gegenwart aus der neuen Perspektive als belastend interpretiert werden:

»Das war ein Wachrütteln oder ein mich aufmerksam machen, dass ich keinen Sinn im Leben hab'. Und das ist s c h r e c k l i c h. Also bei mir war das auf alle Fälle schrecklich, wenn Du auf einmal draufkommst ›Ja, mein Leben ist total sinnlos. Was mach ich denn da? Wo komm' ich her? Wieso bin ich da? Das kann's doch nicht sein oder? Das geht doch nicht!‹« (Johannes T.).

Trotzdem wurde Johannes ermutigt sich neu zu positionieren. Er wollte mehr über sich erfahren, seinen eigenen philosophischen Weg erkunden. Doch die sozialen Verhandlungen seiner neuen Positionierungsversuche wurden von Ablehnung geprägt:

»Hab' mich da bisschen zum Affen gemacht. Hab' über die Sachen geredet mit anderen Leuten. Äh, keiner hat's verstanden. So quasi ›Jetzt knallt er total durch‹, gell. ›Was erzählt'n der?‹ Und bin immer mehr in eine Lebenskrise reingeschlittert, die sich zusammengesetzt hat aus Minderwertigkeitskomplexen, ähm Sinnfindung, Sinnfragen – Ängsten, Zukunftsängsten – so in die Richtung« (Johannes T.).

Johannes erzählt im Interview noch an drei weiteren Stellen von seiner Erfahrung der sozialen Ablehnung, was zeigt, wie prägend sie für ihn war:

»[...] Also die Schwierigkeit war nachher für mich, dass – ich mein das hat keiner verstanden mit den Leuten mit denen ich mich umgeben hab'. Die waren ja in die gleiche Richtung so d'rauf wie ich und haben auf das keinen Pfifferling [...] gegeben. Und da ist man halt eher so als verrückt angeschaut worden. Zumindest ist es mir so vorgekommen« (Johannes T., Z. 143).

»Und das Problem bei der ganzen Sache war, dass ich da ja eine Bestätigung holen wollte bei anderen Leuten und versucht habe mit anderen Leuten darüber zu reden. Aber die haben mich [...] angesehen, als ob ich jetzt einen Vo-

gel hätte, nicht mehr alle Tassen im Schrank, so irgendwie ›Dreht er jetzt durch?‹, ›Nimmt er was?‹ (lacht beschämt), ›Was anderes, als wir sonst immer nehmen?‹ (lacht nochmal)« (Johannes T., Z. 162).

»Und ja gut, es ist irgendwie eine Riesenlast für einen Menschen, wenn er in der Meinung lebt, dass andere meinen er ist verrückt, und auch selber nicht weiß, dass – ob er jetzt verrückt ist. Das ist fast unerträglich. Also es ist ein guter Suizidgrund – für so manch einen« (Johannes T., Z. 178).

Der Widerspruch zwischen der Erfahrung mit *Sofies Welt* eine neue Perspektive für seine personale Narration entdeckt zu haben und der ablehnenden Reaktion seiner Umwelt, zwang Johannes dazu das »alte« Umfeld zu meiden. Die schmerzliche Erfahrung keine Bestätigung zu bekommen, führte sogar so weit, dass er zum Kauf von neuen Büchern in einen ca. 20 Kilometer weit entfernten Ort fuhr:

»Da kennt mich dann sicher keiner, weil mir das zu peinlich gewesen wäre, bei uns irgendwo in der Gegend irgendwo hineinzugehen und so ein Buch zu kaufen [ein Buch über Meditation]. Weil ich hab' überhaupt nicht zu solchen Sachen stehen können. Es hat mich einfach nur interessiert und war in meinem Umfeld verpönt so was. Ist mir zumindest so vorgekommen« (Johannes T.).

Die Belastung der Literaturerfahrung kommt schließlich auch auf der syntaktischen Ebene des Interviews zum Ausdruck. So beginnt Johannes auf die Frage, wie ihm das Buch damals geholfen hat, folgendes zu erzählen:

»Das hat mir, mir persönlich hat's *auf der einen Seite* [Hervorhebung F. H.] total geholfen, weil ja das was (atmet tief ein) irgendwie ein Stück Wahrheit war, das ich nicht gekannt hab'. Ich hab' nur Oberflächlichkeiten und so gekannt« (Johannes T.).

Doch den angefangenen Satz mit der »einen Seite« führt Johannes nicht mit der »anderen« fort. Dabei ist anzunehmen, dass Johannes an dieser Stelle nicht einfach vergessen hat von der anderen Seite zu erzählen. Er wurde auch nicht durch eine Frage des Interviewers oder durch andere äußere Einflüsse unterbrochen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Johannes die »andere Seite« der Literaturerfahrungen an dieser Stelle nicht weitererzählen kann. Die Erinnerung an die schmerzliche Erfahrung der sozialen Ablehnung hat also noch immer Auswirkungen auf die gegenwärtige Erzählung. Wobei herausgestellt werden muss, dass Johannes die belastende Seite der Literaturerfahrung ja mehrmals im Interview erwähnt (s.o.) und somit keinesfalls durchgehend verdrängt. Andernfalls

wäre es auch nur schwer möglich gewesen sie aus dem Interview herauszulesen.

Johannes Ts. Leseerfahrung ist im Wesentlichen durch zwei Aspekte geprägt, die mit intrapsychischer Spannung in Zusammenhang stehen: Zum einen wird Johannes durch die Lektüre bewusst, dass er keinen Sinn im Leben hat »und das ist schrecklich« (Johannes T.). Zum anderen erfährt er im Hinblick auf seine neuen Positionierungsversuche die soziale Ablehnung seines gewohnten Umfelds. Während der erste Aspekt eine Belastung darstellt, die den Akt des Lesens selbst betrifft, spiegelt der zweite Aspekt eine Erfahrung wider, die als Folge der Lektüre zu interpretieren ist. Letztere lässt sich mit der *Widersprüchlichkeit* der lebensweltlichen Positionierungsversuche begründen. Eine stark stereotypisierende Milieuperspektive, die diesen objektiven Widerspruch zum Ausdruck bringt, könnte lauten: Der geistige Tiefgang eines Metzgers liegt in seiner Flasche Bier nach Feierabend, aber nicht in Büchern und schon gar nicht in so philosophischem Zeugs! Für Johannes bedeutet diese Beurteilung seiner Umpositionierungsbemühungen eine massive Verunsicherung seines persönlichen Erzählraums, weil er in beide Richtungen blockiert wird. Der perspektivische Blick steht infrage, weil ihm sein Umfeld deutlich signalisiert – zumindest hat es Johannes so wahrgenommen – dass seine neuen Lebensentwürfe nicht akzeptiert werden. Gleichzeitig kann er aber auch nicht einfach in seine alte Position zurück, weil sie ihm nach der Lektüre von *Sofies Welt* als sinnloser Narrationstypus erscheint. Seine personale Erzählung befand sich an dieser biographischen Markierung in einer Phase, in der er nicht vor und nicht zurück wusste. Und das ist, wie Johannes weiß, »[...] ein guter Suizidgrund – für so manch einen« (Johannes T.). Weil sich diese Spannung nicht in kreative Erzählarbeit umsetzen ließ, flüchtete Johannes als Schiffsmetzger auf ein Kreuzfahrtschiff in die Karibik. Nicht zuletzt ist diese Flucht, die eine massive Änderung der Lebensgestaltung darstellt, auch eine Folge der kritischen Selbstthematisierungen, die das Buch bei Johannes hervorgerufen hat.

b) Reflexionen zum Text

Sofies Welt ist ein spannender und lehrreicher Roman, der dem Leser in Schlaglichtern die Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis in die Gegenwart erzählt. Die Besonderheit des Romans liegt darin, dass der Autor den Leser über einen geschickt inszenierten Perspektivenwechsel dazu anregt, selbst philosophisch zu denken. Diese offensichtliche pädagogische Intention ist es Wert im Folgenden genauer expliziert zu werden.

In der ersten Hälfte erzählt das Buch die Geschichte der 14-jährigen Sofie Amundsen. Sofie erhält geheimnisvolle Briefe von einem zunächst unbekanntem Absender, der sie in die Geschichte der Philosophie einführt. Später lernt Sofie den Verfasser dieser Briefe, Alberto Knox, kennen und trifft sich mit ihm zu privaten Philosophiestunden. Bis dahin besteht die *erste Hürde* des Lesers lediglich darin, den im Text vermittelten *philosophischen Inhalten zu folgen*.

In der Mitte des Buches, als sich der Leser bereits darauf eingestellt hat, die Geschichte der abendländischen Philosophie im Dialog der Protagonisten zu verfolgen, liefert der Autor erste Hinweise darauf, dass auch Sofies Leben im Buch nur als Geschichte erzählt wird, d.h. der Leser muss sich bewusst werden, dass er möglicherweise eine Geschichte liest, die im Buch von einem anderen (bis a.a.O., S. 338 unbekanntem) Leser gelesen wird. Darin besteht die *zweite Hürde* des Textes. Der Leser muss einen *Perspektivenwechsel* innerhalb der Geschichte bewältigen (siehe Anhang II). Die Verschiebung der Erzählperspektive zwingt ihn dazu seine passiv-rezeptive Haltung aufzugeben. Der philosophische Inhalt tritt zunehmend in den Hintergrund und er wird aufgefordert – wie René Descartes – an allem zu zweifeln und damit selbst philosophisch zu denken. Vor allem muss er sein bisheriges Textverständnis, das sich auf die erste Erzählperspektive stützt, infrage stellen. Die besorgten Selbstthematisierungen der Figuren unterstützen diesen Effekt. Sofie macht sich Gedanken um ihre Identität und Alberto weiß die richtige Diagnose für dieses Gefühl: »Existenzielle Angst«.

Erst auf Seite 364 (a.a.O.) erhält der Leser den weiterführenden Hinweis, dass Sofie und Alberto »nur« Figuren in einer erzählten Geschichte namens »Sofies Welt« sind, die von der Protagonistin Hilde gelesen wird:

»Was unseren eigenen methodischen Zweifel angeht, stehen wir im Moment mit leeren Händen dar. Wir wissen nicht einmal, ob wir denken. Vielleicht wird sich herausstellen, dass wir Gedanken *sind*, und das ist wirklich etwas ganz anderes, als selber zu denken. Wir haben jedenfalls allen Grund zu der Annahme, dass Hildes Vater sich uns ausgedacht hat. Dass wir eine Art Geburtstagsunterhaltung für die Tochter des Majors [Hilde] in Lillesand darstellen. Kommst du noch mit?« (Alberto zu Sofie ebd.).

Die Verständnisfrage, die Alberto Sofie hier stellt, ist freilich an den Leser gerichtet: »Kommst du noch mit?« fragt Gaarder seinen Leser und scheint ihn zwischen den Zeilen heraus folgendes zu lehren: Glaubst du wirklich Philosophieren lässt sich durch passives Lesen lernen? Wach auf! Zweifle und fang an die Dinge zu hinterfragen, die dir so selbstver-

ständig geworden sind! Gaarder öffnet damit nach fast 400 Seiten den Erzählraum und präsentiert eine neue Erzählperspektive – aber eben auch nur als *Möglichkeit*. Es könnte sich eben so doch noch anders verhalten.

Die vom Autor induzierte skeptische Haltung des Lesers beeinflusst im Weiteren die *literarische Kommunikation zwischen Leser und Autor*. Ein Aspekt, der sich als *dritte Hürde* für den Leser darstellt. Der Autor lässt den Leser über 300 Seiten in dem Glauben, dass Alberto und Sofie die Protagonisten sind, über die sich die Erzählung gestaltet. Zur Halbzeit dreht er den literarischen Horizont in den der Leser seine Selbstthematisierungen hineinprojiziert. Die Perspektive ist plötzlich ein andere und der Leser muss sich erst einmal neu »aufstellen« und sich einen Überblick verschaffen. Dabei wird er von jenem Zweifel begleitet, den der Autor beim Leser als Effekt erreichen wollte. Doch der Zweifel richtet sich nicht nur auf die Handlung, sondern auch auf den Erzähler und belastet damit das Vertrauen des Lesers zum Autor. Der Leser nimmt wahr, dass ihn der Autor, der diesen Perspektivenwechsel ja geplant hat, bewusst in diesen Zweifel geführt hat. Und noch schlimmer: Er hat sich als »naiver Leser« (vgl. Hesse 1977, S. 189) in diesen Zweifel führen lassen! Er muss sich eingestehen, dass nicht nur Sofie, sondern auch er belehrt wird. Der methodische Zweifel Descartes wird zu seiner neuen Grundhaltung, die er schon deswegen einnehmen muss, um dem Autor nicht noch ein zweites Mal »auf den Leim zu gehen«. Erst im fortgeschrittenen Verlauf des Romans kommt der Autor seinen Lesern – jedenfalls denjenigen, die das Geschehen noch mitverfolgen – entgegen. Der Leser findet nun zunehmend Angebote im Text, die versuchen die Spannung der Möglichkeitsräume auf ein Erträgliches zu reduzieren. Zum Beispiel folgendes:

»Es spielt keine Rolle, wer wir sind. Das wichtigste ist, *dass* wir sind. Das sagt Eule und die hat einen sehr großen Verstand« (Pu der Bär zu Sofie a.a.O., S. 400).

Der noch immer skeptische Leser ahnt, dass der hier beschriebene Abwehrmechanismus der Verleugnung nicht besonders hilfreich ist. Natürlich spielt es eine Rolle »wer wir sind«, sonst hätten wir nicht weiter gelesen, um zu erfahren welche Rolle Sofie in *Sofies Welt* spielt. Außerdem will sich der aufgeklärte Leser nicht auf Eule verlassen. Erst die Tatsache, dass Sofie und Alberto im Fortlauf der Erzählung immer mehr märchenhaften Wesen, wie Rotkäppchen, Aladin, Alice im Wunderland, Adam und Eva, Noah oder eben Pu dem Bären begegnen, erhärtet den Verdacht, dass sich Sofie und Alberto auf einer gedachten Ebene inner-

halb des fiktionalen Werkes bewegen, d.h., dass Hildes Welt der perspektivische Bezugspunkt sein muss. Auf Seite 408 findet der Leser dann eine Art Versöhnungsangebot des Autors zur Wiederaufnahme der Kommunikation:

»Das heißt der Künstler kann uns etwas vermitteln, was die Philosophen uns nicht vermitteln können?« (Sofie an Alberto ebd.).

Mit dieser Äußerung seiner Protagonistin legt der Autor dem Leser seine pädagogische Botschaft offen. Er teilt ihm mit, dass er als Schriftsteller (Künstler) eine andere Möglichkeiten hat Philosophie zu lehren, als in der Position des Dozenten.¹⁰ Dadurch wird der Leser ermutigt, einen Sinn hinter den methodisch erzeugten Verwirrungen um literarische Identitäten und Erzählerperspektiven anzunehmen. Die Lösungsmöglichkeit schon mal hinten im Buch nachzulesen, weist Gaarder allerdings mithilfe von Hildes Über-Ich zurück:

»Ob sie auf der letzten Seite im Ordner [»Sofies Welt« ist kein richtiges Buch, sondern ein Ordner mit maschinengeschriebenen Seiten; Anm. F. H.] nachsehen sollte? Nein, das wäre gepfuscht; sie wollte sich lieber mit dem Lesen beileiden« (a.a.O., S. 367).

Natürlich möchte der »ehrliche« Leser nicht vom Autor als »Pfuscher« positioniert werden, der diesen Appell an das Gewissen des Lesers auf S. 527 (a.a.O.) wiederholt. Als Belohnung für den Kampf gegen die Regression wartet auf Seite 419 (a.a.O.) die vom Leser lang ersehnte Erlösung: »Jetzt wissen wir [d.h. auch der Leser! Anm. F. H.], dass wir in einem Buch leben« (Alberto zu Sofie ebd.). Bis dahin muss der Leser allerdings über 80 Seiten Unsicherheit über sich ergehen lassen, zweifeln, die erzeugte Spannung aushalten, lernen dialektisch zu denken, eigene Versionen erfinden und ein neues Verhältnis zum Autor gewinnen.

Dem Leser mit seinem Roman philosophisches Denken und Fühlen (!) nahe zu bringen scheint eine grundlegende Intention des Autors zu sein. Im Folgenden seien noch drei weitere Aspekte dargestellt, die Gaarder mit seinem Stil und seiner Methodik anregt:

Einsicht in die literarische Gestaltung: Gaarder legt in seiner Darstellung großen Wert darauf, dass sich die Figuren Sofie und Alberto selbst thematisieren, über ihre literarische Identität diskutieren und sich in diesem Zusammenhang regelrecht um ihre fiktionale Existenz sorgen. Diese Aspekte wecken das Bewusstsein des Lesers für *Fiktionalität in*

10 Gaarder unterrichtet in Norwegen Philosophie (biographische Information a.a.O., S. 614).

Texten. Figuren, die lieben, hassen und zweifeln, sind dem Leser vertraut, aber Gaarders Figuren stellen zusätzlich ihre Funktion innerhalb des literarischen Werkes zur Diskussion.

Einsicht in den Rezeptions- und Produktionsprozess: Dadurch, dass der Leser vom Autor zu Disziplin, Durchhaltevermögen und aktiver Reflexion angeregt wird, wird sein Bewusstsein für die Rezipientenrolle geschärft. Er erfährt, dass man auch andere Lesehaltungen einnehmen kann und wird dazu motiviert die Haltung des »naiven Lesers« aufzugeben. Zudem vermittelt der Text ein Bewusstsein für die Position des Autors. Denn als Sofie und Alberto über Freud sprechen (a.a.O., S. 505ff.), tun sie das mit der Botschaft, dass sie zumindest teilweise eine unbewusste Schöpfung ihres Autors sind. Damit thematisiert sich Gaarder in seiner Position als Schriftsteller selbst und legt dem Leser ein Stück des intimen literarischen Produktionsprozesses offen.

Anregung identitätsrelevanter Selbstthematizierungen: Bereits zu Eingang der Geschichte regt die offen gestellte Frage »Wer bist Du?« (a.a.O., S. 8) eine direkte Thematisierung der Identität an. Die ausgeprägten Selbstreflexionen der Figuren Sofie und Alberto im Verlauf der Erzählung verstärken diesen Prozess. Aber spätestens wenn Sofie, Alberto und Hilde (a.a.O., S. 573) beschließen sich dem Willen des Autors zu entziehen und die Räume zwischen den Zeilen zu nutzen, um sich selbst zu erzählen und damit ihre Existenz zu retten – die wie sie glauben aufhört, wenn der Autor den Schlusspunkt setzt – wird der Leser angeregt sich zu fragen: Wieviel Raum habe *ich* denn, um mich zwischen diesen Zeilen in die Geschichte hineinzuerzählen? Und wenn das beim Lesen geht, wieviel Raum habe ich dann in meiner eigenen Geschichte, um mich selbst zu erzählen? Ist meine Identität ebenso wenig festgeschrieben, wie die Sofies und Albertos? Wie weit kann ich mich selber entwerfen, mich selbst *verwirklichen*? *Sofies Welt* bietet inhaltlich und methodisch Anregungen für solch existenzielle Fragen. Und das gelingt der Erzählung nicht zuletzt deswegen, weil sie mit reflexivem Blick auf den dafür notwendigen Möglichkeitssinn geschrieben wurde:

»Wie war es möglich, in einem Buch über einen selber ein Buch über einen selber zu finden? Was würde passieren, wenn Sofie nun dieses Buch las? Was würde jetzt passieren? Was *könnte* jetzt alles passieren?« (a.a.O., S. 557).

c) Bewegungen im Text

Im Folgenden soll die Passung von Text und Biographie in ihren wichtigsten Anschlussstellen rekonstruiert werden. Über die *Identifikation*

mit der Protagonistin Sofie stellen sich zunächst folgende Passungselemente heraus:

Narrativer Umbau/Veränderung der Lebenswelt: Sofies Leben nimmt mit der Entdeckung der ersten philosophischen Botschaft im Briefkasten eine folgenreiche Wende. Die verschwiegene Beziehung zu ihrer Mutter und die Unterbrechung der Beziehung zu ihrer besten Freundin weisen den Leser auf die Bedeutung der Lebensveränderung hin. Auch Johannes bemerkte damals in seinem Leben eine Veränderung: »Und plötzlich ist halt das angegangen durch eine Lebenskrise, irgendwie Interesse für was anders, das, ich weiß nicht wo das hergekommen ist und da ist mir halt mit unter auch die *Sofies Welt* untergekommen« (Johannes T.). Die Figur Sofie bot Johannes in dieser Zeit eine geeignete Projektionsfläche, um die beginnenden Veränderungen und die damit verbundenen Gefühle zu erkunden. An Sofies »Biographie« konnte er aus sicherer Entfernung verfolgen, wie bedeutende Umbauten der Lebensgeschichte aussehen und welche möglichen Folgen sich daraus ergeben. Darüber hinaus war es ihm möglich über die Figur Sofie all jene Zweifel und Unsicherheiten in den Text hineinzuerzählen, die in Form einer »Lebenskrise« in sein Leben getreten sind (kathartische Funktion). Dass auch Sofie am Anfang nicht wusste woher die Veränderung kam (die Briefe waren ohne Absender) verstärkte vermutlich die Identifikation.

Negative Fremdpositionierung: Sofies Geheimhaltung des Philosophiekurses bringt sie im weiteren Verlauf der Geschichte in eine schwierige Situation. Ihre Mutter macht sich Sorgen und vermutet sogar, dass Sofie Rauschgift nimmt (a.a.O., S. 9), weil sie auf einmal so ganz anders redet als sonst: »Aber Sofie, was redest Du denn da?« (a.a.O., S. 28). Johannes kennt diese Erfahrung und wie Sofie stellte er fest: Wenn man anfängt sich und anderen philosophische Fragen zu stellen, gilt man als »verrückt« oder muss zumindest damit leben, dass die Anderen denken, dass man Drogen nimmt (vgl.: »Nimmt er was (lacht beschämt)? Was anderes, als wir sonst immer nehmen?« (Johannes T.)). Die kritische Erfahrung von einem Umfeld, das die Veränderungen im Leben des Erzählers nicht verstehen kann, als verrückt oder als Drogenkonsument positioniert zu werden, verbindet Johannes also in einem weiteren Punkt mit der Protagonistin.

Ressource »Kommunikation«: Sowohl Sofie, als auch Johannes müssen zunächst ohne soziale Bestätigung ihres gewohnten Umfelds im Hinblick auf ihre neue narrative Perspektive (philosophisches Denken) auskommen. Doch Sofie hat im Kontrast zu Johannes zumindest ihren Lehrer und die vertrauensvollen Gespräche, die ihr als Bezugspunkt ih-

rer Selbstthematizierungen dienen. Eine Ressource, die Johannes in seiner Lebenswelt vermisst:

I: Was hat Dir den besonders an diesem Buch gefallen oder an dieser Geschichte?¹¹

IP: Die nette Art der Kommunikation.

I: Zwischen wem?

IP: Ähm von dem, der hat doch Briefe an das Mädchen geschrieben. Ähm so ein bewegendes Ding war für mich auch, dass sich Menschen nett miteinander, also, dass Menschen auf eine nette Weise miteinander kommunizieren können. Das ist auch so eine Sache, die jetzt für mich mittlerweile schon schwer nachzuvollziehen ist. Wie man so einen derben Umgang hab'n kann, wie's ich erlebt habe. Also da hat's nix Nettes geb'n, da war'n einfach nur Oberflächlichkeiten und nix irgendwie so nett oder so, sondern g'rad des nur ... Wichtiges für Arbeit und für die Zwänge des Lebens so. Ein bisserl über Autos und so und Motorrad. Aber, aber keine zwischenmenschliche Kommunikation hab' ich nicht gekannt so, so. Und das hat mich fasziniert, dass Menschen so nett miteinander umgehen können. So das, das sanfte Gespräch. Das sanfte Gespräch über, über Gedanken und Emotionen über, über den Sinn über Hoffnung über Zukunft über das ganze Spektrum was halt bei Menschen so [?] ist. Das haben die alles abgehandelt. Und das hat mich magisch angezogen. So was wollt' ich auch. Weil ich wollte fähig sein mit Menschen so eine Beziehung aufbauen zu können. Dass man sich intime Sachen, sich über intime Sachen austauscht über einen produktiven Weg.

Dieser Interviewausschnitt zeigt, dass Johannes das Thema »fehlende Kommunikation« als Ursache für die damals schwierigen Verhandlungen seiner narrativen Perspektive erkundet. In der Retrospektive gewinnt er damit eine mögliche Erklärung für die Belastung des erinnerten Umbruchs. Wenngleich diese Erklärung auch ein schmerzliches Bewusstsein über das damalige Fehlen einer grundlegenden sozialen Ressource bedeutet. Doch mit der Lektüre von *Softies Welt* hatte Johannes eine kulturelle Ressource entdeckt, die es ihm ermöglichte, seine Sehnsüchte über die literarische Kommunikation in den Text hineinzuerzählen. Vielleicht konnte Johannes über die Identifikation mit der Protagonistin zum ersten Mal erleben, wie sich eine »nette« Kommunikation gestaltet und welche Bedeutung sie für die alltägliche Verhandlung der eigenen Person hat.

Auf die Frage, welche *Szene* ihn im Buch am meisten bewegt hat, verweist Johannes auf die Stellen, an denen von *Platons Höhlengleich-*

11 I = Interviewer; IP = Interviewpartner (hier: Johannes T.)

nis und von *Sokrates* die Rede ist. Beide transportieren weitere bedeutungsvolle Parallelen zu Johannes Biographie und boten ihm vermutlich schon damals eine Möglichkeit zur Abfuhr von emotionaler Spannung und zur Projektion von Wunschhandlungen.

Platons Gleichnis erzählt von Menschen, die angekettet in einer Höhle sitzen und die Schatten auf der vor ihnen liegenden Felswand betrachten. Da sie nur diese Perspektive kennen (und sich auch nicht umdrehen können) halten sie die Schattenbilder an der Wand für die Realität. Sie können nicht erkennen, dass diese Schatten nur die Schatten der vor dem Höhleneingang treibenden Welt sind. Eine mögliche Interpretation dieses Gleichnisses lautet: Nur der, der es schafft sich aus den Fesseln der Schattenwahrheit zu lösen, kann mit dem Ausstieg aus der Höhle das wahre Sein erkennen. Allerdings muss er dabei, wie das Leben und Sterben von Sokrates zeigt, in Kauf nehmen, dass die Mitteilung seiner Erkenntnis vom »wahren Sein« auf Widerspruch und Ablehnung stößt.

Johannes Ts. »Höhle« war sein damaliges Milieu, das von Oberflächlichkeiten, Triebbefriedigung (ausgeprägter Regression) und grobem Umgang geprägt war. Die Lektüre von *Sofies Welt* hat in ihm existenzielle und philosophische Fragen angeregt. Fragen, die ihm geholfen haben seine Fesseln zu lösen. Er begann zu ahnen, dass es »da draußen« noch eine andere Wahrheit gibt. Eine, die sein Milieu nicht kennt. Mit dieser Erwartung ist er an seine »Höhlenbrüder« herangetreten, wollte mit ihnen darüber sprechen. Doch anstatt Aufmerksamkeit oder Bestätigung zu erfahren, musste er als Reaktion soziale Ablehnung und als Folge dessen eine Verstärkung seiner biographischen Unsicherheit in Kauf nehmen. Das »Aushandeln« neuer Perspektiven war missglückt und ihm blieb nur die Flucht auf das nächste Schiff.

Platons Höhlengleichnis gab Johannes die Möglichkeit, seine Situation im Hinblick auf die Reaktionen seiner Umwelt zu deuten. Es gab ihm die Gelegenheit all diejenigen, von denen er abgelehnt oder nicht verstanden wurde, als ungebildete »Höhlenbrüder« zu positionieren. Über diese Fremdpositionierung konnte er seinen Unmut gegen sie kanalisieren. Gleichzeitig stellte das Gleichnis für ihn die Bestätigung dar, dass *er* auf dem »richtigen« Weg ist.

Die Episode über Sokrates hat Johannes im Anschluss daran wie folgt in Erinnerung:

»Und [von] Sokrates ist was drin mit dem Schirlingsbecher. Das hat mir auch sehr gut gefallen. Da hat mich das so fasziniert, dass der, der Soki da so herumgestanden ist und eigentlich alle verarscht hat. Und keinen ernst genommen hat, weil er gesagt hat ›Hey Leute, ich weiß auch nix, aber deswegen

weiß ich mehr als ihr, weil ich weiß wenigstens, dass ich nichts weiß«. Und ist somit über alle d'rüber gestanden und das hat mich auch irgendwie fasziniert, wie einer so leger dastehen kann und zu den ganzen Philistern sagen kann ›Hey Leute (lacht) [...] ich hab' kein Problem mit dem Sterben« (Johannes T.).

Johannes Nacherzählung der Sokratesepisode spiegelt drei bedeutsame psychische Bewegungen im Text wider: Zum einen musste auch Sokrates, bedingt durch seine Art des öffentlichen Philosophierens, soziale Ablehnung bewältigen. Mit ihm und seiner Rolle des verhöhnten Außenseiters konnte sich Johannes identifizieren und die mit der Ablehnung verbundenen Gefühle abreagieren. Ein zweiter Aspekt ist das selbstbewusste Auftreten von Sokrates gegenüber seinen Richtern kurz vor seinem Tod. Das »legere Dastehen«, das Johannes in die Person Sokrates hineinerzählt, ermöglicht ihm in der Verschmelzung mit der Figur Handlungsmuster auszuleben, die ihm in der Realität selbst nicht möglich waren. Was Ramon K. erst im Schreiben gelingt (s.o.), wird Johannes schon beim Lesen möglich: Die Umerzählung des Antihelden in den Helden. Doch nicht gegenüber den »Philistern« (Johannes T.) – das war der Kontext den Sokrates bewältigen musste – sondern gegenüber dem ablehnenden Milieu, den »Richtern« seiner Identität, wollte Johannes selbstsicher auftreten und sagen: »Hey Leute, ich weiß auch nix, aber deswegen weiß ich mehr als ihr, weil ich weiß wenigstens, dass ich nichts weiß!« Durch die Probehandlung am literarischen Horizont konnte er diese selbstsichere Positionierung für seine eigene Situation erkunden.

Mit Sokrates Tod wird schließlich ein Thema in *Sofies Welt* transportiert, das Johannes als dramatische Episode seiner eigenen Biographie kennt:

»Und im gleichen Moment, wo ich den Gedanken Suizid gefasst habe, also festgehalten habe und ›Gut, das ist es jetzt«, ist halt der andere Gedanke gekommen: ›Ja, o.k., wenn's Dich um die Ecke bringst, dann kannst auch was anderes machen. Also Du kannst jetzt von mir aus eine Tankstelle überfallen und nochmal gegen Süden fliegen und groß Action machen oder gleich einen ganz [die zweijährige Tochter ist im Hintergrund auf dem Flur zu hören] anderen Weg des Lebens einschlagen«. Und das hab' ich halt dann mit den fernöstlichen Geschichten probiert, bin da dann immer mehr hineingewachsen indem, dass ich ein halbes Jahr nach Südostasien war, zurückgekommen, hab' dann mittlere Reife nachgeholt« (Johannes T.).

Im Gegensatz zu Sokrates hat Johannes den Schirlingsbecher nicht genommen. Er hat sich für einen anderen Weg entschieden. Er hat sich mit

fernöstlicher Philosophie beschäftigt und anschließend einen höheren Schulabschluss absolviert. Für diesen Teilaspekt der Passung von Text und Biographie liefert Iser's Vorstellung der »asymmetrischen Interpretation« (s.o.), im Kontrast zu Hollands Konzept, die überzeugendere Erklärung: Die Erzählung über Sokrates hat Johannes nicht »fasziniert« (Johannes T.), weil er darin unbewusst sein eigenes Identitätsthema gespiegelt sah, sondern weil Sokrates aus einem ähnlichen Thema heraus einen *anderen* Weg gegangen ist, als Johannes es sich für seine eigene Situation vorstellen wollte.

Ein letzter Aspekt, der erklären kann, warum Johannes durch den Roman *Sofies Welt* nachhaltig bewegt wurde, ist die *narrative Perspektive*, die er an der Storyline des Textes entlang entwickeln konnte. Die Erschließung eines prospektiven Erzählraums ist, wie schon im Fall von Frau Rossali deutlich wurde (s.o.), eine basale Strategie, um gegenwärtige Unsicherheitsräume zu überwinden. Johannes T. war nach der Lektüre von *Sofies Welt* nach Südostasien und Indien gereist, um dort mehr über fernöstliche Philosophie und Meditation zu erfahren. Folgt man dem Buch, stellt die fernöstliche *Mystik* sogar eine *Lösung* seiner mühsamen Identitätsarbeit in Aussicht: »Es gibt also kein Ich und keinen unveränderlichen Persönlichkeitskern« (a.a.O., S. 312). Das Buch stellte vermutlich eine bedeutende Anregung für die Wahl der fernöstlichen Reisziele dar. Jostein Gaarder bezieht mit der Perspektive des Protagonisten Major Knag allerdings auch eine kritische Position gegenüber den Themen »New Age«, »Spiritismus« und »Esoterik«: »Ich glaube, du wirst feststellen, dass vieles, was unter der »New Age«-Flagge segelt, der reine Humbug ist« (a.a.O., S. 548). Zu diesem kontrastierenden Aspekt äußert sich Johannes im Interview aber nur indirekt, wenn er erzählt, dass er sich durch das letzte Drittel des Buches »eher so durchgekämpft« (Johannes T.) hat. Im Interview bleibt offen, warum dieses letzte Drittel, in dem auch die Kritik an der »New Age«-Perspektive geäußert wird, so anstrengend für Johannes zu lesen war. Hier lässt sich nur vorsichtig die Frage stellen, ob es vielleicht mit der Kritik gegenüber genau jener narrativen Perspektive zusammenhängt, die Johannes für sich zu diesem Zeitpunkt unbewusst schon formuliert hatte.

d) Bewegte Identität

Wie die o.g. Ausführungen zum Text zeigen, regt Gaarder den Leser von *Sofies Welt* in hohem Maße zur Selbstthematization an. Johannes hat auf diese Anregung mit einer starken Gegenübertragung geantwortet. Der Leidensdruck seiner damals durchlebten »Lebenskrise« war der Antrieb für eine selbstkritische und ehrliche Antwort.

Im Hinblick auf Johannes Identität lassen sich vor allem zwei bedeutende Bewegungen ablesen. Zum einen wurde Johannes *durch die Lektüre ermutigt seinen bisherigen Lebensstil infrage zu stellen* und sich gegenüber seiner Lebenskrise bewusst zu positionieren. In diesem Prozess musste er eine Antwort auf die subjektiv erlebte »Sinnlosigkeit« seiner bisher gelebten Narration finden und er fand sie im selben Buch. Die durch die Lektüre motivierte *Hinwendung zu einem neuen, stärker hinterfragenden, Lebensstil* stellt im Anschluss daran eine weitere bedeutsame Thematisierung seiner Identität dar. Wie alle biographischen Erzähler versucht auch Johannes seinen individuellen Erzählraum dabei innerhalb einer kollektiven Rahmenerzählungen zu finden. Für ihn stellen die Metaerzählungen »Glaube« und »Spiritualität« diesen Raum in Aussicht. Mit ihrer Orientierung erhofft er sich jene Markierungen ausfindig zu machen, die ihm den sicheren Ausstieg aus der »Milieu-Höhle« ermöglichen und seinen weiteren Weg anzeigen. Die Bilanzierung seiner Identitätsarbeit liest sich vor dem Hintergrund seines neuen Erzählstils wie folgt:

»Dann werd' ich jetzt Mal den Gegensatz versuchen zu erklären. Vorher: Metzger, Arbeitswelt, ähm kein Recht auf irgendwelche Freiheiten, sondern nur Arbeit, viel Alkohol und Schlägereien und einfach nur Blödsinn, also nur Scheiße im Schädel auf gut bayerisch g'sagt. Und jetzt: Starker Glaube, interessier' mich sehr für Spiritualität, versuche mein berufliches Leben auszurichten hin zu meinem Hobby, was mein Hobby geworden ist, das ist einfach nur sich die Frage stellen ›Woher kommen wir? Wer bin Ich?‹« (Johannes T.).

Die mit der Literatur geweckte Perspektive motivierte Johannes den Ausstieg aus seiner bisher gelebten Lebensform zu wagen und seine anschließenden Erkundungsreisen nach Indien und Südostasien können als praktische Umsetzung dieser Motivation interpretiert werden. Damit reichen die ausgelösten Bewegungen der Literatur bis zur konkreten Gestaltung der Lebenswelt. Allerdings war diese Gestaltung nicht freiwillig. Johannes wurde durch die ablehnende Reaktion seiner Umwelt auf seine neuen Positionierungsversuche dazu gezwungen. Um seinen Identitätsentwurf auch gegen die Anerkennung seiner Umwelt aufrechtzuerhalten, musste er verschiedene Strategien und Abwehrmechanismen entwickeln. Die *Vermeidung* belastender Begegnungen beim Kauf von Büchern ist eine davon. Die weitgehendsten Maßnahmen stellen in diesem Zusammenhang das Verlassen des gewohnten Lebensraums (Flucht auf ein Schiff in die Karibik; Kurztrip nach Fuerteventura während der suizidalen Krise) und das Kündigung der Arbeit von »Heute auf Morgen« (Johannes T.) dar. Diese massiven Antwortversuche auf die Lebenskrise

haben Johannes Biographie entscheidend beeinflusst. Sie haben den Prozess seiner Identitätsfindung geprägt. Dabei ist fraglich, ob die regen Selbstreflexionen von Johannes auch ohne die belastende Erfahrung der sozialen Ablehnung geschehen wäre. Hätte Johannes von seinem Umfeld Bestätigung oder zumindest Interesse für seine neuen Perspektiven erfahren, wäre seine Erzählung bestimmt stärker in Richtung einer widerspruchsfreien Bewältigungserfahrung verlaufen. Doch vermutlich wären auch die Folgen seiner Literaturerfahrung weniger bewegend gewesen.

Eine andere Handlungsmöglichkeit wäre gewesen, den Erwartungen des Milieus zu entsprechen und die Bemühungen um eine Umpositionierung aufzugeben. Doch der Text hatte Johannes zu tief berührt, als dass er den »Weg der anderen« weiter hätte gehen können. Nicht zuletzt hat ihn sicher auch der »spirituelle« Erzählrahmen darin bestärkt, den weniger begangenen Weg zu wählen.¹² Ein Weg, der für eine gelungene Identitätsarbeit vor allem wegen der bei Johannes ausgeprägten *Delegation an das Schicksal* auch kritisch zu betrachten ist.¹³ Denn welche Resource wäre die durchlebte Lebenskrise, wenn Johannes ihre Bewältigung seinen eigenen Positionierungsbemühungen und nicht dem Schicksal zuschreiben würde? Vermutlich hätte Johannes dann auch eine andere Antwort auf die Zukunftsfrage. So kann er nur hoffen, dass es das Schicksal gut mit ihm meint:

I: Was bringt Dir die Erzählung, kurz, für die Zukunft?

IP: Das wenn ich wüsste [beide, Interviewer und Erzähler, lachen]. Keine Ahnung. Ich hoff' einiges Gutes.

Eine selbstbewusste Antwort, die auf die aktiven Gestaltungsmomente der bewältigten Herausforderung zurückgreift, hätte dagegen lauten können: »Ich weiß nicht. Womöglich muss ich mich in meinem Leben noch öfters umorientieren. So wie damals.«

Da der Fokus dieser Arbeit dazu verleitet, den Einfluss der Lektüererfahrung in bewegendem Lebenssituationen und damit auch in ihrem Einfluss auf die damit verbundene Identitätsarbeit zu idealisieren, sei ab-

12 Dieser Aspekt von Johannes Erfahrung erinnert an die letzten Zeilen von Robert Frosts Gedicht *The road not taken*: »Two roads diverged in a wood, and I –/I took the one less travelled by/and that has made all the difference«.

13 Johannes glaubt nicht an »Zufälle«: »Weil Zufälle gibt's ja nur in dem Sinn, dass einem was z u f ä l l t. Manchmal auf mysteriöse Weise« (Johannes T.).

schließlich mit Johannes Worten eine Balancierung vorgenommen. Eine Balancierung, die sich sicher nicht zufällig in einem Interview findet, in dem der Leser durch einen literarischen Text angeregt wurde seine Haltung mithilfe des cartesianischen Zweifels zu reflektieren:

»Ich meine mehrere Zutaten kochen eine Suppe. [...] Es sind mehrere Dinge nötig gewesen, dass die Lawine ins Rollen gekommen ist. Aber es ist auf alle Fälle ein maßgeblicher Teil davon, das Buch« (Johannes T.).

Fall 5: Juliane F. – »Ich führ' praktisch zwei Leben«

a) Charakteristik der Leseerfahrung

Julianes bewegende Leseerfahrung war Benoîte Groults Roman *Salz auf unserer Haut* (2003, zuerst 1988). Wie bei Johannes T. ist auch ihre Erfahrung stark von widersprüchlichen Aspekten geprägt.

Julianes Schilderungen führen uns zunächst an das Ende ihrer Studienzeit. Diese Zeit war, so erzählt sie, eine »Umbruchszeit« und eine Zeit der »Neufindung«. Zu diesem Zeitpunkt hat Juliane den Roman zum ersten Mal gelesen. Sie fand die Geschichte schön, »weil sie losgelöst war vom Alltag, aber dennoch eine Konstante war« (Juliane F.). Sie war »beeindruckt« davon, dass sich das Liebespaar über alle »Widrigkeiten des Alltags« hinaus ein »Level« erhalten konnte, das »Bestand« hatte. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich Juliane erneut in einer »Umbruchsphase«:

»Jetzt hab' ich ganz lang' diese Konstante gehabt irgendwie und merk', dass ich jetzt da wieder, dass wieder 'was Neues ansteht. Und ja jetzt hab' ich das wieder gelesen dieses Buch und es beeindruckt mich wieder« (Juliane F.).

Doch diesmal ist es nicht die Vorstellung der Konstante, die Juliane »beeindruckt«. Ihr Blick ist ganz konkret auf die Realisierungsmöglichkeiten der im Roman dargestellten Beziehungskonstellation gerichtet. Und das liegt daran, dass Juliane gegenwärtig selbst eine intime Beziehung außerhalb der Ehe führt.

Ihre gegenwärtige Situation beschreibt Juliane F. als »praktisch zwei Leben«: Das Leben in der Familie, das den Alltag und die Konstante repräsentiert und das in ihrer intimen Beziehung. Diese »zwei Leben« werden für sie vor allem zur *moralischen Herausforderung*. Denn sich für das Abenteuer und die Liebe zu entscheiden, bedeutet sich gegen die Familie zu entscheiden. Aber sich gegen die Liebe zu entscheiden, be-

deutet sich gegen sich selbst und die ersehnte Erneuerung zu entscheiden. Gleichzeitig spürt Juliane, dass es nur schwer möglich ist auf Dauer mit beiden Lebensprojekten zu jonglieren. Deshalb hat sie vorab schon mal eine Notlösung formuliert: »Was mir immer hilft ist auch der Gedanke, dass ich mich auf alle Fälle für hier [gemeint ist die Familie; Anm. F. H.] entscheiden würde, sollte ich eine Entscheidung treffen wollen oder müssen« (Juliane F.). Zum Zeitpunkt des Interviews ist Juliane noch auf der Suche nach einer lebberen Synthese. Im Text verfolgt sie, wie so eine Synthese aussehen kann. Doch die Einschätzung ihrer eigenen Situation bleibt ambivalent. Auf die Frage, ob diese zwei Leben für sie zusammenpassen antwortet sie: »Ja und nein«. Ebenso schwierig gestaltet sich das »Wie?«.

Ein zweiter Aspekt, der im Kontext der Literaturerfahrung Ambivalenz repräsentiert, liegt in der *Widersprüchlichkeit der literarischen Hilfe* selbst begründet. Einerseits ist der Roman für Juliane eine Beruhigung, weil sie mit dem Text die Bestätigung erfährt, dass es »auch wo anders solche Geschichten [gibt]. Also so eine gewisse Rechtfertigung auch dafür, dass ich jetzt diese zwei Leben führe« (Juliane F.). Andererseits gibt es Momente, in denen sie stark daran zweifelt, dass sie beide »Leben« auf Dauer bewältigen kann. Und nicht zuletzt trägt auch der Textinhalt zu diesen belastenden Momenten bei, denn Juliane muss feststellen, dass das Buch »keine Lösung« für ihre Situation erzählt: »Die Beteiligten führen das ja wirklich fort, bis der Himmel das entscheidet [...]« (Juliane F.). Aber Juliane kann nicht auf eine Entscheidung des Himmels warten. Sie spürt, dass sie ihre Situation selbst meistern muss. Ob sie der Roman dabei ermutigt oder ins Zweifeln bringt, hängt, wie sie erzählt, vor allem von ihrer situativen Konstitution ab:

»Wenn ich voller Kraft bin, dann ist alles möglich. Dann scheint alles möglich zu sein. Und dann gibt mir das eine jeweils für das andere Kraft. Wenn ich aber in ein Level komm', in dem ich erschöpft bin, dann denk' ich ›Nix ist möglich. Also ich muss mich für ein's entscheiden und es muss jetzt Klarheit her. Also ich bin da selber mittendrin in diesem Prozess. Und es ist mir überhaupt nicht möglich da eine Lösung zu finden was jetzt da besser ist« (Juliane F.).

Julianes Literaturerfahrung gestaltet sich ergo – neben dem Bewältigungspotenzial, das auch in ihrer Erfahrung zu finden ist – über zwei wesentliche Ambivalenzaspekte. Zum einen werden ihre Selbstthematierungen auf die Unvereinbarkeit von Konstante und Abenteuer und den damit verbundenen moralischen Konflikt zwischen der Entscheidung für die Familie und der Entscheidung für ihr Sexualleben gelenkt.

Dabei sind die intrapsychischen Spannungen, die durch die moralischen Selbstthematizierungen erzeugt werden, wesentlich durch objektiv unvereinbare Widersprüche geprägt. Ein verantwortungsvolles Ehe- und Familienleben und eine intime Liebesbeziehung außerhalb davon, zeigen sich gegenwärtig eben immer noch als moralisch schwer vereinbare Teilnarrationen. Zum anderen stellt sich der Text selbst als widersprüchliche Ressource dar. Einerseits bestätigt er Juliane in der Situation, in der sie sich befindet. Andererseits bietet er ihr darüber hinaus keine Anregung dafür, wie sie ihre eigene Erzählung über den kritischen Punkt hinaus fortgestalten könnte.

b) Reflexionen zum Text

Salz auf unserer Haut ist ein sinnlich-erotischer Liebesroman, der die heimliche Liebe zwischen der Historikerin George und dem Hochseefischer Gauvain (*schichtspezifischer Differenzaspekt*) erzählt. Die Protagonisten kennen sich seit ihrer Kindheit und lieben sich seit ihrem frühen Erwachsenenalter. Ihre Liebe hält ein ganzes Leben (*Kontinuitätsaspekt*), bleibt aber ein Fernprojekt mit zeitlich begrenzten Begegnungen.

Der schichtspezifische Aspekt kommt im Roman an mehreren Stellen zum Ausdruck. So resümiert George enttäuscht:

»Ich erzähle ihm von meinen Reisen und gewöhne mich noch immer nicht daran, dass er Napoli und Tripoli, den Ätna und den Fudschijama verwechselt. Er holt aus seiner Brieftasche die Photos aus Afrika, auf die er so stolz ist: ›Siehst du, das ist mein Auto, da halbverdeckt hinter dem Lastwagen« (a.a.O., S. 226).

Die im Roman vorsichtig dosierte kulturelle Differenz kontrastiert die erotische Beziehung. Denn nur in ihrem Beischlaf gehen George und Gauvain den Weg »auf dem sie einander niemals enttäuschen« (a.a.O., S. 209). Alle ihre Unterschiede verblassen, wenn sie sich dem Spiel ihrer Körper hingeben: »Nur wenn unsere Körper sich lieben, vergesse ich wie sehr wir zwei einander fremden Arten angehören« (a.a.O., S. 302). Deswegen muss die Autorin die Szenen zwischen dem »Bett« und den spärlichen Alltagsbildern, mit einer bedachten Sammlung von »Anspielungen, Witzeleien, gemeinsamen Assoziationen [und] Kindheitserinnerungen« (a.a.O., S. 219) anreichern, damit die erzählte Liebesgeschichte nicht zum »Sex-Abenteuer« (ebd.) regediert.

Der schichtspezifische Aspekt hat in der Erzählung vor allem die Funktion, die Liebesbeziehung als eine darzustellen, die als Alltagsbe-

ziehung nur schwer vorstellbar ist. Gleichzeitig wird damit das alte Motiv von einem Liebespaar aus ungleichen Verhältnissen transportiert. Ein Erzählstoff, der schon am Anfang des Romans eine Beziehung voller Sehnsüchte und Abenteuer, aber auch eine Liebe mit tragischem Ausgang erwarten lässt. Da der spätmoderne Leser allerdings davon überzeugt ist, die Moral der Zeit Romeos und Julias schon überwunden zu haben, bleibt ihm die Hoffnung, dass die Liebe am Ende doch noch die Chance hat in einer sozial akzeptierten Form gelebt zu werden.

Die Spannung der Liebesgeschichte wird im Weiteren wesentlich über den transportierten *Moralkonflikt* erzeugt, der vor allem über die Figur Gauvain konstruiert wird. Gauvain ist ein einfacher, aber gewissenhafter Mann, der im Lauf der Beziehung von Schicksalsschlägen heimgesucht wird. Ein schwerer Autounfall verursacht bei einem seiner Söhne bleibende psychomotorische Störungen und seiner Frau wird aufgrund einer Krebserkrankung die Gebärmutter entfernt. Diese Ereignisse verstärken Gauvains (moralische) Verantwortung gegenüber seiner Familie und kontrastieren die heimliche Liebesbeziehung. Ein Bild, das zusätzlich dadurch verstärkt wird, dass Gauvain die Zeit und das Geld für die heimlichen Treffen in aller Welt von seinem spärlichen Jahresurlaub, bzw. von seinem Einkommen, das er für die Familie erwirtschaftet hat, abzweigt. George hingegen hat einen Beruf, bei dem sie ohnehin viel reisen muss, was den zu leistenden Aufwand für die Liebesbeziehung minimiert. Ihr Sohn geht einen »normalen« Weg, größere Schicksalsschläge bleiben ihr erspart und im Kontrast zu Gauvain verfügt sie über ein aufgeschlossenes soziales Umfeld, mit dem sie sich über ihre Liebesbeziehung austauschen kann (*Netzwerk als Bewältigungsressource*). Ein prägnantes Beispiel dafür ist Georges Freundin Ellen. Sie publiziert wissenschaftliche Bücher über den Orgasmus der Frau und stellt dem Liebespaar sogar ihr Appartement zur Verfügung. Und selbst Francois, Georges zweiter Ehemann, weiß von der Beziehung zu Gauvain und bietet seinem Nebenbuhler sogar an, ein Buch mit ihm zu verlegen, was Gauvain allerdings ablehnt. Allen voran ist es jedoch ihre Mutter, die George zu einer emanzipierten Haltung ermutigt:

»Überleg dir gut, was du verlieren würdest, wenn du auf deinen ›bretonischen Freund‹ verzichtetest‹ – so nannte sie ihn feinfühlig. ›Intensives Erleben ist unersetzbar. Vom Verstand allein lässt sich der Körper nicht ernähren ... Tragisch ist nur, dass Frauen wie wir beides brauchen‹, folgerte sie in gespielt betäubtem Ton« (Georges Erinnerungen an die Worte ihrer Mutter a.a.O., S. 252).

»Und ich wusste auch, dass meine Mutter es gutgeheißen hätte, dass ich für zwei lebte« (George a.a.O., S. 272).

Die über die Moral erzeugte Spannung wird also wesentlich über die unterschiedlichen Voraussetzungen der Protagonisten gestaltet. Während sich der männliche Protagonist, als stark mit dem Gewissen konfrontierte Figur herausbildet, entwirft die weibliche Figur »das Bild einer freien, selbstständigen Frau, die zu ihren Gefühlen steht und sich keiner gesellschaftlichen Scheinmoral beugt (a.a.O., Klappentext). Jedoch ist auch ihr Gefühlsleben von einem Über-Ich-Es-Konflikt durchzogen, den die Autorin über zahlreiche Dialoge zwischen George und ihrer inneren »Anstandsdame« (Über-Ich) konstruiert. Ein Vorteil dieser offen gestalteten Moralthematisierungen mag darin zu sehen sein, dass dem Leser ein klares Bild einer möglichen emanzipierten Positionierung skizziert wird (aufklärerische Funktion). Aus literarpädagogischer Sicht ist damit jedoch auch ein bedeutender Nachteil verbunden. Denn durch die Formulierung moralischer Positionierungen wird dem Leser die Chance verwehrt, selbst emanzipierte Antworten auf die provozierte Moralfrage zu entwerfen.

Erzählte Kontinuität: Der Leser begleitet die Protagonisten im Roman durch ihre gesamte Biographie. Von der Bekanntschaft ihrer Kindheit bis zu Gauvains Tod, mit dem der Roman endet. Die Tatsache, dass sich zwei Menschen über 40 Jahre hinweg lieben und sexuell begehren, obwohl sie jedes Mal mindestens ein halbes Jahr (im längsten Fall zehn Jahre) von der nächsten Begegnung trennt, steigert die emotionale Anteilnahme des Lesers an den Figuren. Dass diese trotz der Jahre kein gemeinsames Leben gestalten, wird mit dem o.g. Schichtaspekt, aber auch mit der Tatsache, dass beide bereits jeweils eine Familie haben und in diesen Lebenswelten verankert sind, begründet. Im letzten Drittel des Buchs bekommt der Kontinuitätsaspekt jedoch Risse. George heiratet den Gynäkologen und langjährigen Freund Francois, womit der kontrastierende Schichtaspekt vorerst ins Wanken gerät. Doch die unerschöpfliche Begierde (oder war es doch Liebe?) zwischen George und Gauvain sichert die Kontinuität. Allerdings rücken mit zunehmendem Alter perspektivische Fragen in den Blick. Auffällig ist dabei, dass der Zukunftsgedanke trotz der Kontinuität, die beide aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit mitbringen, negativ thematisiert wird. So bekennt George: »[...] Und ich habe mich auch bemüht, nur im Lichte unserer *unmöglichen Zukunft* [Hervorhebung F. H.] an ihn zu denken« (a.a.O., S. 263). Und wenig später prophezeit sie: »Denn der Tag seiner Pensionierung würde das absolute Ende jeglichen gemeinsamen Plans bedeuten« (a.a.O., S. 272). Weil Gauvain dann seinen Beruf nicht mehr als Alibi hätte, er-

scheint George die bevorstehende Pensionierung als »Fallbeil« (a.a.O., S. 307): »Dann würde er endgültig nach Larmor zurückkehren, zu einer kranken Frau, ein Seewolf, der hinfort auf der Wiese grasen soll« (ebd.). Dann wäre sie aus, ihre »Exilanten-Liebe« (a.a.O., S. 257), »die immer hinter Gauvains familiären und beruflichen Notwendigkeiten zurückzustehen hatte, die ermordet wurde und wieder auferstand« (ebd.). Bei ihrem letzten Treffen bittet Gauvain seine Geliebte dann ganz offen den Zukunftsgedanken zu verdrängen: »Reden wir nicht von der Zukunft [...] Ich will alle unsere gemeinsamen Momente genießen« (a.a.O., S. 308).

Die Liebe der Protagonisten entwickelt gegen Ende des Romans ein »widersprüchliches Gesicht« (a.a.O., S. 246). Einerseits kann das Paar auf eine gemeinsame, »über alle Widrigkeiten des Alltags hinweg« (Juliane F.) aufrechterhaltene »Erzählung« zurückblicken. Andererseits kann gerade diese Kontinuitäts-erzählung nicht zur Bewältigung der nahenden Veränderung beitragen, da sie selbst der Gegenstand ist, der verändert werden soll. Als es darum geht Perspektiven zu entwerfen, kommt der Tod Gauvains dieser Herausforderung zuvor. Gauvain stirbt nach einer Bypass-Operation am Herzen. Es ist bestimmt kein literarischer Zufall, dass einer der Liebenden an einer koronaren Herzerkrankung stirbt und damit die Erzählung auf dramatische Weise beendet. Hier geht es wohlgemerkt nicht um die Psychosomatik einer »ambivalenten Liebesbeziehung«, sondern um eine Metapher, die die schwere Aufgabe eines zwei Leben lebenden Herzens zum Ausdruck bringt. Nicht an gebrochenem Herzen ist Gauvain vermutlich gestorben – sie hatten ihre Liebe ja 40 Jahre lang gelebt – sondern an einem von Reisen und quälenden Zeiträumen erschöpftem. Aber vor allem an einem, das vor der bevorstehenden Syntheseleistung, die anstand, als das Alibi Beruf sich löste, kapitulierte.

Im Grunde wird dem Leser die Hoffnung auf ein »happy end« bereits genommen, als George nach ihrem letzten Treffen über die Liebe sinniert:

»In meiner Jugend habe ich lange Zeit gedacht, sich lieben bedeute, eins zu werden. [...] Heute glaube ich, dass sich lieben bedeutet, zwei zu bleiben, bis zur Zerrissenheit« (a.a.O., S. 302).

Der ausführlich gestaltete Kontinuitätsaspekt in *Salz auf unserer Haut* ist sicherlich einer der Gründe, warum dieses Buch so viele Menschen bewegt hat. Anders als der Roman *Madame*, der ja ebenfalls eine Liebesgeschichte transportiert, liest der Leser nicht nur einen biographischen Ausschnitt einer Figur, sondern nahezu ihre ganze Biographie.

Dadurch kann der Leser das Thema »intime Beziehung außerhalb der Ehe« in seinen Auswirkungen für eine große Lebensspanne verfolgen. Die Liebesbeziehung der Protagonisten bildet den roten Faden, der sich über alle Veränderungen, die das Leben mit sich bringt, hält. Ein Faden, der für das postmoderne Subjekt so wichtig geworden ist, damit es seine Geschichte als sinnvolles Arrangement einzelner Episoden erfahren kann.

c) Bewegungen im Text

Die grundlegende Passung von Text und Biographie gestaltet sich im Fall von Juliane F. über die Erfahrung zweier zueinander widersprüchlicher Teilnarrationen. Ein Aspekt, der sich sowohl im Text, als auch in der gegenwärtigen Episode von Julianes Biographie als zentrales Thema herausstellt: Beide, Protagonistin und Leserin, führen neben ihrem Alltag und neben ihren familiären Beziehungen zu Partner und Kind(ern) eine intime Beziehung. Und beide empfinden ihre Situation als lebten sie »zwei Leben«:

Juliane F.: »Ja ich führ' praktisch *zwei Leben*. Es gibt ein Leben zu Hause und es gibt ein Leben, wenn ich, wenn ich weggeh'« (Hervorhebung F. H.).

George: »Und ich wusste auch, dass meine Mutter es gutgeheißen hätte, dass ich *für zwei lebte*« (a.a.O., S. 272; Hervorhebung F. H.).

Natürlich »passt« die erzählte Geschichte in *Salz auf unserer Haut* für jeden Leser, der mit diesem Roman eine Möglichkeit entdeckt, seine intimen Sehnsüchte in den Text hineinzuerzählen. Aber um wieviel passender ist der Text für einen Leser, der gerade eine vergleichbare Situation erlebt und in der Lektüre eine Antwort für sein Gefühlschaos sucht? Wie stark die Identifikation Julianes mit der im Roman erzählten Geschichte ist, zeigt sich daran, dass Juliane an zwei Stellen im Interview nicht mehr differenzieren kann, ob sie jetzt vom Roman oder von sich erzählen soll:

»Also warum das jetzt in dem Roman so ist oder für mich? Für mich in meinem Leben?« (Juliane F., Z. 136).

»Ja, Sie sprechen jetzt von dem Roman (lacht)? Das vermischt sich jetzt ja so« (Juliane F., Z. 190).

Des Weiteren ist auch Julianes Situation wesentlich von dem im Roman transportierten *Moralaspekt* geprägt. Der Vergleich mit dem Text zeigt,

dass sie in dieser Hinsicht beide Figuren benutzt, um ihre Selbstthematierungen in den Text hineinzuerzählen.

Identifikation mit Gauvain: Gauvain liefert Juliane eine Projektionsfläche, mit deren Hilfe sie ihr »zweites Leben« im Hinblick auf die Verantwortung gegenüber ihrer Familie thematisiert. Sie ist eine kritische Projektionsfläche, weil sie die Leserin zu einer moralischen Reflexion anregt, die vor allem den »Ehebruch« fokussiert. Julianes Schuldgefühle, die im Interview klar zum Ausdruck kommen, beziehen sich in invertierter Rollenverteilung zum Roman auf ihren Mann. Die Dynamik dieser Gefühle gestaltet sich im Wesentlichen über zwei Aspekte. Zum einen war ihr Mann derjenige, der ihr nach dem Studium ermöglicht hatte, die ersehnte »Konstante« in Form einer Familie zu leben. Zum anderen war er bisher auch ihr »einziger Vertrauter in allen Dingen« (Juliane F.). Dieses Vertrauen missbraucht zu haben, aber vor allem mit demjenigen, mit dem sie *alles* bespricht nicht darüber sprechen zu können, belastet Juliane schwer. Sie befindet sich gefühlsmäßig in einer ähnlichen Situation wie Gauvain, der seiner Familie in Form einer Lüge erklären muss, warum er von seinem ohnehin so kurzen Jahresurlaub noch ein paar Tage abzweigen muss. Tage, die er dann mit George auf den Seychellen verbringt.

Die *Figur George*, über die sich Julianes *Hauptidentifikation* gestaltet, bietet ihr im Kontrast zu Gauvain eine stärkende Projektionsfläche an. In sie kann sie zunächst all ihre positiven Gefühle und Erwartungen hineinerzählen, die mit ihrer gegenwärtigen Erfahrung in Verbindung stehen. Im Gegenzug erfährt sie vom Text eine bedeutsame Bestätigung ihrer eigenen Situation:

»Als ich dann gemerkt hab', da gibt's Parallelen [...] war's für mich eine Beruhigung. Obwohl's ein Roman ist, bin ich so eingetaucht, dass ich g'sagt hab' ›Es kann ja wirklich sein, es kann ja passieren!‹. Und hab' mir da eigentlich die Bestätigung geholt, dass ich da nicht irgendwie jetzt andersartig bin oder außergewöhnlich bin. Dass einem doch auch so was passieren kann. Ähm es hat mich beruhigt zu wissen ›Es gibt auch wo anders solche Geschichten‹ (Juliane F.).

Darüber hinaus transportiert die *Figur George* eine weibliche Positionierung, die mit einem emanzipatorischen Selbstbewusstsein auf die moralischen Erwartungen der Gesellschaft antwortet. Den einzigen Kompromiss, den die Protagonistin in ihrer Liebesbeziehung eingeht ist, dass sie ihren »Kormoran« nicht sehr oft sehen kann. Juliane findet in der *Figur George* also ein ermutigendes Vorbild, wenn es darum geht, Gefühle zu leben, die gelebt werden wollen.

Ein weiterer Aspekt, der die Passung von Text und biographischer Narration sichtbar macht, ist Julianes geographische Sehnsucht nach fremden Orten: »Ja, ich möcht' selber Mal in indischen Ozean. Ja, einfach diese Umgebung, wenn ich mir vorstell' auf so 'ner Insel und alles ist warm und das Meer ist da und ähm. Also des hat mich sehr beeindruckt« (Juliane F.). In der weiterführenden Analyse wurde deutlich, dass sich hinter dieser geographischen Sehnsucht die tiefer liegende Sehnsucht nach moralischer Freiheit verbirgt. Denn der Text erzählt dadurch, dass sich die Liebenden an Orten treffen, die weit weg von Familie und Alltag sind, auch die Möglichkeit sich zwischen eben jenen moralischen Erzählpflichten herauszuerzählen, die Juliane in der realen Situation belasten:

»Ja, weil man einfach seine Alltagswelt hinter sich lassen kann. Weil man einfach in einer anderen Umgebung ist, in der einen niemand kennt, in der einen niemand bewertet [...]. Für mich ist es so, man hat so an diesen Orten die Möglichkeit wieder neu zu sein und nicht eben schon in einer Schublade drin« (Juliane F.).

Als wichtiges Kriterium für einen Ort an dem das »zweite Leben« gelebt werden kann, stellt Juliane hier heraus, dass es möglich sein soll dort »wieder neu zu sein«. »Neu« ist in ihrem Fall so zu interpretieren, dass sie sich ihrem Intimpartner in einer Weise erzählen kann, in der sie sich selbst attraktiv findet. Dazu gehört im Wesentlichen, dass sie ihre Person in der Gegenwart erzählen kann, ohne mit dem Vergangenen oder dem parallelen Familienleben kompromittiert zu werden. Deswegen vermeidet Juliane beim Lesen auch Interpretationslinien, die diese Kompromittierung fördern. Doch das Interview, das als besondere Form sozialer Interaktion den Fokus stärker auf den realen Handlungsraum richtet, regt Juliane an, die Wechselbeziehung zwischen Fiktion und Wirklichkeit auch kritisch zu erkunden. Ihr wird bewusst, dass sie beim Lesen einen zentralen Aspekt ihrer realen Lebenswelt verdrängt hat:

»Ich merk', dass ich manche Sache einfach ausgestrichen hab' äh aus der Geschichte. Mich hat das nicht so interessiert mit welchen Partnern sie jetzt grade tatsächlich lebt« (Juliane F.).

Juliane hat also genau die Erzählperspektiven »ausgestrichen«, für die sie in ihrer realen Situation eine Lösung sucht: Die Passung mit dem alltäglichen Familienleben. Dass sie diesen Aspekt an dieser Stelle aus der Perspektive der Protagonistin erzählt, verweist noch einmal auf die in-

tensive Identifikation mit der Figur. Eine Identifikation, die sie beim Lesen vermutlich noch vor zuviel Realität schützt.

Mit oben stehendem Zitat wird des Weiteren deutlich, wie stark die erinnerte Leseerfahrung von der im Interview unter weniger intimen Bedingungen rekonstruierten Darstellung differiert. Im Lesen war es Juliane noch möglich ihre Interpretation über die Wünsche und Abwehrmechanismen so zu verhandeln, dass der Text mehr stärkende als belastende Aspekte erzählt. Erst der mit dem Interview angeregte »realistische Blick« enthüllt die Widersprüchlichkeit der literarischen Erfahrung. Juliane wird bewusst, dass das Thema »Zwei Leben« die Frage einer lebaren Synthese in den Mittelpunkt stellt. Doch gerade dahingehend liefert der Text keine Lösung. Der Tod Gauvains tritt ein, bevor die Protagonisten gezwungen werden eine Synthese auszuhandeln. Deswegen muss Juliane den Text in seinem Bewältigungspotenzial repositionieren: »Und da wird natürlich in dem Roman so nicht d'rüber g'sprochen. Also da ist es alles ganz easy« (Juliane F.).

Die mit dem Interview angeregten kritischen Selbstthematizierungen verschieben die starke Identifikation der Leserin mit der Geschichte zugunsten einer realistischeren Interpretation. Damit trägt das Interview wesentlich dazu bei, dass Juliane ihre Lektüreerfahrung im Interview als widersprüchlich erlebt. Andererseits zeigt sich das Interview auch als wichtige Ressource. Denn von einem sozialen Umfeld, von Freunden, Eltern oder einem Partner, der die intime Beziehung und ihr »zweites Leben« akzeptiert, kann Juliane nur träumen. Der Interviewer ist der erste Gesprächspartner, mit dem sie ihr bewegendes Thema in annähernder Vorsicht verhandelt.

Ein letzter Aspekt, der die Passung zwischen Text und Biographie in der Rekonstruktion erklären kann, stellt die im Roman konstruierte Vorstellung einer *abwechslungsreichen Kontinuität* dar. Als Juliane das Buch nach ihrem Studium zum ersten Mal gelesen hat, war sie von der Geschichte »beeindruckt«, »weil sie so losgelöst war vom Alltag, aber dennoch eine Konstante war« (Juliane F.). Eine konstante Selbsterzählung hat sie mit ihrer Familie und ihrem Eheleben mittlerweile erreicht. Doch Juliane ist an einen Punkt gelangt, an dem sie »auch wieder Abenteuer« (Juliane F.) sucht. Es beschäftigt sie die Frage, ob es nicht möglich ist »aus diesem Alltag mir mein Abenteuer zu schaffen ohne jetzt da Geheimnisse zu haben« (Juliane F.). Der Roman erzählt Juliane, dass es möglich ist, liefert darüber hinaus aber keine konstruktiven Anregungen dafür, wie sie selbst eine gelungene Synthese aus Alltag und Abenteuer erreichen könnte. Julianes tägliche Erfahrung ist mit einer Form von Konstante verbunden, die keinen Platz für Abenteuer lässt. Der Text hingegen erzählt von einer Konstante, die im hohen Grade abenteuerlich

ist. Er spricht die Leserin in ihrem Bedürfnis nach einer besonderen Form von Kontinuität an: Kontinuität, die konstant abwechslungsreich und abenteuerlich ist. Der Roman erzählt sich über den Widerspruch zwischen (langweiliger) Kontinuität und Abenteuer hinweg und liefert damit ein Bild, das Julianes Wunschvorstellung im Hinblick auf die Gestaltung ihrer eigenen Lebenswelt entspricht.

d) Bewegte Identität

Keupp et al. (2002, S. 280) gehen davon aus, dass es zunehmend zum Normalfall wird »in unterschiedlichen Welten zu agieren«. Und das nicht nur, »weil die Mobilität der Subjekte gewachsen ist, sondern auch, weil deren »eigene«, heimatliche Welt beständig umgekrempelt wird« (ebd.). Repräsentiert Julianes biographische Teilnarration »Zwei Leben« diese Form des gesellschaftlichen Wandels? Eine intime Beziehung neben der Ehe ist an sich nicht typisch postmodern, eher uralte. Zudem ist in Julianes Erfahrung von einer Mobilität, mit deren Hilfe sie in unterschiedlichen Welten agieren kann nichts zu spüren. Denn, so zeigt ihr Beispiel eindrucksvoll, diese Mobilität kann nur für Handlungsbereiche geltend gemacht werden, deren zugehörige Normen auch einen vergleichbaren Wandel »durchlaufen« haben. Julianes Ambivalenzerfahrung ist jedoch durch die (noch immer) widersprüchliche Bewertung der Erzählprojekte »Familie« und »außereheliche Beziehung« geprägt. Sie ist das (rekonstruierte) Bild eines intrapsychischen Moralkonflikts, dem nicht besonders viel an postmoderner Flexibilität anzumerken ist.

Diese mit der Rezeption gespiegelte Widersprüchlichkeit ist ausschlaggebend dafür, dass Julianes Gedanken an die Zukunft etwas »Schweres« haben. Eigentlich müsste Juliane den Roman mit den Worten »Schreiben ist Verrat an der Realität« (Groult 2003, S. 287) demonstrieren, weil er etwas darstellt, was im Widerspruch zu ihrer alltäglichen Erfahrung steht. Die Gesellschaft bietet weitaus weniger Erzählraum für eine Synthese ihrer Teilidentitäten an, als es die Literatur hier glaubhaft machen will. Trotzdem hält Juliane zu Beginn des Interviews an den stärkenden Elementen der Erzählung fest. Allein die Frage des Interviewers nach der Zukunft hat Julianes Selbstthematizierungen mit etwas »Schwerem« getrübt. Und aus diesem Gefühl heraus lässt sich die Fortsetzung der »Zwei-Leben«-Episode nur als Wunsch formulieren:

»Ja, mein größter Wunsch ist eigentlich der, dass es ähm möglichst ohne Konflikte abläuft. Einfach so wie im Roman. Weil im Roman ist es ja so, dass alles möglich ist. Also es können auch Dinge passieren – ähm bei denen man im Alltag, von denen man im Alltag wüsste, es würde also ganz, ganz schlimme

Konsequenzen haben und Leute würden leiden. Ähm und dieser Traum, dass es einfach so reibungslos geht und letztendlich ja dieses Bewusstsein, dass das was alles so passiert irgendeinen Sinn hat und dass es auch alle, die damit verflochten sind, verstehen. Das wär' mein größter Wunsch. Und damit umgehen können. Ja, das wär' mein Wunsch« (Juliane F.).

Die »Eigentlichkeit« ihrer Selbstthematierungen macht jedoch deutlich, dass Juliane an der Vereinbarkeit ihrer Erzählprojekte zweifelt.¹⁴ Gleichzeitig wird an ihr sichtbar, dass sich Juliane noch in der *Erkundungsphase* gegenwärtiger Positionierungsmöglichkeiten befindet. Eine Phase, die nicht zuletzt auch deswegen problematisch ist, weil die Reflexion der intimen Beziehung ihre »Losgelöstheit« (Juliane F.) infrage stellt. Und Letzteres macht sie ja gerade im Kontrast zum nicht »allzu prickelnden Alltag« (Juliane F.) so reizvoll. Eine selbstkritische Erkundung der Synthesearbeit gefährdet also womöglich die Attraktivität der »intimen Erzählung«.

Für »alle Fälle«, d.h. für die Fälle, in denen die Spannung zwischen den zwei Lebenswelten zu groß wird, hat Juliane eine Notfallentscheidung getroffen. Eine Entscheidung, die sie trotz – oder vielleicht gerade wegen – der spürbaren Ambivalenz als souveräne Erzählerin erscheinen lässt:

»Was mir immer hilft ist auch der Gedanke, dass ich mich auf alle Fälle für hier [Familie] entscheiden würde, sollte ich eine Entscheidung treffen wollen oder müssen. Es ist überhaupt kein Thema, also ich würde hier nie alle Zelte abbrechen« (Juliane F.).

Julianes »Notlösung« hat eine psychisch bedeutsame Funktion. Denn zu wissen, dass sie sich im Ernstfall für die Familie entscheiden würde, beruhigt vermutlich ihr Gewissen und besänftigt die anklagenden Stimmen, die während der Rezeption hinter der romantischen Begeisterung zurückblieben. Sie ist eine Strategie, mit der Juliane versucht, sich zumindest gedanklich in Richtung einer sozial anerkannten Narration zu erzählen. Lieber, so lässt sich an dieser Stelle resümieren, würde sie alt bleiben und auf das unbeobachtete »Neu-Sein« in »losgelösten Stunden« verzichten, als ihre Konstante, die »Zelte« ihrer Familie, abzubrechen.¹⁵

14 »Dass ich *eigentlich* schon eine Tendenz hab'« (Juliane F., Z. 268, Hervorhebung F. H.). »Und jeder Prozess des Weiterkommens kostet Kraft und Energie und da denk' ich, hab' ich jetzt *eigentlich* so eine Situation, in der ich ähm aus'm Vollen schöpfen kann. Das ist *eigentlich* eine gute Situation« (Juliane F., Z. 275, Hervorhebung F. H.).

15 Die Betonung der Konstante mag an dieser Stelle ungewöhnlich erscheinen. Man würde wohl eher erwarten, dass eine Mutter schon wegen ihrer

Ihre Notlösung ist eine Vernunftentscheidung, die zeigt, dass sie im Fall eines unlösbaren Konflikts bereit ist, das »Umgekrempelte« (vgl. das Zitat von Keupp et al. oben) wieder zurückzukrempeln.

Fall 6: Martha M. – »Gen der Freiheit vs. in der Erde buddeln und die Tomaten ziehen«

a) Charakteristik der Leseerfahrung

Marthas bewegende Leseerfahrung waren *Die Lehren des Don Juan* von Carlos Castaneda (2003, dt. zuerst 1973). Martha war 22 als sie das Buch zum ersten Mal gelesen hat. Ihre Erinnerungen an diese Erfahrung zeichnen folgendes Bild:

»Ich hab' die verschlungen. Die hab'n ja auch was sehr, also, also beschäftigen sich mit so 'ner magischen, mythischen Welt und sind gleichzeitig aber nicht so – ähm sind nicht nur märchenhaft, sondern haben irgendwie, hab'n zumindest den Eindruck vermittelt, als gäbe es das auch in der Realität, weil es wäre nur 'ne Frage sozusagen, der, der Haltung oder der Entwicklung in diese Ebenen, sich in diesen Ebenen und in dieser Welt zu Hause zu fühlen. Und das hat mich total fasziniert« (Martha M.).

Martha hatte damals selbst »übersinnliche« Erlebnisse und deswegen einen besonderen »Zugang« zu den *Lehren des Don Juan*. Das mythische Bedeutungsfeld um Castanedas Werk wurde für sie zum bedeutenden Verhandlungsspielraum ihrer esoterischen Teilidentität. Ihm gegenüber stand das Studium der Medizin, in dem Martha feststellen musste, dass dort Erwartungen an sie herangetragen werden, die ihrer ethischen Einstellung, aber eben auch dem esoterisch überspannten Teil ihrer Identität konträr gegenüberstehen. Die erste bedeutende Erfahrung, die diesem widersprüchlichen Lebensstil Ausdruck verleiht, war die ablehnende Reaktion ihres Umfelds. Marthas WG-Mitbewohner hatten sie »zum Teil dafür verlacht« (Martha M.), dass sie sich mit übersinnlichen Dingen beschäftigte. Auch Freunde, ein Informatiker und ein Künstler, so erzählt sie, »fanden diese Beschäftigung mit dem Kram ›Spökenkieker-

Kinder die Entscheidung »pro familia« trifft. Doch die Beziehung zu ihren Kindern kam im Interview nicht zur Sprache, weswegen sie in der Rekonstruktion auch nicht als »Rückbindungsgrund« untergeschoben werden darf. Zudem hat Juliane ja erwähnt, dass sie ihre zwei Leben gut trennen kann. Sie nutzt das Interview ganz bewusst dazu, um die geheime, eben die intime *andere* Seite ihres Lebens, über die sie mit sonst niemandem reden kann, zu verhandeln.

kram« [...] Das heißt so Spukgeschichten, irgendwie völlig abwegiges Zeug halt« (Martha M.). Mit ihrem Umfeld konnte sie »überhaupt keine Gespräche führen« und war damit in der WG »außen vor«. Im Vergleich zu Johannes Ts. Erfahrung der sozialen Ablehnung sieht Martha ihre Erfahrung in der Retrospektive allerdings gelassener: »Hat mich aber nicht gestört, dachte ›Ja, das muss ja auch nicht jeden interessieren‹. Das war halt dann so. Das war in Ordnung (leiser)«. Zum ersten Mal ernsthaft infrage gestellt hat Martha ihre Beschäftigung mit der »anderen Realität«, als sich ihre Freundin in ihren Freund verliebt hatte:

»Und in der Zeit war das, das war für mich sehr schwer und ich hab' das zum Teil, zum Teil auf die Beschäftigung mit dieser Thematik geschoben, weil ich gemerkt hab', also auch wenn ich aufmerksam war, vielleicht krieg' ich das was in der Realität läuft doch nicht so richtig mit. [...] Dann hab' ich Angst gekriegt, weil ich dachte vielleicht hab'n die Ander'n Recht und ich bin nicht lebensfähig dadurch. Und meine Welt in der ich mich real verankert habe brach ja um mich total weg. Also ich blieb nicht mit diesem Mann zusammen. Ich konnte in der WG nicht mehr wohnen bleiben. Ich bin wieder zurück, raus, ähm, war irgendwie ziemlich verloren in der Zeit. Also nicht nur für'n halbes Jahr, sondern recht lange« (Martha M.).

Die Erfahrung, dass ihre »erste intensive Bindung an einen Mann« auseinanderging, bringt Martha mit der »Beschäftigung mit dieser Thematik« in Verbindung. Diese Attribution, die ihr schon damals als Erklärung diene, repräsentiert ein widersprüchliches Verhältnis zu »übersinnlichen Themen«, das auch gegenwärtig noch spürbar ist. Einerseits fühlt sich Martha in diesen Themen »zu Hause« (Martha M.). Andererseits hatte sie schon damals das Gefühl, dass sie dadurch die wesentlichen Anschlusspunkte an die soziale Realität verpasst:

»Aber ich hab' damals gedacht, ja wenn ich mich so viel mit dem ander'n Kram beschäftige, verpass' ich vielleicht die Realität. Da muss ich aufpassen und erstmal die Türen zu machen, damit ich mein Leben bewältigt krieg', das Reale, und nicht so sehr in dem ander'n bin. Und hab' dann auch sehr damit abgeschlossen erstmal« (Martha M.).

Die narrative »Kehrtwendung« war, obwohl »nie hundertprozentig« (Martha M.), dabei für Martha v.a. ein »Akt des Willens«:

»[...] Aber ich hab' mir das mehr oder weniger verboten mich damit zu beschäftigen – weil ich das Gefühl hatte ähm ich verpass' die Realität sonst – wenn ich da zu viel drin bin. Und dann hab' ich halt ganz normal mein Studium durchgezogen und meine Existenz aufgebaut und so. Und das and're sein

lassen mehr oder weniger. [...] Meine Haltung zu dem Buch hat sich nicht verändert. Nur für meinen Umgang mit der Realität musste ich das erstmal – also abgrenzen, ausgrenzen. Ich hab’ dann alles was in die Richtung ging ähm nicht weiter kultiviert. Gar nicht« (Martha M.).

Castanedas Buch war für Martha eine Vorlage, mit der sie das »magisch-mythische Weltbild« ihrer Teilidentität zum ersten Mal bewusst auf seine Kohärenzfähigkeit prüfen konnte. Es nimmt damit eine Schlüsselrolle in der Verhandlung gewünschter und realisierter Lebensformen ein. Die »geistige Freiheit«, die Martha bei Castaneda gefunden hat, hatte aber wiederkehrend einen hohen Preis: Das Gefühl von Realitätsverlust und existenzieller Angst. In der Erzählung über die Literaturerfahrung spiegelt sich diese schmerzhaft polarisierte Spannung zwischen Bestätigung und Scheitern wider. Martha muss sich rückblickend auf ihre Biographie eingestehen, dass eine Synthese aus einem esoterischen und einem existenziell-realistischen Lebensstil nur schwer zu verhandeln ist. Zudem wird ihr im Interview zum ersten Mal bewusst, dass sie diese Verhandlungsversuche schon über 30 Jahre führt. Seit der Zeit, in der sie Castaneda gelesen hatte, ist sie auf der Suche nach einem Lebenskonzept, das ihr ermöglicht, auch die bedeutende Teilidentität mit den ausgeprägten esoterischen Erzählanteilen in ihre Kernnarration zu integrieren.

Marthas Erzählung im Interview ist im Vergleich zu den anderen diejenige, in der am wenigsten über das Buch bzw. seine Inhalte gesprochen wird. Noch mehr als bei den anderen Erzählern stehen in ihrem Interview die biographischen Bezüge im Vordergrund. Martha nutzt das Gespräch über die Literatur ganz bewusst um die widersprüchlichen Kernthemen ihrer Identität zu verhandeln. Das zeigt zum einen die in diesem Zusammenhang sichtbar werdende Funktion des Literaturinterviews, verweist aber zum anderen auch auf den Text selbst. Denn wie im Folgenden noch deutlich wird, ist das Buch, das Marthas bewegender Leseerfahrung zugrunde liegt, selbst durch auffällige Widersprüche geprägt.

b) Reflexionen zum Text

Die Lehren des Don Juan erzählen von einem Anthropologen (Castaneda), der bei seiner Feldstudie über Heilpflanzen dem alten Indianer Don Juan begegnet. Der auktoriale Erzähler schildert dem Leser anhand datierter Aufzeichnungen in ausführlicher Weise seine Erfahrungen mit halluzinogenen Drogen (Mescaline, Pilze, Teufelskraut), die er im Rahmen seiner Einweihung in die Geheimnisse indianischer Magie macht. Der zweite Teil des Buches liefert eine »strukturelle Analyse« (vgl.

a.a.O., S. 197ff.) dieser Erfahrungen, die sich zum Ziel gesetzt hat, »die Überzeugungskraft der Lehren Don Juans aufzuzeigen« (a.a.O., S. 199). Da der polarisierte Bedeutungsraum, der das Buch umspannt, als wesentlicher Einflussfaktor seiner Rezeption geltend gemacht werden muss, seien die wichtigsten Aspekte zum Text im Folgenden aus einer literaturkritischen Perspektive reflektiert:

Die Lehren des Don Juan ist das erste veröffentlichte Buch Castanedas und es löste sowohl in der populären, als auch in der fachlichen Reflexion beachtliche Diskussionen aus. Die auffallende Polarität, die das Werk in der sekundären Reflexion erfuhr, gründet im Wesentlichen auf zwei Aspekten: Der erste betrifft die *Authentizität* des Werkes. In diesem Kontext stellt sich die Frage, ob Castaneda die geschilderten Erlebnisse und Begegnungen tatsächlich erlebt hat oder ob er eine fiktionale Erzählung in einen autobiographischen Kontext gesetzt hat. Es sei hier mit dem Verweis auf die Sekundärliteratur erwähnt, dass es gute Gründe gibt, die wissenschaftliche Repräsentationalität von Castanedas Arbeit anzuzweifeln. Eine Arbeit, die ja dem Leser glaubhaft macht, das Ergebnis einer Feldstudie zu sein (vgl. a.a.O., S. 13). Goldschmidt empfiehlt dem Leser daher schon im Vorwort die Polarität zwischen Fiktion und Realismus zu überwinden, indem er das Buch sowohl ethnographisch als auch allegorisch liest: »Dieses Buch ist Ethnographie und Allegorie zugleich« (a.a.O., S. IX).

Der zweite Aspekt, der die Polarität um Castanedas Werk erzeugt, ist die »Glaubensfrage«, die der Autor mit dem Buch anregt. In diesem Kontext wird der Leser zu folgenden Fragen motiviert: Glaube ich, dass es eine »nicht alltägliche Wirklichkeit« (a.a.O., S. 21) neben einer »alltäglichen Wirklichkeit des tagtäglichen Lebens« (ebd.)? Oder sind Castanedas Erfahrungen nichts weiter als halluzinatorische Erlebnisse einer drogeninduzierten Intoxikation? Durch diese oder ähnliche Fragen wird der Leser in einem bedeutenden Maße angeregt sich in seinem Weltbild zu positionieren. Wählt er eine realistische Position, sind die Erfahrungen Castanedas eben nichts weiter als die Beschreibung halluzinatorischer Episoden. Wählt er hingegen eine stärker idealistische Perspektive, kann er zu der Überzeugung gelangen, dass Castaneda über die Substanzen tatsächlich einen Zugang zu einer anderen Realität gewonnen hat. Eine Realität, die mit einem beschreibbaren Handlungs- und Erfahrungsraum parallel neben dem Alltagsbewusstsein existiert.

Die durch den Text provozierte Positionierungsanregung zur »Glaubensfrage« ist für den Leser vermutlich schon so beträchtlich, dass ein Großteil der formalen Diskussion in den Hintergrund rückt. An dieser Stelle sei allerdings bemerkt, dass der Leser in der Regel bereits *vor* der Lektüre eine Position zu derartigen Fragen hat. Einen in seinem esoteri-

schen Weltbild gefestigten und mit Mystik und Magie vertrautem Leser werden deswegen wohl eher Detailspekte interessieren z.B., dass es »leichte Zustände nicht-alltäglicher Wirklichkeit« (a.a.O., S. 178) und »spezielle Zustände nicht-alltäglicher Wirklichkeit« (a.a.O., S. 182) gibt. Dieser Leser hat schon vor der Lektüre über die Frage der »nicht-alltäglichen Wirklichkeit« entschieden.

Aus beiden Perspektiven der Polarität bleibt Castanedas Erzählung jedoch in mehrerer Hinsicht interessant: 1. Selbst wenn die erzählten Erlebnisse »nur« erdichtete sind, so beeindruckten sie doch immerhin durch die Vorstellungskraft ihres Schöpfers und sind dadurch literarisch reizvoll. 2. Wenn die »halluzinogenen Erfahrungen« (a.a.O., S. 178) tatsächlich erlebt wurden, so sind die Schilderungen ein erstaunliches Zeugnis einer im Allgemeinen schwer beschreibbaren psychischen Erfahrung und über den literarischen Lustgewinn hinaus auch fachlich (klinisch) interessant. 3. Wenn die erzählten Erfahrungen dieser – wohlgermerkt »gefährlichen Übungen« (a.a.O., S. 201) – vom Leser zudem nicht nur als Halluzinationen, sondern als Erfahrungen einer anderen Wirklichkeit gelesen werden, bieten sie ihm eine Möglichkeit sich diese »nicht-alltägliche Wirklichkeit« vorzustellen und bilden damit eine literarische Vorlage für einen personalen Narrationstypus.

Martha hat *Die Lehren des Don Juan* um 1980 gelesen und die konträren Diskussionen um das 1973 in deutscher Sprache erschienene Werk im öffentlichen Diskurs miterlebt:

»Und es gab, es war sehr polar. Manche fanden es Oberscheiße, irgendwie total blöd. [...] Aber wenn du 'n Zugang zu dem ander'n, zu diesem mystischen, Mysterium oder so hattest, dann äh war das, also war das einfach in 'ne Sprachform gebracht, in eine, in eine Darstellungsform gebracht, mit der man auf einmal 'nen praktikablen Umgang kriegte. So fast als könntest du's selber üben und so. Und nicht nur Hirnwichse, sondern äh lebbar. Und das war das Faszinierende da dran, dass das lebbar wurde auf einmal« (Martha M.).

Diese stark ausgeprägte Polarisierung der öffentlichen Rezension transportiert eine Widersprüchlichkeit, die sich auch auf die individuelle Erfahrung des Lesers übertragen kann. Eine Übertragung, die einen in seinem esoterischen Weltbild gefestigten Leser vermutlich weniger beeinflusst, als einen, der – so wie Martha – durch persönliche Erfahrungen, wenn auch nicht an der Existenz, so doch an der durchgängigen »Lebbarkeit« einer »nicht-alltäglichen Realität« zweifelt.

Nicht zuletzt zeigt sich bereits mit der ausführlichen Schilderung halluzinogener Zustände ein Aspekt, der die Rezeption einer widersprüchlichen Erfahrung provoziert. Denn ein zuweilen erwünschter Ef-

fekt des Konsums psychotroper Substanzen ist ja gerade die Außerkräftsetzung der Logik »alltäglicher Wahrnehmung«. Die Empfindung »kalter Hitze« (a.a.O., S. 139) ist ein Beispiel aus dem Buch, das durch klinische Berichte leicht verifiziert werden kann. So wie Hansen (1981, S. 204) davon ausgeht, dass unbewusste Vorstellungen immer ambivalent sind, weil ihnen die Spannung zwischen Primär- und Sekundärprozess inhärent ist, so kann hier angeführt werden, dass halluzinatorische Zustände immer ambivalent sind, weil sie eine Erfahrung evozieren, die der Logik des alltäglichen Bewusstseins widerspricht. Der Ambivalenz-Aspekt wird also bereits mit der Thematisierung halluzinatorischer Erfahrungen auf einer subtilen paradigmatischen Ebene des Textes transportiert. Dass mit der Schilderung von Depersonalisations- und Derealisationszuständen auch wesentlich die Erfahrung des Identitätsgefühls thematisiert wird, muss hier nicht weiter glaubhaft gemacht werden.

c) Bewegungen im Text

Die grundlegende Passung von Text und Biographie gestaltet sich im Fall Marthas über das Thema »übersinnliche Erfahrung«. Martha erzählt, dass sie damals die Prüfungsergebnisse von einem Freund »auf die Kommastelle genau« voraus geträumt hatte. Diese und ähnliche Erfahrungen haben sie dazu bewegt ihr Weltbild um eine esoterische Perspektive zu erweitern:

»Und deswegen hab' ich äh gemerkt, da ist irgendwie 'ne, 'ne zweite Ebene von Realität, die, zu der ich zumindest gelegentlich 'nen Zugang habe. [...] Und, ja und deswegen kamen diese Bücher die, dann also absolut gelegen (lacht). Die haben ein System dargestellt, ähm von 'ner ander'n Wirklichkeit, eben die parallel existiert [...]« (Martha M.).

Die Lehren des Don Juan bestätigten Martha in ihrem Erleben und sie kamen deswegen »absolut gelegen«, weil sie ihr ermöglichten *ihre individuellen Erfahrungen in einen größeren Zusammenhang einzubetten*. Castanedas Bücher stellten für sie ein »System« (s.o.) bereit, innerhalb dessen ihre Erfahrungen einen Sinn ergaben. Über die Literatur konnte sie sich und ihre Erlebnisse in einem Narrationsangebot verorten, sich also *mit* ihren ungewöhnlichen Erfahrungen in einen übergeordneten und schon bestehenden Sinnzusammenhang hineinerzählen.

Eng mit dem o.g. Aspekt verknüpft ist die *literarische Vermittlung einer alternativen Lebensform*, die sich als weiterer Knotenpunkt der Passung zeigt. Bereits der Titel des Buches kündigt ja an, dass es sich um eine Erzählung handelt, in der etwas gelehrt wird. Für Martha waren

diese Lehren attraktiver und schlüssiger, als die ihrer Medizinprofessoren. Attraktiver waren sie, weil Martha mit 22 Jahren auf der Suche nach einer individuellen Lebensform war, die nicht allzu stark einer langweiligen Norm entspricht; Schlüssiger, weil sie darüber hinaus einen Erzählraum suchte, in dem ihre eigenen Erlebnisse nicht nur als Zufälle oder gar als »pathologisch« etikettiert werden. Vor allem letztere Interpretation war ihr ja aus dem Studium bekannt. Aufgrund ihrer eigenen »übersinnlichen« Erfahrungen gab es für Martha jedoch keinen Anlass an den Inhalten des Textes zu zweifeln und so lieferte ihr das Buch einen willkommenen Kontrast zu dem rationalistisch-materialistischen Weltbild, das ihr im Medizinstudium vermittelt wurde. Martha entdeckte mit Castanedas Werk etwas, das die beengende Sicht des medizinischen Weltbilds um eine »Dimension« erweiterte, die für sie »gedankliche Freiheit« repräsentiert:

»Und ähm das faszinierende war äh für mich die Öffnung in was Neues rein, in was Unbekanntes, in 'ne Dimension, die, die eben – die einfach viel Freiheit hat. Also viel Freiheit, ich weiß gar nicht, Freiheit ist ja nicht potenziell viel oder wenig, sondern Freiheit ist Freiheit. [...] Freiheit im Geist. [...] einen Weitwinkel zu haben [...] letztlich ist es das Gen für die Freiheit« (Martha M.).

Der bildhafte Ausdruck »Gen für die Freiheit« zeigt dabei in beeindruckender Weise die Richtung an, in der sich Martha gerne biographisch erzählen möchte. Sie will sich über das biologisch-medizinische Weltbild hinwegzählen und eine neue Lebensform erkunden, die gedankliche Freiheit so selbstverständlich betrachtet, wie das medizinische Modell die Genetik.

Ein weiterer Aspekt, der die Passung zwischen Text und Biographie erklären kann, ist die im Text verhandelte *Beziehung zwischen Schüler und Lehrer*. Castaneda macht seine Erfahrungen nicht alleine, sondern hat einen Lehrer, der ihn wissend – ob verantwortungsvoll ist eine andere Frage – durch die Erfahrungen der »nicht-alltäglichen Wirklichkeit« führt. Martha hingegen hatte keinen Austauschpartner, mit dem sie ihre Erfahrungen gewinnbringend verhandeln konnte. Ihr Umfeld distanzierte sich von dem »Spökenkiekerkram«, mit dem sie sich beschäftigte und die Menschen, die sich mit ihr für das Thema »nicht-alltägliche Wirklichkeit« begeistern konnten, hatten dieselben Fragen wie sie, waren also keine Lehrer. Der Text befriedigte Martha in ihrer Sehnsucht nach einem verlässlichen Führer, der sie auf dem schwierigen Weg einer nicht an die Norm angepassten Lebensform begleitet.

Die Passung zwischen literarischer und personaler Erzählung gestaltet sich bei Martha aber nicht nur über widerspruchsfreie und bestärken-

de Textinhalte. Der Text liefert mit dem Scheitern Castanedas am Ende der Erzählung auch eine kritische Projektionsfläche:

»Dieses Erlebnis war die letzte von Don Juans Lehren. Seit jener Zeit habe ich seine Lehren nicht mehr gesucht. Und obwohl Don Juan seine beschützende Haltung mir gegenüber nicht geändert hat, glaube ich, dass ich dem ersten Feind eines Wissenden [der Furcht; Anm. F. H.] unterlag« (a.a.O., S. 195).

Diese Passage verweist auf das widersprüchliche Bild von Marthas Identifikationsobjekt. Einerseits ist der Protagonist für sie eine Figur, die über die spezifischen Erlebnisse eine starke Passung zu ihren eigenen Erfahrungen erreicht. Zum anderen scheitert diese Figur aber an der Bewältigung der »nicht-alltäglichen Wirklichkeit«. Und das, obwohl sie über jene unbezahlbare Ressource verfügt, nach der sich Martha sehnt: Einen Meister, der seine »beschützende« Hand über sie hält. Um trotzdem die Hoffnung auf eine Integration der Erfahrungen einer »nicht-alltäglichen Wirklichkeit« in die reale Lebenswelt nicht aufgeben zu müssen, wählt Martha folgende Interpretation:

»Dieser Castaneda ist irgendwie so 'n, also äh fast wie 'ne Witzfigur in dem ganzen System. Der hat sich so doof angestellt mit all diesen Sachen und das war so offensichtlich. [...] Also so dieses Scheitern immer wieder an der Realität. Also indem du so fixiert bist auf deine Realität« (Martha M.).

Mit dieser abwertenden Fremdpositionierung kämpft Martha gegen das Bild des Scheiterns an. »Nur weil der Protagonist an der Bewältigung der ›nicht-alltäglichen Wirklichkeit‹ gescheitert ist«, so könnte Marthas innerer Dialog lauten, »heißt das ja nicht zwingend, dass auch ich scheitern muss! Man darf sich eben nicht so doof anstellen, wie der das gemacht hat«. Es ist »nur 'ne Frage sozusagen, der, der Haltung oder der Entwicklung in diese Ebenen, sich in diesen Ebenen und in dieser Welt zu Hause zu fühlen« (siehe Zitat oben).

Auch wenn sich nicht eindeutig rekonstruieren lässt, wie Martha die Figur Castaneda im Hinblick auf sein Scheitern damals positioniert hat, zeigt sich, dass die Figur gerade wegen ihres Scheiterns bis heute eine starke Passung aufweist. Im o.g. Zitat lässt sich dieser Aspekt über die Verwendung der Personalpronomina noch einmal auf der syntaktischen Ebene rekonstruieren: Martha beginnt zunächst mit der abwertenden Fremdpositionierung des Protagonisten (»Witzfigur«; »[...] hat sich so doof angestellt ...«). Im unmittelbaren Anschluss daran dreht sie den Fokus von der dritten auf die zweite Person, blendet über vom »Er« zum »Du«. Das verallgemeinernde »Du«, hilft ihr von sich zu sprechen, ohne

von »Ich« sprechen zu müssen, kann also als Schutzmechanismus gegenüber einer zu offenen Selbstpositionierung im Kontext des Scheiterns interpretiert werden.

Letztendlich ist sekundär, in welcher Richtung die Fixierung auf die eine Realität das Ausleben der anderen Realität blockiert. Von Bedeutung ist, dass die Synthese zwischen beiden Realitäten nicht erreicht wird. Und diese Form des Scheiterns kommt im Interview wiederkehrend zum Ausdruck:

»Also ich konnt' das nicht parallel laufen lassen« (Martha M., Z. 83).

»Ich kann mich darin nicht aufhalten, permanent und parallel in der Welt« (Martha M., Z. 239).

»Aber, aber ich krieg' diese Aspekte in mir nicht adäquat zusammen, offensichtlich, bisher« (Martha M., Z. 341).

Nach den o.g. Passungen, die sich zwischen Text und Biographie zeigen, sei abschließend noch auf einen Aspekt verwiesen, der die literarische Vorlage in ihrem Potenzial für Marthas Kernnarration als besonders unbefriedigend erscheinen lässt: Das alltägliche Leben des Protagonisten zwischen den datierten Aufzeichnungen zu den Erfahrungen »nicht-alltäglicher Wirklichkeit« ist ein »blinder Fleck«. Damit bleiben vor allem die sozialen Verhandlungen des Protagonisten im Hinblick auf die schwierig einzubettende Lebensform ausgeblendet. Doch gerade die Frage »Wie kriege ich eine lebbare Synthese zwischen beiden Realitäten hin?« war ja das bewegende Moment in Marthas biographischer Erzählung – ihr Kernthema. Castaneda bestätigt zwar Marthas Fragen – »Stehe ich mit einem Fuß in jeder der beiden Welten? Welche Welt ist die richtige? Welchen Weg sollte mein Leben nehmen?« (a.a.O., S. 158) – und sicher liegt auch darin ein stärkender Aspekt, aber diese Fragen stellte sich Martha nach ihren »übersinnlichen Erfahrungen« bereits selbst. Sie suchte Antworten oder zumindest Richtungshinweise, die eine sinnvolle Zusammenführung beider Lebenswelten in Aussicht stellen. Und in diesem für Martha wesentlichen Aspekt enttäuscht Castanedas Werk. Erst in dem »neuen Vorwort« der hier vorliegenden Ausgabe gibt Castaneda auch einen Einblick in die Reaktionen der ihm damals gegenüberstehenden Wissenschaftler. Ein Diskurs, der exemplarisch für eine Verhandlung der »nicht-alltäglichen Wirklichkeit« mit Vertretern einer rationalistischen Lebensform steht. Doch dieses Vorwort ist erst 30 Jahre nach der Erstveröffentlichung erschienen und stand Martha damals noch nicht als Textvorlage zur Verfügung. Die Erkenntnis, dass die er-

sehnte Syntheseleistung im Buch kein Thema ist, macht dann auch verständlich, dass Martha auf die Frage, was ihr das Buch für den Alltag – eben für die Bewältigung der alltäglichen Realität – bringt, nur mit einem verlegenen Lachen (Memo) antworten kann: »Träume. Leider nur Träume« (Martha M.).

d) Bewegte Identität

Die grundlegende Bewegung, die Castanedas Werk in Marthas Biographie evoziert hat, war zunächst die bewusste Hinwendung zu einer Metanarration, die der Leserin genügend Raum ließ, um auch Aspekte ihrer Person zu thematisieren, die in einem anderen Erzählrahmen eine Gefährdung ihrer Identität dargestellt hätten. Martha hat in Castanedas Werk einen Erzählrahmen gefunden, der ihr im Hinblick auf ihre »über-sinnlichen Erfahrungen« eine Ich-stärkende Interpretation ermöglichte. Im Akt des Lesens bot sich ihr zudem eine *Form* des Aushandelns, die schwierige soziale Verhandlungen vorerst umging. Erst als ihr mit dem Verlust ihres Partners bewusst wurde, dass die Beschäftigung mit esoterischen Themen ihre Basis in der alltäglichen Realität gefährdet, verbot sie sich ein weiteres »Kultivieren« dieser Teilidentität. Seitdem unternimmt Martha immer wieder Versuche eine Synthese zwischen beiden Realitäten bzw. zwischen den Ansprüchen der Teilidentitäten, die mit diesen Lebensformen verbunden sind, zu verwirklichen. Allerdings bisher ohne Erfolg. Im Nachhinein bestätigt der Text mit dem Scheitern des Protagonisten die Leserin auch in dieser Erfahrung. Doch der Wunsch die »castanedanische« Teilidentität zu leben ist zu stark, als das Martha auf diese Erzählform verzichten könnte. Da alle Realisierungsversuche bisher gescheitert sind, bleibt ihr perspektivischer Blick skeptisch: »Vielleicht – irgendwann mal – Ganzheit, vielleicht« (Martha M.). Die ersehnte Kohärenz (»Ganzheit«) liegt eingebettet zwischen zwei »Vielleicht«, die in einen zeitlichen Raum projiziert werden, der weit nach vorne offen ist (»irgendwann mal«). Doch selbst im perspektivischen Blick kann Martha nicht auf die Interpretation der esoterischen Lebensform verzichten. Der Ausgang der Verhandlungen wird an das Schicksal delegiert:

»Es ist offensichtlich vom Schicksal so nicht vorgesehen. Jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt nicht« (Martha M., Z. 278).

Mit dieser Interpretation erfährt die Erzählerin ein bedeutende Entlastung im Hinblick auf den Erwartungsdruck, den die noch immer ausstehende Synthese erzeugt. Und bis das Schicksal die Lebbarkeit der ande-

ren Realität vorsieht, stellt sich Martha schon einmal darauf ein, ihre Energie in die Existenzsicherung zu investieren.

»Ich bin eigentlich ungern hier sozusagen auf dieser Welt. Ich befasse mich ungern mit den realen Begebenheiten. [...] Ich würde gerne mich in dem ander'n bewegen. Da fühle ich mich zu Hause. Aber irgendwie ist es, als wenn ich das nicht darf (lacht). Ich muss es halt irgendwie lernen in der Erde zu buddeln und die Tomaten zu ziehen. Irgendwie« (Martha M.).

Für Martha war Castanedas Werk eine willkommene Möglichkeit, eine Lebensform zu erkunden, die in ihrem sozialen Umfeld, das nicht nur aus »Esoterikern« bestand, schwer zu verhandeln war. Hätte sich Martha nur zwischen Anhängern der Esoterik bewegt, wären diese Verhandlungen vermutlich weniger herausfordernd gewesen. Doch gerade der Kontrast zwischen dem medizinischen Weltbild und Castanedas »Welt« bestärkte Martha darin, den Weg der »nicht-alltäglichen Realität« in seinen Möglichkeitsräumen für die eigene Erzählung zu erkunden. 30 Jahre später wird die erinnerte Leseerfahrung erneut zum Anstoß einer bewegenden Selbstreflexion. Diesmal als Zwischenbilanz, die erkennen lässt, dass die Syntheseleistung zwischen der damals angeregten Teilnarration und der seitdem gelebten immer noch aussteht. Das Literaturinterview wird zum Spiegel einer Selbstthematizierung, in der personale Kohärenz als zentrales, aber eben auch als schwer zu realisierendes Thema erscheint.

KAPITEL 4
RESÜMEE IN FORM EINER
VERGLEICHENDEN DISKUSSION

RESÜMEE

Die vorangehend dargestellten Fallbeispiele sind das Produkt einer Reflexionsleistung, die sich zwischen Rekonstruktion, Nacherzählung und Interpretation bewegt. Als besondere Herausforderung haben sich dabei vor allem die komplexen Verknüpfungen zwischen biographischer Narration, erzählter Literaturerfahrung und literarischer Narration erwiesen, die zudem noch vor dem Hintergrund der Interaktion im Interview reflektiert werden mussten. Dabei wurde deutlich, wie individuell sich »bewegende« Literaturerfahrungen in der Reflexion darstellen. Sie lassen sich zwar über die in der ersten Forschungsphase gewonnenen Kategorien »Literarische Bewältigung« und »Literarische Ambivalenz« gruppieren, doch die Übergänge sind fließend. Eine sinnvolle Reflexion bewegender Lektüreerfahrungen ist deswegen nur mit einer Analyse der *individuellen Passung* zwischen Text und Biographie, wie sie hier für sechs Fälle exemplarisch rekonstruiert wurde, zu leisten. Im Anschluss daran können zunächst *zwei grundlegende Bedingungen* formuliert werden, die erfüllt sein müssen, damit eine identitätsrelevante Passung zwischen Literatur und Biographie entstehen kann.

Grundlegende Bedingungen einer »bewegenden« Passung

1. *Der Text muss das zum Zeitpunkt der Lektüre biographisch bedeutsame Thema des Lesers transportieren.* Dies bedeutet im engeren Sinne, dass der Text eine Storyline bereitstellen muss, in die der Leser seine eigenen Erlebnisse, Erfahrungen, Bedürfnisse und Wünsche hineinerzählen kann. Rosenblatt (1938) hat mit ihrem Konzept des »emotionalen

Parallelismus« bereits darauf hingewiesen, dass Texte dem Leser dann als »realistisch« erscheinen, wenn sie seine eigenen Werte und Emotionen spiegeln. Dass die realisierte Passung dabei nicht einer objektiven Erwartung entsprechen muss, zeigt das Beispiel von Frau Rossali: Die zahlreichen moralischen Positionierungsmöglichkeiten in *Le Petit Prince*, die Literaturkritiker vermutlich als die zentralen Anschlussstellen eines aufgeklärten Lesers markieren, waren für sie damals nicht mehr als nur ein »Cliché«. Trotzdem stellte das Buch genügend andere passende Anschlussstellen für die Verhandlung ihrer Identitätsthemen bereit.

Der in dieser Studie fokussierte und mit den Fallbeispielen weiter ausformulierte Aspekt der individuellen Passung hat im Weiteren auch Auswirkungen auf die Bewertung von angrenzenden Diskursen, in erster Linie aber für den Diskursraum »Bibliotherapie« und die dort verhandelte Bedeutung von Ratgeberliteratur. Raab (1988) plädiert mit einem Artikel in seinem kleinen Band *Heilkraft des Lesens* dafür, die Ratgeberliteratur wieder stärker in den Diskursraum zu integrieren. Er bedauert, dass ihr Potenzial in der Praxis der Beratungsstellen viel zu wenig genutzt wird (vgl. a.a.O., S. 111). Als Voraussetzung für eine gelingende Anleitung zur Selbsthilfe führt Raab die Bücherkenntnis des Therapeuten (vgl. a.a.O., S. 110), sowie die »Seriosität« (a.a.O., S. 111) der Bücher an. Letztere leitet er von einer nicht näher beschriebenen »Qualifizierung« (a.a.O., S. 109) der Autoren ab. Die Erfahrungen der vorangehenden Studie ermutigen jedoch zu einer kritischen Position gegenüber dieser Art von Bibliotherapie. Aus folgenden Gründen: Zum einen kamen die meisten der interviewten Leser auf einem der »unendlich vielen Wege« (a.a.O., S. 110) und nicht über Empfehlungen zum Buch. Zum anderen widerspricht gerade der Aspekt der »individuellen Passung« der Vorstellung, Bücher in ihrem Potenzial für bestimmte Lebenslagen und Krisensituationen zu gruppieren und damit ihre potenzielle Wirksamkeit zu prädispositionieren. Raab (a.a.O., S. 112ff.) nimmt in seinem Beitrag eine Einteilung der Lebensbereiche vor und ordnet ihnen bestimmte, nach seinem Verständnis seriöse, Literatur zu. Nach den vorliegenden Forschungserfahrungen ist mit der Unterscheidung von Ratgeberliteratur für verschiedene Lebensbereiche jedoch nicht viel gewonnen. Die hier interviewten LeserInnen wurden von Büchern bewegt, die weder der klassischen Ratgeberliteratur zuzuordnen sind, noch als »seriös«, d.h. als Fachliteratur charakterisiert werden können. Trotzdem wurde bei ihnen der Aspekt der Bewältigung als bedeutender erhoben. Das »Potenzial« der hier genannten Bücher ist, dass sie eine starke Passung zu den individuellen Identitätsthemen der LeserInnen erreichen konnten. Ein Passung, die nicht über objektivierbare, im Text transportierte »Hil-

fethemen« interpretiert werden kann. So ist Beate S. der Meinung, dass ihr bewegendes Buch bestimmt bei niemand anderem eine derartige Passung erreichen kann. Die vorliegende Studie bestätigt ihre Position, auch wenn sie sie nicht in dieser Ausschließlichkeit formuliert. Macht es also Sinn, Menschen in Lebenslagen, die verstärkt durch existenzielle Fragen geprägt sind, bestimmte Bücher zu empfehlen? Reicht es aus, dass der Berater oder der Therapeut die »Indikation« der Literatur kennt? Beide Fragen lassen sich mit folgender Position, die als Teilergebnis der vorliegenden Studie festgehalten werden kann, beantworten: Der Sinngehalt einer Literatur ist nur unzureichend objektivierbar und damit auch schwer vorhersagbar. Stattdessen muss die individuelle Passung zwischen Text und Biographie als »Schlüssel« des literarischen Potenzials betrachtet werden. *Damit steht die Kenntnis der Biographie in seiner Bedeutung über der Kenntnis des Lektüreinhalts.* Die vorliegenden Interviews zeigen deutlich, dass Erzähler die bewegende Geschichte in erster Linie als »Brücke« zu biographisch bedeutsamen Episoden nutzen. Sie wollen nicht die Geschichte erzählen, die sie gelesen haben, sondern sie wollen vielmehr sich selbst über die Geschichte, die sie gelesen haben, erzählen. Damit ist auch die Bedeutung einer reflektierten Leseerfahrung für die Bewältigung narrativer Unsicherheitsräume höher anzusetzen, als die einer unreflektierter Lektüre, egal wie »seriös« oder »qualifiziert« ihr Autor auch sein mag.

2. Der zweite Aspekt, der als Voraussetzung für eine »bewegende Passung« zwischen Text und Biographie festgehalten werden kann, ist die *Realitätsrepräsentativität des Textes*. Es scheint, als ob LeserInnen, die bedeutende Identitätsthemen oder -projekte über den Text verhandeln, Texte bevorzugen, die als »realistisch« interpretierbar sind. Auch wenn ein Roman wie *Salz auf unserer Haut* eine außergewöhnliche Geschichte erzählt, so erzählt er doch keine unmögliche. Und genau darin scheint das Potenzial bewegender Texte zu liegen. Sie erzählen Geschichten, die *so* in der Wirklichkeit nur schwer denkbar sind. Da sie sich aber weitgehend an realistische Themen, sowie die Konventionen des personalen Erzählens halten, bleibt ihnen, im Gegensatz zu Märchen und ähnlichen Gattungen, eine Übertragbarkeit auf die reale Lebenswelt erhalten. Nadja E. bezieht mit ihrer Erinnerung repräsentativ für diese Forschungserfahrung eine bilanzierende Position: »Märchen gibt's schon, die mich beeinflusst haben, aber ned so, dass, dass ich jetzt weiß ›O.K., des war jetzt was ganz tief gehendes« (Nadja E.). Das Potenzial »tief« zu gehen haben, so zeigt die vorliegende Untersuchung, in erster Linie Erzählungen, die zumindest auf einen denkbar realen Handlungsraum verweisen.

Bestätigt wird das Argument der Realitätsrepräsentativität weiterhin dadurch, dass fünf der sechs oben rekonstruierten Lektüreerfahrungen einen Text mit *auktorialem Erzähler* (Ich-Erzähler) aufweisen. Nur *Sofies Welt* benutzt einen Erzähler, der »über« dem Text steht. Ganz offensichtlich spielt also die Ich-Perspektive des Erzählers eine bedeutende Rolle für die Verhandlung bewegender Identitätsthemen. Zur Erinnerung: Steinbecks Arbeitsbriefe sind das Zeugnis einer realen Erfahrung, *Madame* liest sich autobiographisch, *Le Petit Prince* vermischt surreale Inhalte mit autobiographischen, Castaneda schildert die (angeblichen) Erfahrungen seiner Feldstudie und Groult erzählt ihren Roman aus einer autobiographisch gestalteten Retrospektive. Wie lässt sich also diese Häufung von Ich-Perspektiven in Texten, die Leser in bedeutsamen Episoden ihrer Biographie bewegt haben, erklären? Eine mögliche Erklärung ist, dass der Autor dem Leser mit dem Ich-Erzähler eine Biographie anbietet, die eine starke Anbindung an die soziale Realität vermittelt. Denn dadurch, dass der Ich-Erzähler auf den Autor verweist, verweist er auf eine Person mit realen Erfahrungen. Vermutlich ist es für Leser in Umbruchsphasen hilfreicher sich in einen Text hineinzuerzählen, der eine Übertragbarkeit auf die reale Lebenswelt in Aussicht stellt. Die Identifikation mit dem Ich-Erzähler bietet dem Leser eine direkte Projektionslinie an, die über den Text verhandelten Identitätsthemen (gedanklich) an die reale Lebenswelt anzuschließen.

Zusammenfassend lässt sich anführen, dass Texte, die eine Kombination aus auktorialem Erzähler und realistisch interpretierbaren Inhalten aufweisen, offenbar eine passendere Projektions- und Verhandlungsfläche für bedeutsame Identitätsthemen bereitstellen, als Texte, die den Leser mehr in Richtung einer »fiktionalen« Interpretation anregen. Damit formuliert die vorliegende Studie die schon bei Shrodes (1949) erhobene Bedeutung des Realismus weiter aus.¹

»Literarische Bewältigung«

Für das in der ersten Forschungsphase eruierte Konstrukt »Literarische Bewältigung« lassen sich aus den Interviews verschiedene Modi ableiten (vgl. dazu die Ausführungen auf S. 116ff.). Damit ist der Aspekt der Bewältigung stärker reduzierbar, als die individuelle Passung, die nur einzeln über die vergleichende Analyse von Text und Biographie rekon-

1 Shrodes zufolge muss Literatur, wenn sie Gegenstand einer therapeutischen Erfahrung sein will, vor allem auf auffällige Stereotypisierung, konstruierte Situationen und populäre Erfahrungsraster verzichten.

struiert werden kann (vgl. S. 126ff.). Im Vergleich der oben dargestellten Fälle zeigt sich, dass Umfang und Zielbereich, aber auch Offenheit und Aktualität des zu verhandelnden Identitätsthemas, die erfahrene Bewältigung bzw. die darauf hinstrebenden Bewältigungsversuche beeinflussen:

Der *Zielbereich* konnte über die Entwürfe und Projekte, die im Rahmen der Textinterpretation vom Leser verhandelt wurden, näher bestimmt werden. *In der vorliegenden Auswertung zeichnet sich die Tendenz ab, dass Identitätsthemen, die sich auf mehr oder weniger abgrenzbare Bereiche einer Teilidentität, wie Beruf, konzentrieren, bessere Chancen haben im Text gewinnbringend verhandelt zu werden, als Themen, die lebensweltlich übergreifend eine Rolle spielen und damit stärker mit der Kernidentität verwoben sind.* So stellt sich Ramon Ks. Verhandlung seiner ethnischen Zugehörigkeit über den Text vor allem deswegen als problematischer Bewältigungsversuch dar, weil der narrative Zielbereich einen grundlegenden Kern seiner Identität fokussiert. Im Kontrast dazu ist Beates Projekt »Diplomarbeit« leichter über den Text zu verhandeln, weil es einen abgrenzbaren Teilbereich der Identität (berufliche Teilidentität) betrifft.

Der zweite Aspekt, der sich im Hinblick auf die Einschätzung der Bewältigungsversuche als bedeutsamer herausstellt, ist die Spanne zwischen »Offenheit« und »Abgeschlossenheit« des über den Text verhandelten Identitätsthemas. Auch wenn der Prozess des Aushandelns von Identität ein lebenslanger ist, zeigen sich in der Reflexion von biographischen Erzählungen Episoden, in denen markante Themen weitgehend abgeschlossen werden. So erscheint Beates kritische Selbstthematisierung im Rahmen ihrer Diplomarbeit heute als abgeschlossen. Die Episode »Aufrichtiges Schreiben ist aufwendig«, die sie über Steinbecks Arbeitsbriefe im Text stärkend verhandelte, endete mit dem Erhalt des Diploms. Zehn Jahre später erzählt sich das erinnerte Leseerlebnis als starke Bewältigungserfahrung. Ähnliches zeichnet sich bei Frau Rossali ab: Auch sie erzählt im Interview von einer Leseerfahrung, die gut 60 Jahre zurückliegt. Die damals dramatische Episode »militärische Abtrennung vom Westen« hat sie heute weitgehend überwunden. Auch ihr Interview zeichnet mit der Erinnerung an *Le Petit Prince* das Bild einer starken Bewältigungserfahrung. Es zeigt sich also ein Zusammenhang zwischen abgeschlossenen Identitätsthemen und positiven Lektüreerfahrungen: *Es scheint, als ob Interviews, die länger zurückliegende Leseerfahrungen und schon abgeschlossene Identitätsthemen verhandeln, hilfreichere Bewältigungserfahrungen konstruieren, als Interviews, die zeitnahe Leseerfahrungen zum Gegenstand haben und in denen aktuelle, d.h. noch offene Identitätsthemen über den Text thematisiert werden.* Dabei ist die

Offenheit bzw. Abgeschlossenheit des Identitätsthemas bedeutender für die Einschätzung der Bewältigungsversuche, als die Zeitferne der Leseerfahrung zum Interview. Auf letzteren Aspekt verweist vor allem das Interview mit Martha M.: Ihre Lektüreerfahrung liegt, wie die Erfahrungen von Beate S. und Frau Rossali, einige Jahre zurück, aber ihr bewegendes, biographisch zentrales Identitätsthema »Streben nach der Synthese zweier widersprüchlicher Lebensformen«, das sie schon damals über den Text verhandelte, ist nach fast 30 Jahren immer noch offen.

Für die weiterführende Forschung ergibt sich daraus folgende *Anregung für die Auswertung von narrativen Interviews*: Zunächst sollte eine Perspektive eingenommen werden, die auf die Zeit »damals« blickt. Mit ihrer Hilfe kann versucht werden die durch die Literatur geprägten Bewältigungsversuche retrospektiv einzuschätzen. Im Anschluss daran sollte sich aber eine zweite Perspektive auf die Darstellung der erzählten Leseerfahrung im Interview konzentrieren. Denn aus dieser Sicht kann beurteilt werden, ob das damals bewegende Identitätsthema auch heute noch Thema ist. Als fruchtbarer Zugang im Interview haben sich dafür kurze Fragen zur Bedeutung des Buches für das Leben, den Alltag und die Zukunft erwiesen (vgl. Anhang I). Über diese drei Ankerpunkte kann der Leser die »Hilfe« des Buches im Hinblick auf eine große Lebensspanne erkunden. Auch bei Interviews, die zeitnah zur Leseerfahrung geführt werden, also Interviews in denen ein »damals« noch nicht formuliert wird, können die o.g. Perspektiven als verschiedene Lesarten der Interviews gewinnbringend bei der Auswertung genutzt werden. Denn im Interview wird das Thema, das in der Lektüre intim verhandelt wurde, immer noch einmal neu verhandelt. Eine repräsentative Reflexion literarischer Bewältigungsversuche sollte beide Perspektiven in der Auswertung berücksichtigen.

Mit den Forschungsfoki »Zielbereich« und »Offenheit/Aktualität« bzw. »Abgeschlossenheit« von Identitätsthemen können nicht zuletzt auch die *Grenzen des Bewältigungspotenzials von Lektüreerfahrungen* erklärt werden. Im Fall Ramon K. reicht das Lesen allein nicht aus, um seine Fragen zur Identität zu bewältigen. Zum einen liegt das daran, dass ihm das Schreiben mehr Raum zur unkritischen Identifikation mit Heldenrollen bereitstellt, als das Lesen. Zum anderen konstruiert sein Interviewportrait aber gerade eine Person mit einem Identitätsthema (ethnische Zugehörigkeit), das sich nicht auf eine Teilidentität konzentriert, sondern den Kern der biographischen Narration betrifft (Zielbereich Kernnarration). Zusätzlich zeigt das Thema eine aktuell bedeutsame Selbstthematizierung, die nach vorne hin offen ist. In solchen Fällen kann Literatur vermutlich nur eine begrenzte Bewältigungserfahrung evozieren. Allerdings steigt die Bedeutung einer solchen Erfahrung,

wenn, wie bei Ramon K., andere Ressourcen, v.a. soziale, weitgehend fehlen.

»Literarische Ambivalenz«

»Vieles zum Thema reizte mich zum Widerspruch, ich setzte mich auseinander und zweifelte an. Dabei band ich mich – wenn auch ungewollt – ans Leben« (Privater Leseerfahrungsbericht zit. in Koch & Keßler 2002, S. 121).

»Literarische Ambivalenz« ist die zweite hier erhobene Schlüsselkategorie bewegender Literaturerfahrungen. Auch sie wurde in der ersten Forschungsphase über die Auswertung der Interviews gewonnen und in einem zweiten Schritt über die individuelle Analyse von Text und Biographie weiter expliziert (vgl. S. 155ff.). An dieser Stelle sei noch einmal die Bedeutung von »Ambivalenz« skizziert, wie sie im Kontext der hier dargestellten Kategorie verstanden wird. Nicht zuletzt ist eine Positionierung in dieser Hinsicht notwendig, weil der Bedeutungsraum, der sich um diesen Begriff rankt, mittlerweile eine erstaunliche Vielfalt an Ausdrücken hervorgebracht hat. Die teilweise synonyme Verwendung der Begriffe »Widerspruch«, »Gegensatz«, »Zwiespalt«, »Spannung«, »Unstimmigkeit«, »Unvereinbarkeit«, »Ungleichzeitigkeit«, »Unzumutbarkeit«, »Antagonismus« etc. führt im Diskurs eher zur Verschleierung von Sachverhalten, als dass sie eine klare Darstellungslogik fördert.² Diesen variationsreichen Diskurs fordert Becker-Schmidt (1990) zur bewussten Reflexion »objektiver Widersprüchlichkeit« auf. Ihr zufolge müssen intrapsychische Ambivalenzerfahrungen auch als Folge gesellschaftlich widersprüchlich strukturierter Verhältnisse diskutiert werden.³ Allerdings ist die Reaktion auf diese sozial konstruierten »Verhaltenszumutungen« (a.a.O., S. 14) nach Becker-Schmidt nur individuell zu erklären. Nicht jedes Subjekt reagiert auf objektive Widersprüche mit ei-

2 Ebenso kreativ sind die Antworten, die der Diskurs dem postmodernen Subjekt als Aufgabe gegenüberstellt: »Harmonisierung«, »Ausbalancieren«, »Syntheseleistung«, »Ambiguitätstoleranz«, »Ambiguitäts- und »Ambivalenzmanagement« etc.

3 An dieser Stelle sei auf das eindrucksvolle Plädoyer von Weißenberg (1985) zur sozialen Aufgabe der Literatur verwiesen. Für ihn ist Literatur ein unverzichtbares Medium, um das chronisch an Verdrängung leidende öffentliche Bewusstsein zu therapieren. Seine literarischen Texte über das Schicksal psychisch Kranker verleihen den Betroffenen eine öffentliche Stimme, die das Leben im Hinblick auf die objektiven Widersprüche der sozialpsychiatrischen Erfahrungswelt zum Ausdruck bringt.

ner Ambivalenzerfahrung. Zur Orientierung für den Diskurs bietet Becker-Schmidt folgende Definition an:

»Der Ambivalenzbegriff ist eine sozialpsychologische Kategorie, die zum ersten kognitive und emotionale Dimensionen verknüpft: Ambivalenz ist eine Reaktion der Attraktion und Repulsion, die an die affektive Wahrnehmung äußerer doppeldeutiger Phänomene gebunden ist. Diese Wahrnehmung muss nicht immer bewusst bleiben, sie muss auch nicht immer in Permanenz bestehen – sie kann kommen und gehen. Immer aber wird sie, wenn emotional aufgeladen, Spuren hinterlassen. [...] Zum zweiten ist Ambivalenz eine dynamische Kategorie – die Gewichtung von für und wider in ihr ist beweglich. [...] Drittens: der Ambivalenzbegriff ist eine Kategorie des Responses – er ist ›Reaktion auf etwas‹. Ist dieses ›Etwas‹ soziale Realität, so hat diese an der Gestaltung von Ambivalenzkonflikten teil« (a.a.O., S. 117).

Ausgehend von diesem Verständnis von Ambivalenz wurden auch die vorliegenden Literaturinterviews interpretiert. Dass dabei von »literarischer Ambivalenz« und nicht von »literarischer Widersprüchlichkeit« die Rede ist, lässt sich mit der subjektiven Ebene der Leseerfahrung begründen. Auch wenn der Text objektiv widersprüchliche Themen und Positionierungen transportiert, so ist doch die Interpretation dieser Inhalte ein subjektiver und individueller Akt, der letztlich nicht auf die Gesellschaft, sondern auf die Biographie zurückgreift.

Als Ergebnis der Rekonstruktion lassen sich im Wesentlichen folgende Aspekte näher beschreiben (siehe dazu auch die graphische Darstellung auf S. 121):

Soziale Ablehnung literarisch motivierter Positionierungsversuche: Dieser Aspekt ist zwar nicht unmittelbar mit dem Akt des Lesens verbunden, erscheint aber in den betreffenden Interviews so gewichtig für die Wahrnehmung der literarischen Erfahrung, dass er in der Darstellung nicht vernachlässigt werden konnte. Um der nicht unmittelbaren Verbindung mit dem Leseprozess Rechnung zu tragen, sei er hier als *sekundäre Ambivalenzerfahrung* beschrieben. Am Auffälligsten gestaltet er sich bei Johannes T.: Die durch *Sofies Welt* angeregten Positionierungsbemühungen, die eine »narrative Wende« in seiner Biographie widerspiegeln, stießen auf Ablehnung bei seiner bisherigen Identifikationsgruppe. Seine gewohnte Positionierung unter dem Stereotyp des »Metzgers« schien plötzlich widersprüchlich zu seinen neuen Positionierungsversuchen. Becker-Schmidt (a.a.O., S. 116) nennt fünf mögliche Antworten als Reaktion auf derartige Verhältnisse: Verleugnung, Resignation, Harmonisierung, Widerstand und Veränderungswillen. *Sofies Welt* hat Johannes zu sehr »wach gerüttelt« (Johannes T.), als dass die Ambivalenz noch verleugnet werden konnte. Andererseits war die Erfahrung

der sozialen Ablehnung zu stark, um sie zu harmonisieren. Johannes Ts. individuelle Antwort war, wenn man Becker-Schmidts Ausführungen folgt, eine dynamische Mischung aus Resignation (Suizidalität, Flucht als Metzger auf eine Schiff in die Karibik), Widerstand (Vermeidung von bestimmten Orten und Begegnungen) und Veränderungswillen (Kündigung von »Heute auf Morgen«, Reisen nach Südostasien und Indien). Auch Martha M. erzählt im Zusammenhang mit ihrer Leseerfahrung von der Herausforderung durch soziale Ablehnung. Wegen ihrer Beschäftigung mit dem esoterischen Weltbild wurde sie von ihrem Umfeld als Erzähler positioniert, der seine biographische Geschichte an »völlig abwegigem Zeug« (Martha M.) orientiert. Auch ihr favorisiertes Lebensweltkonzept stand dadurch einer lebberen Realisierung problematisch gegenüber.

Die Ambivalenz, die im Rahmen sozialer Ablehnung in den genannten Fällen erfahren wurde, kann in zwei weitere Teilaspekte differenziert werden: Zum einen rückt die »Hilfefunktion« der bewegenden Literatur selbst in ein widersprüchliches Licht. Bedeutungsgemäß können die damit verbundenen Selbstthematierungen der LeserIn wie folgt formuliert werden: Wie kann sich etwas, das sich in der Lektüre so positiv darstellt, in der öffentlichen Verhandlung als so belastend erweisen? Zum anderen ist die Ambivalenz durch die Widersprüchlichkeit der Positionierungsbemühungen selbst bedingt: Die erwünschte Positionierung, die die LeserIn im intimen Prozess der literarischen Kommunikation erkundet, steht im Widerspruch zu der, die signifikant Andere in der sozialen Wirklichkeit akzeptieren oder gar erwarten. Nicht zuletzt deswegen werden bewegende Literaturerfahrungen, die diesen Aspekt der Ambivalenz transportieren, im Hinblick auf ihre Bedeutung für den Alltag nur als »Träume« (Martha M.) oder genauer, als »schöne Tagträume« (Juliane F.) charakterisiert.

Moralkonflikt: Der Aspekt moralischer Ambivalenz ist dem o.g. Aspekt der sozialen Ablehnung ähnlich. Er unterscheidet sich von diesem aber in zwei wesentlichen Gesichtspunkten: Zum einen spielt sich der kritische Dialog nicht auf der sozialen Ebene, sondern auf der »inneren Bühne« ab. Zum anderen ist diese Erfahrung eine, die schon während des Lesens verhandelt wird. Am ausgeprägtesten zeigt sich dieser Aspekt bei Juliane F.: Ihre »zwei Leben«, die sie über die Identifikation mit der Protagonistin in *Salz auf unserer Haut* verhandelt, sind Teilidentitäten, die in erster Linie wegen der moralischen Bewertung in Spannung zueinander stehen. Die Positionierung als »Mutter und Ehefrau« widerspricht einer Positionierung, die sich in einer außerehelichen intimen Beziehung verortet, ganz gleich, wie diese strukturiert sein mag. Ihr Ambivalenzkonflikt ist also ein »klassischer« Über-Ich-Es-Konflikt, der

sich zwischen der Verantwortung gegenüber ihrer Familie und der Verantwortung gegenüber ihrem eigenen Gefühlsleben spannt. Dabei lässt sich ein bedeutender Anteil dieser Spannung auch hier auf die objektiv widersprüchliche Bewertung der Positionierungsmöglichkeiten zurückführen. In der »Öffentlichkeit« werden »Ehebruch« und »Seitensprung« der Ehefrau weitgehend immer noch negativ bewertet, wobei der Grad der Negativität paradoxerweise mit der Anzahl der zu versorgenden Kinder zu korrelieren scheint.

Keine Lösung im Text: Der dritte Aspekt, der sich hier als bedeutendes Charakteristikum »literarischer Ambivalenz« herausstellte, ist das Fehlen zentraler Lösungen im Text. Sowohl Marthas, als auch Julianes Leseerfahrung sind von diesem Aspekt geprägt. Die Literatur hilft zwar beiden, die sozial schwer zu verhandelnde Teilidentität ihrer personalen Narration über den Text zu erkunden und in der Phantasie auszuleben (kathartische Funktion), doch in der zentralen Frage »Wie lässt sich eine anerkannte Synthese der widersprüchlichen Narrationstypen erreichen?« bleiben beide Texte stumm. Sowohl *Die Lehren des Don Juan*, als auch *Salz auf unserer Haut* blenden die Sicht auf das soziale Verhandlungsfeld aus. An dieser Stelle drängt sich die berechtigte Frage auf, ob nicht gerade das Fehlen der Lösung im Text den Leser dazu motivieren müsste die Lösung selbst zu erzählen. Aus pädagogischer Perspektive muss diese Frage eindeutig mit »Ja« beantwortet werden. Vor allem im Hinblick darauf, dass gerade Texte, die keine Lösung erzählen, verstärkt Positionierungen anregen. Doch damit ein Text die gedankliche Übertragung der individuellen Interpretation auf die Lebenswelt der LeserIn ermöglichen kann, muss er zumindest die Anschlussstellen der gewöhnlichen Episoden sichtbar machen. Die Bücher *Salz auf unserer Haut* und *Die Lehren des Don Juan* liefern diese Anschlussstellen nicht. Sie begnügen sich damit die außergewöhnlichen Episoden zu erzählen. Des Weiteren muss in diesem Kontext auch die individuelle psychische Disposition berücksichtigt werden. Denn auch dann, wenn ein Text eine Lösung erzählt oder die Anschlussstellen an die Lebenswelt sichtbar macht, ist es denkbar, dass die LeserIn diese Angebote (aufgrund ihrer individuellen Abwehrarchitektur) nicht »sieht«. Als Beispiel sei hier noch einmal auf den Fall von Juliane F. verwiesen, der zeigt, dass eine LeserIn einen Text so lesen kann, dass er überwiegend stärkende Elemente erzählt.

Den vorangehenden Aspekten ist gemeinsam, dass sie alle ein Spannungsfeld zwischen der intimen Literaturerfahrung und den repräsentativen Aspekten der sozialen Welt aufweisen. Diese deutlich wahrnehmbare Spannung in den betreffenden Interviews ist der Grund dafür, warum das Konstrukt »Literarische Bewältigung« nicht ausreicht, um das

Spektrum der hier reflektierten Literaturerfahrungen zu beschreiben. Im Ergebnis muss also Positionen widersprochen werden, die mit einer subtil generalisierenden Haltung behaupten, dass Literatur oder Lesen »hilft«. Gerade diese Haltung scheint jedoch in weiten Kreisen zum »bibliotherapeutischen Credo« geworden zu sein. Und das sicherlich nicht zuletzt auch deswegen, weil sich eine neue Aufklärungsbewegung abzeichnet, die sich zum Ziel gesetzt hat, das Buch im Zeitalter der digitalen Kommunikation zu rehabilitieren. Diese Bewegung ist in jeder Hinsicht bedeutungsvoll, doch sollte dabei nicht vergessen werden, auch die Grenzen der »heilenden« Literaturerfahrung sichtbar zu lassen. Der hier erhobene Aspekt »Literarische Ambivalenz« sollte als Wegweiser für einen selbstkritischen Diskurs in diese Richtung betrachtet werden. Einzelne Hinweise darauf, dass Literatur auch belastende Momente erzeugen kann, finden sich zwar schon in vorangehenden Forschungen, doch wurden sie – vermutlich wegen des bibliotherapeutischen Credos – in erster Linie zugunsten positiver Bewältigungserfahrungen interpretiert. So findet sich bei Koch & Keßler (2002) ein Erfahrungsbericht, aus dem deutlich hervorgeht, dass die *Vermeidung* von Büchern sogar zu einer eigenen Bewältigungsstrategie werden kann: »Ich konnte mir also keinen Rückfall leisten und suchte alles, was diesen begünstigen könnte, zu meiden – damit auch Bücher« (Liane M. in Koch & Keßler 2002, S. 121). In diesem Zusammenhang sei auch auf Grafs Begriff der »temporären Leseabstinenz« (1997) verwiesen, mit dessen Hilfe das Nichtmehr-lesen-Können in schweren Lebenskrisen beschrieben wird. Und nicht zuletzt erinnern Schwarz et al. (1997, S. 4) daran, dass auch Bewältigungsprozesse zu sekundären Belastungen werden können.

Abschließend sei noch herausgestellt, dass nicht der Text allein als Ursache der Ambivalenzerfahrung interpretiert werden darf. Vielmehr trägt die Auseinandersetzung mit der Literatur über die Interpretationsaktivität dazu bei, dem Leser die Unstimmigkeiten seiner personalen Narration bewusst zu machen. »Literarische Ambivalenz« ist also ohne eine biographische Unsicherheit, die der Leser schon mehr oder weniger bewusst in die Lektüre mitbringt, nicht zu denken.

Erzähltes Lesen – Die Funktion der Reflexion

Mit dem oben genannten Hinweis auf die notwendige Differenzierung der Forschungsperspektiven bei der Auswertung von Literaturinterviews kam die gegenwartsorientierte Perspektive in ihrer Funktion für die Forschung schon zur Sprache. An dieser Stelle seien die in diesem Zusammenhang gewonnenen Erkenntnisse zur Funktion des Erzählens im Kon-

trast zum stillen Prozess der literarischen Rezeption noch einmal zusammengefasst.

Als grundlegende Funktion des narrativen Interviews für den Erzähler kann zunächst die *Herstellung der Identität* in der Interaktion mit dem Interviewer festgehalten werden, wie sie an anderer Stelle schon beschrieben wurde (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004). Ein bedeutender Anteil der Konstruktion erfolgt dabei für den Erzähler über den ihm mehr oder weniger bewussten Vergleich seines »erzählten Ichs« mit dem »erzählenden Ich«. Wie die hier geführten Interviews zeigen, ist dabei von Bedeutung, wie weit die Leseerfahrung zurückliegt und ob das über den Text verhandelte Identitätsthema schon abgeschlossen oder noch weitgehend offen ist. Erzähler, die von einer *länger zurückliegenden Leseerfahrung* oder einem in diesem Zusammenhang *abgeschlossenen Identitätsthema* erzählen, werden durch die Fragen des Interviewers zunächst zu einer *Wiederaufnahme der damaligen Position* angeregt. Erzähler, deren Leseerfahrung hingegen *zeitnah zum Interview* liegt oder deren bewegendes *Identitätsthema noch offen* ist, werden eher zu einer *Konkretisierung ihrer aktuellen Positionierungsaktivitäten* motiviert. Als prägnantes Beispiel für letztere Situation kann hier noch einmal der Fall von Ramon K. dienen: Ramon spricht im Interview wenig über Gefühle. In einer selbstanalysierenden Haltung erklärt er Begriffe und Zustände seiner Welt, spricht intellektualisierend von »Identitätskrise« und »Trauma«. Er versucht Erlebnisse zu definieren und psychologisch zu umschreiben. Zum einen, so lässt sich dieses Verhalten interpretieren, um dem Anspruch eines »psychologischen« Interviews gerecht zu werden und sich innerhalb dessen als »wissender Erzähler« zu positionieren. Eine Strategie, die ohne Zweifel eine positive Auswirkung auf die ersehnte soziale Anerkennung evozieren soll. Zum anderen ist Ramons aufklärende Haltung im Interview aber auch als Übertragung des Romanthemas zu interpretieren (Zur Erinnerung: *Madame* erzählt die Beziehung zwischen einem Schüler und seiner Lehrerin, also von zwei Positionen, die mit unterschiedlicher Positionierungsmacht ausgestattet sind). Mit seinem »lehrerhaften« Verhalten im Interview – Ramon übersetzt dem Interviewer den Begriff »Madame« (»also Frau praktisch« (Ramon K.)), differenziert Kommunismus und Realsozialismus und erklärt ihm Maslows Bedürfnishierarchie (»Entwicklungspyramide« (Ramon K.)) – übernimmt Ramon ein Positionierungsgefüge aus der Erzählung und setzt es in der Konversation zur Herstellung seiner eigenen Identität ein. Anders als beim Leseakt, in dem er sich überwiegend mit dem Schüler identifiziert, erkundet er in der Konversation die Position, die mit mehr Macht ausgestattet ist (die Lehrposition). Damit führt er

die Positionierungsversuche seiner nicht weit zurückliegenden Leseerfahrung in der Interaktion mit dem Interviewer fort.

Das Besondere an den hier geführten Interviews im Kontrast zu anderen Interviews der Identitäts- und Biographieforschung ist weiterhin der mediale Gegenstand über den die Verhandlungen geführt werden. Das »bewegende Buch« stellt die zentrale Projektionsfläche für beide Kommunikationspartner dar. Im weiteren Sinne erfüllt es damit auch eine »protektive Funktion«. Denn dadurch, dass sich der Erzähler über den Text erzählt, erzählt er sich dem Interviewer nicht direkt, sondern über die Szenen, Protagonisten, Themen und Bilder, die ihn im Buch bewegt haben. Das besprochene Buch hat damit eine ähnliche Funktion wie die Tagtraumbilder in Leuners katathym imaginativer Psychotherapie (vgl. Leuner 2003). Die Projektionsfläche, die als dritter Punkt des Beziehungsdreiecks »Erzähler-Text-Interviewer« über der Kommunikation »schwebt«, mindert die Übertragungsprozesse zwischen Erzähler und Interviewer.⁴ Gerade weil sich der Projektionsraum »Gespräch über das Buch« in gewisser Weise auch als *Protektionsraum* ausweist, stellt sich abschließend die Frage, ob sich in Interviews, die mehr über die Biographie als über den Text erzählen, eine andere Beziehung zwischen ErzählerIn und Interviewer beobachten lässt, als in Interviews, in denen die ErzählerIn hauptsächlich vom Buch erzählt. Eine befriedigende Beantwortung dieser Frage kann an dieser Stelle nur als Anregung für die weitere Forschung weitergegeben werden. Aber es zeichnet sich in dieser Studie zumindest die Tendenz ab, dass ErzählerInnen auf die Frage nach dem bewegenden Buch mehr über ihre Biographie erzählen, als über den Text. Damit bestätigt sich die Erwartung, dass die Frage nach dem »bewegenden Leseerlebnis« einen bedeutenden Zugang zur biographischen Erzählung freilegt. Die ErzählerInnen nutzen das Gespräch über das Buch als »Verhandlungsbrücke«, um ihre eigene Geschichte zu erzählen. Eine Feststellung die Folgen für die vergleichende Einschätzung von Literaturinterview und Leseakt hat: *Eine reflektierte Lektüererfahrung ist den vorliegenden Forschungsergebnissen zufolge in ihrem Potenzial für die Bewältigung lebensweltlicher Umbruchserfahrungen bedeutend höher anzusetzen, als eine unreflektierte Lektüre, egal wie »seriös« oder »qualifiziert« der Autor auch sein mag.* Das letzte Kapitel sei

4 Ein besonderes Merkmal der katathym imaginativen Psychotherapie ist das weitgehende Fehlen einer »Übertragungsneurose«. Leuner spricht deswegen in modifizierender Anlehnung an die psychoanalytische Theorie von einer »Projektionsneurose«. Als grundlegender Faktor für die Hemmung der Übertragungsneurose wird die »entlastende Projektion auf die imaginative Ebene« (a.a.O., S. 419) angeführt. Weitere Faktoren werden a.a.O., S. 414ff. erläutert.

daher dem Entwurf einer »biblio-reflexiven« Arbeit in der Praxis gewidmet.

KAPITEL 5
ENTWURF EINES IDENTITÄTS-
ZENTRIERTEN LITERATURDIALOGS

LITERATUR ALS DIALOGISCHE UND DIALEKTISCHE ERFAHRUNG

»Lesen ist nicht genug. Wenn wir der
schwierigeren Weisheit nahekommen wollen,
müssen wir reden und natürlich auch zuhören«
(Davidson 1993, S. 14).

Die sokratische Einstellung zum Verhältnis von Schrift und Sprache, die Davidson in dem oben stehenden Zitat paraphrasiert, ist für diese Arbeit in zweierlei Hinsicht richtungsweisend. Zum einen hat sich auch hier das Gespräch über die bewegende Leseerfahrung – noch mehr als der »stille« Akt der Rezeption – als bedeutende Ressource zur Verhandlung der biographischen Erzählung erwiesen. Zum anderen motivieren nur wenige Positionen wie die sokratische den Blick auf die Praxis. Im Folgenden seien daher abschließend für diese Arbeit neue Gestaltungsräume einer beratenden und therapeutischen Praxis mit Literatur skizziert, wie sie sich mit den hier eruierten Forschungsergebnissen andeuten. Dafür muss zunächst der Rahmen, in dem diese Arbeit Verortung finden könnte, kritisch beleuchtet werden.

Literatur als Therapie?

Die bei Muschg (1981) weitläufig reflektierte Frage hat hier eher konzeptionellen Charakter: Zwischen welchen Diskursen lässt sich ein Literaturdialog, der sich primär dem individuellen Passungsverhältnis von Text und Biographie widmet, verorten? Der Diskursraum »Bibliotherapie« bietet zunächst einen scheinbar naheliegenden Gegenstandsbereich

an.¹ Orth & Petzold (1985) stellen zwar heraus, dass »Bibliotherapie« kein eigenständiges therapeutisches Verfahren ist, bekräftigen jedoch ihren Wert den sie als *Methode*, vorzugsweise im Rahmen tiefenpsychologischer oder humanistischer Verfahren, hat (ergänzend sei hier auf die Dissertation von Fisher (1965) verwiesen, die die Wirkung der Bibliotherapie aus Sicht der Lerntheorie interpretiert). Damit steht »biblioreflexive« Arbeit zunächst einmal in einem psychotherapeutischen Kontext. Andererseits ist Bibliotherapie, wie Rubin (1985, S. 106) herausstellt, »weder auf den medizinischen noch auf den psychischen Kontext beschränkt«. Sie will auch »nicht heilen, sondern im wahrsten Sinne des Wortes »aufklären«« (ebd.). Nach Rubins Kritik ist der Begriff »Bibliotherapie« also zu eng gefasst. Andere Autoren wiederum kritisieren, dass der Begriff in der Praxis viel zu weit gefasst wird. Nicht alles, was auf dem »Psychomarkt« als »Bibliotherapie« angeboten wird, hat therapeutische Qualitäten.² Es gibt also gute Gründe die Arbeit mit Literatur nicht vorschnell als »Bibliotherapie« zu etikettieren. Die folgenden Ausführungen haben sich daher zum Ziel gesetzt, allein den grundlegenden Charakter einer dialogischen und dialektischen Arbeit mit Literatur, wie sie sich aus den vorliegenden Forschungserfahrungen ableiten lässt, zu beschreiben. Damit sei nicht verleugnet, dass diese Arbeit auch »therapeutischen« Wert haben kann. Jedoch sei der interessierte Therapeut ermutigt selbst zu erkunden, welche Wechselwirkungen die folgenden Aspekte bei einer Integration in seine Arbeit erzeugen. Er kennt Methode und Setting seines Verfahrens besser, als es hier allgemein und deswegen immer nur unzureichend beschrieben werden könnte.

Die folgenden Darstellungen begnügen sich zugunsten der Lesbarkeit mit der Nennung des »Therapeuten«. Der Leser sei hiermit angehalten den (psychologischen) Berater, sowie den Seelsorger, den Pädagogen, andere »Helfer« und bedingt auch den Philosophen im Konstrukt »Therapeut« mitzulesen.

1 Zur historischen Entwicklung sei auf die Arbeiten von Rubin (1985) und Petzold & Orth (1985a) verwiesen.

2 Die institutionell formulierten Anforderungen an qualifizierte Bibliotherapeuten sind am Ausbildungscurriculum der »Deutschen Gesellschaft für Poesie- und Bibliotherapie« (Dortmund) abzulesen. In Kurzfassung einsehbar via: www.dgkt.de.

Subjektzentrierte Gesprächsführung

Als grundlegende Bedingung ist zunächst anzuführen, dass der Literaturdialog, wie er hier verstanden wird, als Dialog über die *literarische Erfahrung* gestaltet werden muss. Gespräche, die wie die Diskurse der Literaturkritik auf intellektualisierender Ebene nur das Werk verhandeln, liefern nur bedingt Einsichten in die Erfahrungswelt des Lesers und damit auch nur eine unzureichende Einsicht in die Geschichte, die der Leser zunächst dem Text und später seinem Gegenüber erzählt. Wenn der Literaturdialog nicht Gefahr laufen will zur Reproduktion einer »Ich-Es-Erfahrung« (Buber 2005, zuerst 1923) zu werden, muss er das »Du« mit seinen historischen und perspektivischen Interpretationen in den Mittelpunkt stellen. Wie im sokratischen Dialog geht es nicht um die Meinung der (philosophierenden) Subjekte, sondern um die Subjekte selbst (vgl. Schildknecht 1990, S. 36ff. zit. in Horster 1994, S. 9). In diesem Zusammenhang stellt sich für den Therapeuten die weiterführende Frage, wie ihn eine Beziehungsanalyse des Dialogs zur erzählten Identität führen kann.

Allgemeine Zielsetzungen des Literaturdialogs

Widersprüche, Zweifel und innere Dialoge stellen die Grundlage menschlicher Entwicklung dar und sind nicht notwendig neurotisch oder pathologisch. Um es mit Riegel zu sagen: »Die Realität liegt im dialogischen oder vielmehr im dialektischen Prozess beschlossen« (Ders. 1980, S. 119). Allerdings kann es, wie Riegel weiter bemerkt, in der Entwicklung zu Situationen kommen, in denen »Interaktionen festgefahren und die widerstreitenden Kräfte dermaßen stark sind, dass die Individuen oder die Gruppe damit nicht fertig werden« (a.a.O., S. 155). Anstatt zu einer konstruktiven Entwicklung kommt es dann zu einer »Zerstörung der dialektischen Interaktion« (ebd.).³ Derartige Bedingungen sind nach Riegel (ebd.) als »Krisen oder Katastrophen im engeren Sinne« zu verstehen.

Wenn nun die Zerstörung, Unterdrückung oder Unterbrechung der dialektischen Interaktion eine »Krise« darstellt, so muss der grundlegende Anspruch einer therapeutischen Arbeit mit Literatur darin zu suchen sein, die Bedingungen für einen Dialog wiederherzustellen. Sie muss also in erster Linie zur *Wiederaufnahme des Dialogs* ermutigen. Im Kontext der Lebensberatung, wo man eher Personen antrifft, deren innerer

3 Beispiele für »unvollkommene Dialoge« finden sich a.a.O., S. 119 ff.

Dialog nicht zugunsten einer Symptombildung unterbrochen wurde, kann sich die Reflexion hingegen von Beginn an auf »kontrastierende Operationen« (Riegel 1974) konzentrieren. Aber sowohl im therapeutischen als auch im beratenden Kontext wird die »biblio-reflexive Interaktion« ein »Durchgehen nach allen Richtungen« (Platon, *Parmenides* 136e) sein müssen. Ein Durchgehen, das in erster Linie der »Entwicklung« alternativer Lesarten für die Progression der personalen Narration dient. Nur in diesem Bewusstsein wird man im Sinne der *Mäeutik* (altgr.: Hebammenkunst) über biographisch bedeutsame Interpretationen zur »Geburt« neuer narrativer Perspektiven gelangen.⁴

Plädoyer für einen Dialektik-sensiblen Literaturdialog

Der hier eruierte Aspekt der »literarischen Ambivalenz« macht es weiterhin notwendig, die Arbeit mit Literatur nicht nur als dialogischen, sondern vor allem als *dialektischen* Prozess zu begreifen. Die oben dargestellte Rekonstruktion hat deutlich gemacht, dass eine »bewegende« Erfahrung mit Literatur eine sein kann, die durch markante Widersprüche geprägt ist. Widersprüche, die wie im Fall von Martha M. über Jahre hinweg bestehen können und sich nicht durch bloße literarische Rezeption »aufheben« lassen. Allerdings darf das Ziel einer dialektischen Interaktion nicht allein im Streben nach Widerspruchsfreiheit gesucht werden.⁵ Innerhalb des psychologischen Diskurses muss Dialektik mehr sein als die Kunst Widersprüche ihrer Synthesis entgegenzuführen. Sie muss hier vor allem eine Kunst sein, die sich dem Entwicklungspotenzial zuwendet, das der gegenläufigen Bewegung von Thesis und Antithesis inhärent ist.

Ein besonderes Augenmerk sollte im identitätszentrierten Literaturdialog im Anschluss an die o.g. empirischen Erfahrungen auf »schicksalsträchtigen« Interpretationen liegen, d.h. auf Lösungen, die den Leser von der »redaktionellen Verantwortung« seiner eigenen Geschichte entlasten. Bei den hier geführten Interviews ist auffällig, dass vor allem die drei durch Ambivalenz geprägten Leseerfahrungen von stark schicksalsgefärbten Interpretationslinien geprägt sind. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob Delegationen an das Schicksal nicht auch aus

4 Der Hebammenberuf seiner Mutter hatte Sokrates dazu bewegt, die Kunst seiner philosophischen Gesprächsführung als »gebärenden« Prozess zu verstehen.

5 Ein Gedanke, den Davidson (1993, S. 10) allgemein für den dialektischen Prozess herausstellt.

dem Mangel an Gelegenheiten zur dialektischen Reflexion resultieren. Delegationen an das Schicksal sind Lösungen, die spezifische, meist schwierige Entscheidungen über das eigene Erzählprojekt an eine höhere Instanz (Gott, Weltseele, Karma etc.) abgeben. Eine an der Dialektik orientierte Gesprächsführung kann den erzählenden Leser dazu ermutigen den Widerspruch selbst auf eine höhere Ebene zu heben (Eine Veränderungsmotivation aufseiten des Klienten ist, wie Stavemann (2002, S. 238) bemerkt, dafür freilich als konstitutiv zu betrachten). Im Idealfall tritt an die Stelle des passiven Delegierens eine aktive Strategie, die die eigene Geschichte als weitaus formbarer erscheinen lässt, als sie bisher wahrgenommen wurde. Im Gegenzug sollte der Erzähler ein »realistisches« Bewusstsein dafür bekommen, dass vielmehr soziale Normen und Erwartungen seine Geschichte mitgestalten. In diesem Sinne verfolgt der dialektisch orientierte Literaturdialog auch eine aufklärerische Intention.⁶

Arbeiten, wie die von Riegel (1980), Fischer (1998) und Vollmers (1999) tragen dazu bei, den psychologischen und den psychotherapeutischen Diskurs für dialektische Operationen wieder neu zu sensibilisieren. Mit Horster (1994) liegt zudem eine Publikation vor, die das »sokratische Gespräch« als philosophische Praxis nahbar macht. Allerdings geht sein Ansatz nicht über die philosophische Perspektive hinaus. Die Konzeption endet an den Schnittstellen der Erwachsenenbildung. Wie Horster (a.a.O., S. 36) herausstellt ist die Therapie psychischer Probleme auch nicht das Ziel des philosophischen Gesprächs. Im Gegenteil: Ganz bewusst soll nicht über Themen und Entscheidungen gesprochen werden, die »gerade anstehen« (a.a.O., S. 36), damit die philosophische Arbeit »handlungsentlastet« (a.a.O., S. 37) angegangen werden kann. Erst mit Stavemann (2002) liegt eine Publikation vor, die die sokratische Gesprächsführung systematisch für den therapeutischen Einsatz und in Abgrenzung zur philosophischen Methode (a.a.O., S. 56) reflektiert.

6 Der »sokratische Dialog« hatte schon bei Sokrates und Platon die Funktion die Menschen der Antike zu selbstständigem Denken anzuregen und sie dadurch vom mythischen Götterglauben zu befreien. Ein anthropophiler Akt, den Horkheimer & Adorno (2004) nach seiner Vollendung durchaus kritisch bilanzieren. Denn »Aufklärung« ist – auch wenn sie die ersehnte Befreiung gebracht hat – letztlich doch nichts anderes als der Ausdruck einer »radikal gewordene[n], mythische[n] Angst« (a.a.O., S. 22).

Setting

Im Kontrast zu den meisten bibliotherapeutischen Settings sei der Literaturdialog hier nicht als Gruppenarbeit, sondern als *diadische Beziehung* fokussiert. Die Favorisierung dieser Anordnung wird zum einen mit der Übertragbarkeit der Studienergebnisse begründet (die Forschungsinterviews waren ja ebenfalls – mit Ausnahme des Interviews von Frau Rossali, dem ihr Mann beiwohnte – als Diade realisiert worden). Zum anderen stellt die diadischen Anordnung eine schrittweise und damit kontrollierbare Öffnung des intimen Raums, wie er der »stillen« Rezeption noch inhärent ist, dar. Juliane F. hätte ein größeres Setting zur Verhandlung ihrer außerehelichen Beziehung sicher abgelehnt. Für sie war schon die diadische Konzeption ein großer »Vertrauensakt«. Und nicht zuletzt zeigen bereits die vorliegenden Forschungsinterviews eine biographische Tiefe, die in einem Gruppensetting vermutlich nur bedingt erreicht werden kann. Wenn eine praktische Arbeit mit Literatur die zentralen Verknüpfungen zwischen Biographie und Text freilegen will, muss sie sich, wie bei der oben dargestellten Rekonstruktion, auf die »individuelle Passung« zwischen Text und Biographie konzentrieren. Ein Anspruch, der in einer diadischen Anordnung leichter zu realisieren ist, als in einer Gruppe.

Ebenfalls abweichend von der weitläufigen Praxis bibliotherapeutischer Interventionen ist die Wahl des Mediums durch den Klienten. Der Leser bringt das Buch als bewegende Erfahrung bereits in den Dialog mit. Der Therapeut des hier skizzierten Literaturdialogs wird also ein Stück weit von dem Anspruch einer »bibliothekarischen Profession«, wie sie an anderer Stelle für Bibliothérapeuten formuliert wird (vgl. Rubin 1985, S. 122), entlastet.

Die vom Klienten bereits im Vorfeld getroffene Wahl beugt weiterhin einer therapeutischen »Bedeutungsmacht« vor, die sich aus Sicht des Klienten wie folgt formulieren lässt: »Wenn der Therapeut mir dieses Buch empfiehlt, muss es wohl bedeutsame Aspekte für meine Situation/Person beinhalten.« In dem hier propagierten Konzept ist der Klient jedoch ein Leser, der nicht erst nach der Bedeutung suchen muss, sondern er ist ein Leser, der schon etwas gefunden hat und dieses Fundstück zusammen mit dem Therapeuten in seinem individuellen Wert verhandeln möchte. Der Leser ist der »Experte«, wenn es um die (Be-)Deutung des ihn bewegenden Buches geht. In der vorliegenden Studie hat es sich sogar als Vorteil erwiesen, dass Forscher und Interviewer die Bücher ihrer Gegenüber nicht kannten. So konnten sie sich auf die Suche nach den Passungen zwischen Text und Identität begeben ohne dabei ständig über ihre eigenen Identitäten (Interpretationen) zu stolpern. Die Buchkenntnis

des Therapeuten sollte aber nicht als Ausschlusskriterium formuliert werden. Vielmehr wird in jenen Fällen, in denen der Therapeut das Buch bereits kennt, eine stärkere Reflexion (ggf. eine Supervision) zur Differenzierung der Interpretationen notwendig sein. Grundsätzlich stellt die Interpretation des Therapeuten, die sich unweigerlich bei der Auseinandersetzung mit dem Text bildet, ein unverzichtbares Material dar, das genützt werden sollte, um die möglichen Variationen eines (Identitäts-) Themas sichtbar zu machen.

Die bereits getroffene Wahl des Buches durch den Klienten hat zudem Folgen für den praktischen Ablauf der Arbeit. Als Antwort auf das Gesuch des Klienten muss der Therapeut das bewegende Buch seines Klienten erst einmal lesen. Er steht also zunächst – wenn er sich zur Arbeit mit dem Klienten entscheidet – in der »Bringschuld«. Um diese einlösen zu können, muss er in einem ersten Schritt die Zeit verhandeln, die er für die Lektüre benötigt. Da es sich um ein Buch handelt, das der Leser als Gegenstand einer bewegenden Leseerfahrung definiert, ist in der Regel nicht zu erwarten, dass es seine Bedeutung verliert, ehe der Therapeut es gelesen hat (Juliane F. hat knapp zwei Monate mit sich gerungen, bis sie sich dazu entschlossen hat, ihre »Geschichte« im Interview zu erzählen). Allerdings ist zu bedenken, dass sich ein Intervall von mehr als zwei Wochen negativ auf die Motivation des Klienten auswirken kann. Daher sollten zur Überbrückung der Zeit weitere Gespräche, insbesondere zur Erhebung der gegenwärtigen Situation, d.h. zum aktuellen »Kapitel« der personalen Erzählung geführt werden. Die Alternative das Werk gemeinsam zu lesen scheint dagegen, vor allem wenn es sich um längere Texte handelt, wenig erfolgversprechend. Basis der Verhandlung soll ja der Dialog, also das individuelle Formen und Rekonstruieren des Inhalts mittels der eigenen Sprache sein. Dem gemeinsamen »Nachlesen« individuell bedeutsamer Szenen steht jedoch nichts entgegen. Allerdings sollte die Nachlese immer im Anschluss an die vom Therapeuten angeregte Rekonstruktion erfolgen. Besonders für den Fall, dass der Leser das Buch (auch) noch einmal lesen möchte, sollten daher im Vorfeld die zentralen Erinnerungen mit den dazugehörigen Assoziationen dokumentiert werden. Eine ausgereifte Dokumentations- bzw. Anamnesetechnik ist also für die sinnvolle Durchführung des identitätszentrierten Literaturdialogs unerlässlich.

Prozessphasen

Als Fortschreibung der Erfahrung mit qualitativen Forschungsinterviews über »bewegende« Literaturerfahrungen lassen sich zunächst zwei grundlegende Prozessphasen formulieren: Die *intime Phase der Lektüre* und die »öffentliche« *Phase der Verhandlung* im Dialog. Für Letztere lassen sich weitere Teilmarkierungen formulieren (s.u.), deren Validierung sich in der Praxis allerdings erst noch erweisen muss.

Die *intime Phase* ist durch den Prozess des »stillen« Lesens gekennzeichnet, bei dem der Leser überwiegend mit dem Autor und sich selbst kommuniziert. In dieser Phase kann sich der Leser ganz in (s)eine Rezipientenrolle zurückziehen, d.h. er kann eine Position einnehmen, die nicht von ihm erwartet zu sprechen oder zu kommunizieren. In dieser wahrgenommenen Passivität kann er aus sicherem Abstand den Dialogen der Protagonisten folgen. Er kann bestimmen welche Dialoge er sich »anhört«, bei welchen er sich beteiligt und welche er überliest. Da die fachliche Literatur zum Akt des Lesens bereits selbst ganze Bibliotheken füllt, sie hier eine Interviewsequenz angeführt, die einen Eindruck davon vermittelt, wie diese Phase aus der Perspektive *des Lesers* wahrgenommen werden kann:

»In der Zeit hab' ich grad 'ne Phase g'habt wo ich mich zurückgezogen hatte von allem. War vorher so im, im blühenden Leben wie ma sagt. Hab' ganz viel g'macht, mit vielen Leuten unterwegs g'wesen und high life. War'n viele vom Goethe-Institut, Italiener und Südamerikaner. Und alles war also wirklich so richtig lebendig. Und da hab' ich meine erste feste Beziehung g'habt dann auch. Und dann sind die aber langsam weg. Und ich hab' die Beziehung dann auch beendet und dann hab' ich mich so auf die Schule ganz besch... also konzentriert und bin dann praktisch den Weg nach innen gegangen. Und dann hab' ich g'merkt was so alles ned stimmt, was ich, ja, was einfach ned stimmig is'. Und da hat mich, mei i würd halt sagen ned, dass des Buch [Hermann Hesses *Glasperlenspiel*; Anm. d. Verf.] mich dazu gebracht hat, sondern hat mich mit unterstützt und mir die Bestätigung gegeben, dass des eigentlich der richtige Weg ist. – Ich kann auch gar nimma genau sagen was in dem Buch alles drin stand, es is einfach schon so lange her und bruchstückhaft vielleicht. Aber die Essenz davon war aber trotzdem wirklich extrem, mhh. So, dass ich dann auch zum Beispiel ja offener gewesen bin auch gegenüber Freundinnen, bei denen ich g'merkt hab' ›Ouh es passt eigentlich ned‹. Mhh. Und auch den Mut g'habt hab', so bekommen hab' dann so, so ehrlich zu sein, weil ich einfach mehr zu mir gekommen bin. Und g'sagt hab' [schlägt mit der Faust auf den Tisch]: ›Ja des is' ehrlich!‹. Und darauf kommt's an. Auf das ehrliche Umgehen miteinander. Mit mir selber und mit den ander'n.

I: War des Thema in dem Buch?

IP: Ja, des war diesen eigenen Weg zu gehen, das war eigentlich so schon auch Thema des Buches. Weg nach innen. Weg des Eigenen mit allen Wandlungen, die dazu g'hören.

I: Was hat sich dadurch denn für Dich verändert dann?

IP: Dass ich mich mehr zurückgezogen hab' vom Außen. Das war ganz extrem. Nhh einfach g'merkt hab ›Och ne im Außen da stimmt's ned, da stimmt's mit meinen Leuten nicht, da stimmt's ned mit dem was ich tu«. Mhh ›Das is es eigentlich nicht«. [...] Aber es war halt der totale Rückzug dann von allem Äußeren. Also es war ganz extrem. Aber für mich ganz wichtig, weil ich einfach auf Vieles gekommen bin. Auf viele andere mhh Richtungen gestoßen bin auch im geistigen Bereich was ganz wichtig war. Aber des hat schon die Folge g'habt, dass ich eben so 'n riesen cut [mit Geste unterlegt] g'habt hab' im Leben. Cut! So jetzt kommt was neues [streift mit der Hand über den Tisch. Der Ring kratzt an der Tischoberfläche]. Neue Klappe. Auf geht's! (lacht). Ja, aber die Folge war eben auch äh mit dem Rückzug mhh – allein zu sein. Des war die erste Zeit toll. Die erste, also zwei Jahre war des, war'n des für mich ganz wichtige Jahre. Und dann mei noch mit vielen andern Sachen auch beschäftigt. Auch mit meine Großeltern, nicht gepflegt, aber viel Kontakt mit ihnen g'habt, die sehr krank war'n. Hab viel mit ihnen gemacht, mit älteren Leuten viel Kontakt gehabt auch mit ganz alten. Aber irgendwann is' mir des dann auch zu viel g'worden. Nach zwei Jahren ungefähr da war der Punkt erreicht. (?) ›Na jetzt, jetzt ist genug. Jetzt muss ich wieder [atmet ein] ins, ins Leben« (Nadja E).

Nadjas Erinnerung an die »bewegende« Leseerfahrung ihrer späten Adoleszenz (18 J.) zeigt, wie die Wechselwirkung zwischen dem Prozess des Lesens und sozialem Rückzug im Extremfall aussehen kann. Ihre Phase umschreibt mit zwei Jahren sicherlich einen sehr langen Rückzugsraum. Doch wenn man der Logik ihrer Erzählung folgt, war diese Zeit notwendig, um die Voraussetzungen für einen »ehrlichen« (Nadja E.) Lebensstil hinreichend zu erkunden. Ein Lebensstil, der der Erzählerin als Leitfaden für das Drehbuch ihres beginnenden Erwachsenenlebens dienen sollte. Die Auseinandersetzung mit der Literatur hat sie in diesem Prozess, nach eigenen Worten, »mit unterstützt«.

Für die »öffentliche« *Verhandlung im Literaturdialog*, die der intimen Phase der Lektüre folgt, lassen sich ausgehend von den o.g. Forschungserfahrungen weitere Markierungen formulieren. Solche Markierungen wurden bereits andernorts beschrieben (vgl. Petzold & Orth 1985a, S. 83), sind aber nur bedingt auf das hier favorisierte Setting (s.o.) übertragbar, das zudem nicht notwendig als psychotherapeutisches skizziert wird. Als gemeinsame Zielsetzung kann aber die *Einsicht* herausgestellt werden, zu der der Leser im Idealfall gelangt. Im »identitätszentrierten Literaturdialog« ist diese Einsicht primär eine, die dem Leser

die Zusammenhänge von Text und Identität bewusst macht. Im Anschluss daran sollte das gegenwärtig bewegende Identitätsthema formulierbar und vor allem kommunizierbar (!) sein. Das Interview mit Martha M. verfügt über einen derartigen Prozessmoment:

»Aber ich finde die Fragen total interessant, weil ich hab' mir darüber lange keine Rechenschaft abgelegt, wie sehr mich das beeinflusst hat, beziehungsweise wie sehr es mein, mein Interesse sozusagen aufgegriffen hat und dann, dass das bis heute mein Leben im Grunde bestimmt oder – nicht, bestimmt ist überzogen aber beschäftigt, sehr beschäftigt« (Martha M.).

Bevor der Literaturdialog diese »Tiefe« erreichen kann, muss er allerdings einige hinführende Stufen durchlaufen. Wie im Drama muss der Höhepunkt (Peripetie) ausreichend vorbereitet werden (Protasis), um in eine befriedigende Lösung (Lysis) führen zu können. Im Literaturdialog führt diese Vorbereitung zunächst über das *Erinnern des Inhalts*. Der Klient sollte durch eine erzählgenerierende Einstiegsfrage dazu angeregt werden den Umriss seiner Literaturerfahrung zu erinnern. Dabei sollte er nicht das Gefühl bekommen eine repräsentative Inhaltsangabe oder Nacherzählung liefern zu müssen (und der Therapeut sollte ihm auch nicht mit Fragen, die einen derart schulischen oder intellektuellen Anspruch vermitteln, begegnen). Vielmehr sollte der Therapeut mit seiner Haltung und seinen offenen Fragen dazu beitragen die *bewegenden Szenen und Bilder* in seinem Gegenüber zu »wecken«. Der Interviewleitfaden im Anhang kann dafür vielleicht einige hilfreiche Anregungen geben.

Wenn der Klient »das Bewegende« seiner Literaturerfahrung erinnert hat, kann der Therapeut einen ersten Versuch unternehmen die *lebensweltliche Rahmenerzählung*, die sich um jede Literaturerfahrung spannt, zu *fokussieren*. Die Frage »Was war das für eine Zeit damals?« bzw. »Wie würden Sie ihre gegenwärtige Lebenssituation beschreiben?« hat sich im Forschungsinterview als fruchtbare Anregung für diese Perspektive erwiesen.

Erst wenn beiden Kommunikationspartnern die individuelle Textbedeutung und der dazu gehörende biographische Rahmen zugänglich geworden sind (was einige Sitzungen in Anspruch nehmen kann), kann die *Rekonstruktion der individuellen Passung* erfolgen. Wie in den meisten psychotherapeutischen Settings gilt auch hier, dass die beste Rekonstruktion die ist, die der Klient selbst erarbeitet. Doch kann es gerade bei Interpretationslinien, die scheinbar nicht »passen«, weil sie auf widersprüchliche Positionierungen verweisen und daher vom Klienten nicht selbst formuliert werden (können), hilfreich sein, dass der Therapeut

seine Rekonstruktionsvorschläge, die sich auf die Verknüpfung Text/Biographie beziehen, offenlegt und als mögliche Interpretation anbietet. Wie im sokratischen Dialog (vgl. Horster 1994, S. 32) sollte jedoch das Heranziehen von Autoritäten auf beiden Seiten zugunsten einer eigenen Meinungsbildung zurückstehen. Allerdings muss im identitätszentrierten Dialog, im Kontrast zur sokratisch-philosophischen Arbeit, das Abarbeiten an autoritär empfundenen Fremdpositionierungen als zentrales Moment der Identitätsarbeit berücksichtigt werden. Denn gerade sie verweisen auf die Spannung zwischen versuchten bzw. gewünschten und nicht realisierten bzw. nicht realisierbaren Selbstpositionierungen.

Eine weitere Prozessphase, die sich schon in den Forschungsinterviews abzeichnet, ist die Phase, in der der literarische Text in den Hintergrund und die *Biographie in den Vordergrund* rückt. Diese Phase lässt sich nicht allein damit erklären, dass die inhaltlichen Aspekte des Buches irgendwann »erschöpft« sind. Vielmehr wird dem Klienten zunehmend bewusst, dass es im Literaturdialog *nicht um ihn als Leser, sondern um ihn als Erzähler* geht. In dieser Phase wendet sich der Literaturdialog auch anderen Identitätsthemen des Klienten zu. Dann geht es nicht mehr allein darum den Text mit dem bewegenden Identitätsthema zu verknüpfen, sondern weitere Identitätsthemen sichtbar zu machen, die in einen verständlichen Zusammenhang erzählt werden wollen. Denn Sinn – so weiß Schmid (2006) – das ist Zusammenhang. In dieser Phase entsteht im Idealfall vor dem literarischen Text, zunächst in Konturen, die Geschichte der Person.

Wenn sich der Leser bewusst als biographischer *Erzähler* in der Interaktion bewegt, setzt der Literaturdialog zur letzten Phase an. Die *bewusste Entwicklung narrativer Perspektiven* bzw. die *bewusste Erschließung neuer Erzählräume* sind Gegenstand dieser Prozessphase. Mit einem gezielten Rückblick auf den literarischen Text, mit dem die Reise zur eigenen Identität begonnen hat, kann der Therapeut den Klienten in seiner eigenen Autorenschaft motivieren. Fragen wie »Was fehlt dieser Geschichte?«, »Was würden Sie an dieser Geschichte ändern?« oder »Wenn Sie selbst ein Buch schreiben würden – welchen Titel hätte dieses Buch?« regen die Autorenschaft in ihrem produktiven Vermögen an. Im ungünstigsten Fall schreckt der Erzähler – wie Johannes T. – vor der Autorität des Schriftstellers zurück und vermeidet die bewusste Formulierung seiner eigenen Version: »Also bitte, lass' mich nicht anmaßend sein ja (lacht). Nein, nein, da kann ich nicht darauf eingehen. Ich mein', das ist sein Gedankenwerk und ich hab's genial gefunden« (Johannes T.). Im besten Fall beginnt der Erzähler neue Kapitel für seine persönliche Geschichte als Entwurf zu formulieren. Die Interaktion mit

dem Therapeuten kann im Anschluss daran noch dazu beitragen, den nicht selten utopischen oder romantischen ersten Entwurf in Richtung eines realisierbaren Projektes zu begleiten.

EPILOG

»There is no final knowledge either of oneself or others, although we have knowledge enough of one another to get along the world«
(Holland 1997).

Die vorliegende Arbeit hat ausgehend von der Annahme, dass sich Identität in der individuellen Passung zwischen Literatur und Biographie finden lässt, einen Weg beschritten, der von der kritischen Diskussion gegenwärtiger Theoriekonzepte über die Analyse von Literaturinterviews bei dem Entwurf eines »identitätszentrierten Literaturdialogs« angelangt ist.

Folgt man Welsch (1990, S. 192ff.), ist Ambivalenz »das Mindeste womit man bei den gegenwärtigen Weltverhältnissen rechnen muss«. Im Anschluss daran machen vor allem Konzepte Sinn, die einen dialektischen Ansatz verfolgen. Der identitätszentrierte Literaturdialog, wie er in dieser Arbeit entworfen wurde, ist *eines* von vielen denkbaren Praxis Konzepten, das widersprüchlich strukturierten Erzählräumen bewusst dialektisch begegnet. Ein Konzept, das gerade jene Reflexivität nutzt, die sich als das »konstitutive Moment« (Keupp 1994, S. 347) spätmoderner Identität herausgebildet hat.

Insofern der Entwurf eines identitätszentrierten Literaturdialogs grundlegend als dialektische Methode konzipiert ist, hat er auch die »kritische Eigenständigkeit« (a.a.O., S. 346) des Subjekts im Blick. Damit skizziert er neben seiner handlungsorientierten Perspektive gleichzeitig das hochstilisierte Portrait eines (idealen) postmodernen Erzählers: Das Bild eines zur kritischen Selbstreflexion motivierten Subjekts,

das seine Identität im Spannungsfeld widersprüchlicher Narrationsangebote bewusst verhandelt.

Für Muschg (1981, S. 177) ist das Kunstwerk »ein Spielfeld, auf dem die Umgangsformen mit dem Erfüllbaren und dem Unerfüllbaren geübt werden können« (ebd.). Der identitätszentrierte Literaturdialog spiegelt das Erfüllbare und das Unerfüllbare, dem der Leser im Text begegnet, auf seine Lebenswelt zurück. Seine Stärke liegt in der kritischen Reflexion narrativ strukturierter Bedeutungsräume und sein existenzielles Interesse am Möglichkeitssinn ermutigt im Besonderen dazu, innerhalb dieser Erzählräume nicht nach einem sicheren Ort Ausschau zu halten, sondern Ambivalenzerfahrungen als unabdingbaren Bestandteil offener strukturierter Lebensformen zu begreifen. Identität ist eben eine Reise und kein Ort.

ANHANG

Anhang I: Interviewleitfaden

Erzählgenerierende Einstiegsfrage

Welches Buch oder welche Erzählung hat Sie oder ihr Leben sinnstiftend berührt oder bewegt?

Kommunikationserhaltende Erzählanregungen

Fokussierung der Leseerfahrung:

Wann haben Sie ... gelesen?

Wie oft haben Sie ... gelesen?

Wie sind Sie zu diesem Buch gekommen?

Fokussierung Inhalt/Verknüpfungsanregung persönlicher Bezug:

Warum haben Sie ... gelesen?

Was gefällt Ihnen besonders an dieser Geschichte?

Welche Szene hat Sie besonders bewegt/berührt? Warum?

Welche Figur/Welcher Charakter hat Sie denn am meisten bewegt/berührt?

Fokussierung lebensgeschichtliche Verknüpfung:

Hat das Lesen dieses Buchs in Ihnen etwas bewegt/verändert?¹

Hat Sie das Buch in ihrem Leben/Selbstbild beeinflusst?

Was denken Sie bringt Ihnen diese Erzählung:

- persönlich?
- für Ihr Leben?
- für den Alltag?
- für die Zukunft?

Anregungen zur kritischen Lesehaltung/Öffnung des Autorenraums:

Was fehlt dieser Geschichte?

Was würden Sie an dieser Geschichte ändern?

1 Bei dieser und der nächsten Frage wurde entgegen der üblichen »Offenheit« qualitativer Forschungshaltung eine geschlossene Form gewählt, um dem Erzähler im Laufe des Gesprächs noch einmal die Möglichkeit anzubieten, seine Haltung zu reflektieren. Dadurch konnte v.a. überprüft werden, ob der Erzähler durch die Eingangsfrage zu seiner Haltung »überredet« wurde, nach dem Motto: »Bewegende Erzählung« liefern, als Bedingung erzählen zu können (»Partizipationsklausel«).

Perspektivenwechsel rezeptive/produktive Perspektive:

Wenn Sie selbst ein Buch schreiben würden, welchen Titel hätte dieses Buch?

Für wen würden Sie es schreiben?

Um was würde es in diesem Buch gehen?

Fragen zur Partizipation:

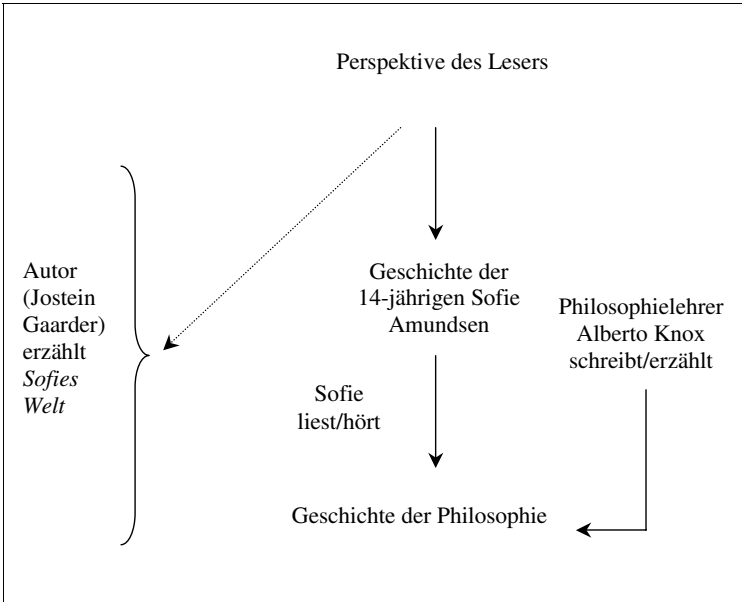
Würden Sie das Buch weiterempfehlen?

Wenn Ja: Warum? Wem oder welcher Zielgruppe?

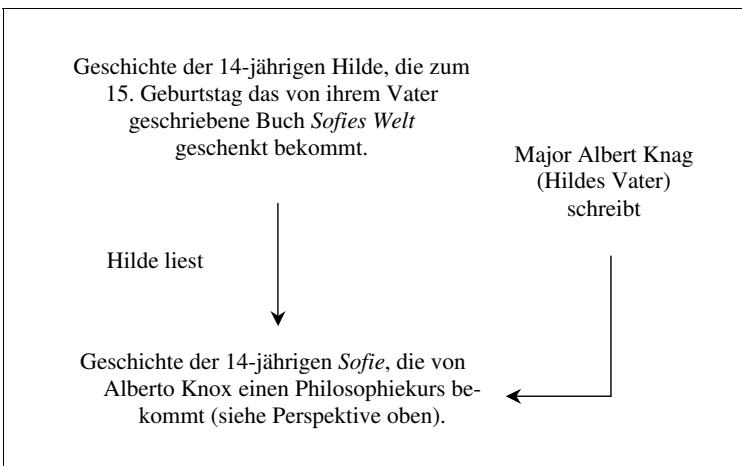
Wenn Nein: Warum nicht?

Anhang II: Wechsel der Erzählperspektiven in *Sofies Welt* (Gaarder 1993)

Ausgangsperspektive des Lesers (a.a.O., S. 7-337)



Änderung der eingeführten Erzählperspektive (a.a.O., S. 338)



LITERATUR

- Abbey, Emily & Valsiner Jaan (2004): Emergence of meanings through ambivalence [58 paragraphs]. Online verfügbar via: FQS: Forum Qualitative Sozialforschung, 6 (1), Art. 23. <http://www.qualitative-research.net/fqs-tests/1-05/05-1-23-e.htm>.
- Abbey, Emily & Valsiner Jaan (2005): Poetiken des Selbst. Zwischen Ambivalenz, Bedeutung, Formlosigkeit und Wandel. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*. 29. Jahrgang, Nr. 115/116, Heft 3/4, S. 133-149.
- Bartels, Martin (1981): Traum und Witz bei Freud. Die Paradigmen psychoanalytischer Dichtungstheorie. In: Bohnen, Klaus & Jørgensen, Sven-Aage (Hg.): *Literatur und Psychoanalyse. Vorträge des Kolloquiums am 6. und 7. Oktober 1980*. Kopenhagen/München: W. Fink Verlag, S. 10-29.
- Bauman, Zygmunt (1994): *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Bauman, Zygmunt (2000): *Liquid modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Baumgarten, Alexander Gottlieb (1750/58): *Aesthetica*. Frankfurt/a.O.: Nachdr. d. Orig.ausg. 1961. Hildesheim: Olms.
- Becker-Schmidt, Regina (1990): Widerspruch und Ambivalenz. Konflikt Erfahrung als Schritt der Emanzipation. In: *Arbeitsgemeinschaft Interdisziplinäre Frauenforschung und -studien* (Hg.): *Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst*. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 112-120.
- Bellebaum, Alfred & Muth, Ludwig (Hg.) (1996): *Leseglück. Eine vergessene Erfahrung?* Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Berger, Peter L. (1994): Sehnsucht nach Sinn. Glauben in der Zeit der Leichtgläubigkeit. Frankfurt/New York: Campus.
- Bettelheim, Bruno (2001): Vorwort In: Dieckmann, Hans: Gelebte Märchen. Lieblingsmärchen der Kindheit. Krummwisch bei Kiel: Königsfurt, S. 7-14.
- Bilden, Helga (1997): Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 227-249.
- Blume, Thomas (2002): Wittgensteins Schmerzen. Ein halbes Jahrhundert im Rückblick. Paderborn: Mentis.
- Böhme, Hartmut (1974): Anomie und Entfremdung. Literatursoziologische Untersuchungen zu den Essays Robert Musils und seinem Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«. Kronberg/Taunus: Scriptor.
- Bohleber, Werner (1997): Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität. In: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 93-119.
- Boothe, Brigitte/van Wyl, Agnes/Wepfer Res (1998): Psychisches Leben im Spiegel der Erzählung. Eine narrative Psychotherapiestudie. Heidelberg: Asanger.
- Brednich, Rolf Wilhelm (1990): Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute. München: Beck.
- Brockmeier, Jens (2002): Possible Lives. In: Narrative Inquiry. 12 (2), S. 455-466.
- Brockmeier, Jens & Harré, Rom (2005): Die narrative Wende. Reichweite und Grenzen eines alternativen Paradigmas. In: Psychologie und Gesellschaftskritik: 29. Jahrgang, Nr. 115/116, Heft 3/4, S. 31-57.
- Bruner, Jerome (1990): Acts of meaning. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Brunner, Karl-Michael (1987): Zweisprachigkeit und Identität. Probleme sprachlicher Identität von ethnischen Minderheiten am Beispiel der Kärntner Slowenen. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 11, Heft 4, S. 57-76.
- Buber, Martin (2005, zuerst 1923): Ich und Du. Stuttgart: Reclam.
- Carr, David (1986): Time, Narrative and History. Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press.

- Cohen, Stanley & Taylor, Laurie (1977): *Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Castaneda, Carlos (2003): *Die Lehren des Don Juan. Ein Yaqui-Weg des Wissens*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Davidson, Donald (1993): *Dialektik und Dialog*. (Rede Dess. anlässlich der Verleihung des Hegel-Preises 1992. Mit einer Laudatio von Friedrich Fulda). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Davies, Bronwyn & Harré Rom (1990): *Positioning: The Discursive Production of Selves*. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 20, S. 43-63. Online verfügbar via: www.massey.ac.nz/~alock/position/position.htm [07.07.2006].
- Davies, Bronwyn & Harré Rom (1999): *Positioning and Personhood*. In: Harré, Rom & Van Langenhove Luk (Hg.): *Positioning Theory. Moral Contexts of Intentional Action*. Malden, Mass: Blackwell, S. 32-52.
- De Berg, Henk (2005): *Freuds Psychoanalyse in der Literatur- und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen & Basel: Francke.
- Descartes, Renè (1986, zuerst 1641): *Meditationes de Prima Philosophia*. Stuttgart: Reclam (zweisprachige Ausführung).
- Dickenberger, Dorothee/Gniech, Gisela/Grabitz, Hans-Joachim (1993): *Die Theorie der psychologischen Reaktanz*. In: Frey, Dieter & Irle, Martin (Hg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band I. Kognitive Theorien*. Bern et al.: Hans Huber Verlag (2. Aufl.), S. 243-274.
- Eagleton, Terry (1994): *Ästhetik. Die Geschichte ihrer Ideologie*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eco, Umberto (1994): *Im Wald der Fiktionen. Sechs Streifzüge durch die Literatur*. München: Hanser.
- Eco, Umberto (2002): *Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. Doktor-, Diplom- und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Heidelberg: C. F. Müller Verlag (9. Aufl.).
- Ehrenberg, Alain (2004): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Campus.
- Enzensberger, Christian (1981): *Literatur und Interesse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (2. Aufl.).
- Erikson, Erik (1988): *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Ernst, Heiko (2000): *Unsere Lebensgeschichte ist eine Konstruktion. Tragödien, Komödien, Dramen. Wie wir unsere Erinnerungen gestalten*. In: *Psychologie heute*, Heft 3, S. 27-29.
- Eßer, Felicitas & Zinn, Jens (2001): *Biographische Sicherheitskonstruktionen in der reflexiven Moderne*. Arbeitspapier 6 des SFB

- 536 »Reflexive Modernisierung«. Universität der Bundeswehr München. Für weitere Informationen zum Stand der Forschung und zur Publikation siehe <http://www.sfb536.mwn.de> unter Projektbereich B1.
- Eßer, Felicitas & Zinn, Jens (2002): Subjektkonzeptionen bei der Herstellung biographischer Sicherheit. Arbeitspapier 7 des SFB 536 »Reflexive Modernisierung«. Universität der Bundeswehr München. Für weitere Informationen zum Stand der Forschung und Publikation siehe <http://www.sfb536.mwn.de> unter Projektbereich B1.
- Filipp, Sigrun-Heide (1997): Gleitwort In: Tesch-Römer/Salewski/Schwarz (Hg.): Psychologie der Bewältigung. Weinheim: Psychologie Verlags Union (Beltz), S. VII-VIII.
- Fischer, Gottfried (1998): Konflikt, Paradox und Widerspruch. Für eine dialektische Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Fisher, F. L. (1965): Influence of Reading and discussion on attitudes of fifth graders toward American Indians. (Diss. Univ. of California at Berkley).
- Flick, Uwe et al. (1991): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Psychologie Verlags Union.
- Flick, Uwe/Kardorff Ernst v./Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt Enzyklopädie (2. Aufl.).
- Flick, Uwe/Kardorff Ernst v./Steinke, Ines (2003a): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: (Dies.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt Enzyklopädie (2. Aufl.), S. 13-29.
- Folkman, S., Lazarus, R.S., Gruen, R.J. & DeLongis, A. (1986): Appraisal, coping, health status, and psychological symptoms. In: Journal of Personality and Social Psychology, 50 (3), S. 571-579.
- Frankl, Viktor E. (2006): ...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (26. Aufl.).
- Frege, Gottlob (2002, zuerst 1892): Über Sinn und Bedeutung. In: Ders. Funktion – Begriff – Bedeutung. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, S. 23-46.
- Freud, Sigmund (1955): Die Verneinung. In: Gesammelte Werke. Band XIV. London: Imago Publ.
- Gaarder, Jostein (1993): Sofies Welt. Roman über die Geschichte der Philosophie. München/Wien: Hanser.

- Gadamer, Hans-Georg (1960): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr.
- Gergen, K. J. & Gergen, M. M. (1988): Narrative and the self as relationship. In: L. Berkowitz (Hg.): *Advances in experimental social psychology*. New York: Academic Press, S. 17-56.
- Giddens, A. (1991): *Modernity and Self-identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge, UK: Polity Press.
- Goebel, Johannes & Clermont, Christoph (1997): *Die Tugend der Orientierungslosigkeit*. Berlin: Volk + Welt.
- Goodman, Nelson (1984): *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goodman, Nelson (1997): *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Graf, Werner (1997): *Lesen und Biographie*. Tübingen: Francke.
- Graf, Werner (2001): Lektüre zwischen Literaturgenuss und Lebenshilfe. Modi des Lesens – eine Systematisierung der qualitativen Befunde zur literarischen Rezeptionskompetenz. In: Stiftung Lesen (Hg.): *Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend. Eine Studie der Stiftung Lesen*. Hamburg: Spiegel Verlag, S. 199-224.
- Grimm, Gunter (Hg.) (1975): *Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke*. Stuttgart: Reclam.
- Groeben, Norbert (1972): *Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Groult, Benoîte (2003): *Salz auf unserer Haut*. München: Knauer.
- Gurwitsch, Aron (1964): *The Field of Consciousness*. Pittsburgh: Duquesne University Press (2. Aufl.).
- Habermas, Jürgen (1962): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuwied: Luchterhand.
- Hansen, Uffe (1981): Die unvermeidliche Inkohärenz des Kunstwerks. Literatur als Kompromißbildung zwischen Primär- und Sekundärprozess. Strukturelle oder inhaltliche Verdrängung? In: Bohnen, Klaus & Jørgensen, Sven-Aage (Hg.): *Literatur und Psychoanalyse. Vorträge des Kolloquiums am 6. und 7. Oktober 1980*. Kopenhagen/München: W. Fink Verlag, S. 177-210.
- Hardy, Barbara (1968): Towards a poetics of fiction. An approach through narrative. *Novel* (2), S. 5-14.
- Harré, Rom (1983): Identity projects. In: Breakwell, G. M. (Hg.): *Threatened identities*. Chichester: Wiley, S. 31-51.
- Harré, Rom & Van Langenhove, Luk (1991): Varieties of Positioning. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 21/4.
- Harré, Rom & Van Langenhove, Luk (1999): *Positioning theory. Moral contexts of intentional action*. Oxford: Blackwell.

- Hegel, Georg W. F. (1969, zuerst 1813-1816): Wissenschaft der Logik I. Gesammelte Werke. Band III: Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Henrich, Dieter (1996): Identität. Begriffe, Probleme, Grenzen. In: Marquard, Odo & Stierle, Karlheinz (Hg.): Identität. München: W. Fink Verlag (2. Aufl.), S. 133-186.
- Hesse, Hermann (1977): Die Welt der Bücher. Betrachtungen und Aufsätze zur Literatur. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1986): Literatur als Medium: Kommunikations- und zeichentheoretische Grundbegriffe dialoglinguistischer Textanalyse. In: Langner, Ralph (Hg.): Psychologie der Literatur. Theorien, Methoden, Ergebnisse. Weinheim/München: Psychologie Verlags Union, S. 144-164.
- Hiebel, Hans (1978): Witz und Metapher in der psychoanalytischen Wirkungsästhetik. In: Germanistisch-Romanische Monatszeitschrift. Neue Folge (28), S. 129-154.
- Hitzler, R. & Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 307-315.
- Hönnighausen, Lothar (2003): Nachwort. In: Steinbeck, John: König Artus und die Heldentaten der Ritter seiner Tafelrunde. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 449-456.
- Holland, Norman N. (1968): The dynamics of literary response. New York: Oxford University Press.
- Holland, Norman N. (1973): Poems in Persons. An Introduction to the Psychoanalysis of Literature. New York: Norton.
- Holland, Norman N. (1975): 5 Readers Reading. New Heaven: Yale University Press.
- Holland, Norman N. (1979): Einheit – Identität – Text – Selbst. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 33. Jahrgang, Heft 12, S. 1127-1148.
- Holland, Norman N. (1997): An Intellectual Autobiography. Shorter version. [Online Artikel] via: <http://www.clas.ufl.edu/users/nnh/autobios.htm> [25.4.2006].
- Holland, Norman N. (1998): Reading and Identity. [Online Artikel] via <http://www.clas.ufl.edu/users/nnh/rdgident.htm> [26.4.2006].
- Hollway, Wendy (1984): Gender difference and the production of subjectivity. In: Henriques et al. (Hg.): Changing the subject. Psychology, social regulation and subjectivity. London: Methuen, S. 227-263.
- Honneth, Axel (2003): Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In: Fraser, N. & Honneth, A: Umverteilung

- oder Anerkennung. Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 129-224.
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (2004): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag (15. Aufl.).
- Horster, Detlef (1994): Das sokratische Gespräch in Theorie und Praxis. Opladen: Leske + Budrich.
- Ingarden, Roman (1960): Das literarische Kunstwerk. Tübingen: Niemeyer (2. Aufl.).
- Iser, Wolfgang (1971): Das Spiel im Spiel. Formen dramatischer Illusion bei Shakespeare. In: Klein, Karl L. (Hg.): Wege der Shakespeareforschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 212-235.
- Iser, Wolfgang (1984): Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München: W. Fink Verlag.
- Iser, Wolfgang (1991): Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jäger, Georg (2000): Leser/Lesen. In: Meid, Volker (Hg.): Sachlexikon Literatur. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 489-496.
- Jaeggi Eva/Faas, A./Mruck, K. (1998): Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten (2. überarb. Fassung). Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr. 98-2.
- Jensen, Olaf & Welzer Harald (2003): Ein Wort gibt das andere, oder: Selbstreflexivität als Methode [58 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [Online-Journal], 4(2). Via: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03jensenwelzer-d.htm> [26.06.2006].
- Kallmeyer, Werner & Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske, S. 159-274.
- Kallmeyer, Werner (1981): Gestaltungsorientiertheit in Alltagserzählungen. In: Kloepfer, Rolf & Janetzke-Dillner, Gisela (Hg.): Erzählung und Erzählforschung im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Kohlhammer, S. 409-429.
- Kaufmann, Jean-Claude (2005): Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Keiner, Tatjana/Macé, Nuriel/Theobald, Erika (2000): Das autobiographische Gedächtnis. Wir sind woran wir uns erinnern. In: Psychologie heute, Heft 3/2000, S. 20-26.

- Keupp, Heiner (1988): Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg: Asanger.
- Keupp, Heiner (1989): Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In: Keupp, Heiner & Bilden, Helga (Hg.): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen/Toronto/Zürich: Verlag für Psychologie, Dr. C. J. Hogrefe, S. 47-69.
- Keupp, Heiner (1994): Ambivalenzen postmoderner Identität. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 336-350.
- Keupp, Heiner (2001): Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Heranwachsenden. Unveränderter Sonderdruck, herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut im SOS-Kinderdorf e.V. München: Eigenverlag.
- Keupp, Heiner (2002): My home is my castle – Wohnen und Identitäten. In: Siemen, Hans-Ludwig (Hg.): Gewohntes Leben. Psychiatrie in der Gemeinde. Neumünster: Paranus, S. 19-47.
- Keupp, Heiner (2005): Die gesellschaftliche Verantwortung von Psychotherapie. Fitness Parcours oder Stimme der Vernunft. Vortrag beim 1. Landespsychotherapeutentag Bayern am 12.11.2005 in München.
- Keupp, Heiner & Höfer, Renate (Hg.) (1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner et al. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg: Rowohlt Enzyklopädie (2. Aufl.).
- Keupp, Heiner & Hohl, Joachim (Hg.) (2006): Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne. Bielefeld: transcript.
- Koch, Helmut H. & Keßler Nicola (Hg.) (2002): Ein Buch muss die Axt sein. Schreiben und Lesen als Selbsttherapie: Krummwisch: Königsfurt.
- Krämer, Hans (1988): Plädoyer für eine Philosophie der Lebenskunst. In: Information Philosophie, Heft 3.
- Krappmann, Lothar (1971): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Identitätsprozessen. Stuttgart: Klett (Zugel. Diss. freie Univ. Berlin).
- Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim: Centaurus (2. Aufl.) (Zugel. Diss. Freie Univ. Berlin).
- Kris, Ernst (1953): Psychoanalysis and the study of creative imagination. New York: Academy Medica, 29, S. 334-351.

- Kris, Ernst & Kaplan, Abraham (1971): *Aesthetic Ambiguity*. In: Kris, Ernst. *Psychoanalytic Explorations in Art*: New York: Schocken (3. Aufl.), S. 243-264.
- Langner, Ralph (Hg.) (1986): *Psychologie der Literatur. Theorien, Methoden, Ergebnisse*. Weinheim/München: Psychologie Verlags Union.
- Leitch, Thomas (1986): *What stories are. Narrative Theory and interpretation*. University Park & London: Pennsylvania State University Press.
- Lesser, Simon A. (1957): *Fiction and the unconscious*. Boston: Beacon.
- Lesser, Simon A. (1962): *Fiction and the unconscious*. New York: Vintage Books.
- Leuner, Hanscarl (2003): *Lehrbuch der Katathym-imaginativen Psychotherapie*. Bern et al.: Hans Huber Verlag (3. Aufl.).
- Libera, Antoni (2004): *Madame. Roman*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (2. Aufl.).
- Lifton, Robert (1986): *Der Verlust des Todes*. München: Hanser.
- Lifton, Robert (1993): *The protean self: Human resilience in an age of fragmentation*. New York: Basic Books.
- Linde, Charlotte (1993): *Life stories. The creation of coherence*. New York: Oxford University Press.
- Locke, John (1981): *Versuch über den menschlichen Verstand*. Hamburg: Meiner (4. Aufl.).
- Luberda, James (o. J.): *Unassuming Positions. Middlemarch, its Critics, and Positioning Theory*. Online verfügbar via <http://members.aol.com/jamesl4242/positioning/luberdapositioning.pdf>
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf (2004): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (2. Aufl.).
- Lübbe, Herrmann (1982): *Was sind Geschichten und wozu werden sie erzählt? Rekonstruktion der Antwort des Historismus*. In: Lämmert, Eberhard (Hg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*. Stuttgart: Metzler, S. 620-629.
- Lübbe, Herrmann (1996): *Identitätspräsentationsfunktion der Historie*. In: Marquard, Odo u. Stierle, Karlheinz (Hg.): *Identität*. München: W. Fink Verlag (2. Aufl.), S. 277-292.
- MacIntyre, Alasdair (1987): *Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt/New York: Campus.
- MacIntyre, Alasdair (1997): *The virtues, the unity of a human life an the concept of a tradition*. In: Hinchman, L. P. & Hinchman, S. K. (Hg.): *Memory, identity, community. The idea of a narrative in the human*

- sciences. New York: State University of New York Press, S. 241-263.
- McAdams, Dan P. (1996): Das bin ich. Wie persönliche Mythen unser Selbstbild prägen. Hamburg: E. Kabel Verlag.
- Marquard, Odo & Stierle, Karlheinz (Hg.) (1996): Identität. München: W. Fink Verlag (2. Aufl.).
- Mauron, Charles (1962): Des Métaphores obsédantes au Mythe personnel. Introduction à la Psychocritique. Paris: Corti.
- McLaren, Peter (1993): Border disputes. Multicultural narrative, identity formation and critical pedagogy in postmodern America. In: McLaughlin, D. & Tierney, W. G. (Hg.): Naming silenced lives. Personal narratives and processes of educational change. New York: Routledge, S. 201-235.
- McLuhan, Marshall (1965): Understanding Media. The Extensions of Man. New York et al.: Mc Graw-Hill.
- Mennecke-Haustein, Ute (2000): Erbauungsliteratur. In: Meid, Volker (Hg.): Sachlexikon Literatur. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 233-239.
- Merleau-Ponty, Maurice (1967): Das Auge und der Geist. Philosophische Essays. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Meuter, Norbert (1995): Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur. Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Forschung. (Zugel. Diss. Univ. Düsseldorf 1993).
- Morgenroth, Christine (2004): Von der Eile, die krank macht, und der Zeit, die heilt. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Muschg, Adolf (1981): Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Muschg, Walter (1930): Die Psychoanalyse als Rivalin der Literaturwissenschaft. In: Psychoanalytische Bewegung.
- Musil, Robert (1957): Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg: Rowohlt.
- Nadolny, Stan (1994): Ein Gott der Frechheit. München/Zürich: Piper.
- Niemeyer, Greg & Metzler, April E. (1994): Personal identity and biographical recall. In: Neisser, Ulric & Fivush, Robyn (Hg.): The remembering self. Construction an accury in the self-narrative. New York: New York University Press, S. 105-135.
- Orth, Ilse & Petzold Hilarion (1985): Überlegungen zur Eigenständigkeit kunsttherapeutischer Methoden und Medien. Ausbildung in Poesie- und Bibliotherapie. In: Petzold, Hilarion & Orth, Ilse (Hg.): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie,

- Bibliotherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann, S. 413-431.
- Petzold, Hilarion & Orth, Ilse (Hg.) (1985): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliotherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, Hilarion & Orth, Ilse (1985a): Poesie und Bibliotherapie. Entwicklung, Konzepte und Theorie – Methodik und Praxis des Integrativen Ansatzes. In: Dies.: Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliotherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann, S. 21-101.
- Pietzcker, Carl (1992): Gegenübertragungsanalyse, ein Verfahren der Literaturwissenschaft. In: Ders.: Lesend interpretieren. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Pietzcker, Carl (2000): Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. In: Meid, Volker (Hg.): Sachlexikon Literatur. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 720-724.
- Quante, Michael (Hg.) (1999): Personale Identität. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag.
- Raab, Peter (1988): Ratgeberliteratur. Hilfe zur Selbsthilfe. In: Ders. (Hg.): Heilkraft des Lesens. Erfahrungen mit der Bibliotherapie. Freiburg im Breisgau: Herder, S. 109-120.
- Raguse, Hartmut (1991): Leserlenkung und Übertragungsentwicklung. Hermeneutische Erwägungen zur psychoanalytischen Interpretation von Texten. In: Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, S. 106-121.
- Ranke, Kurt (1978): Die Welt der einfachen Formen. Studien zur Motiv-, Wort-, und Quellenkunde. Berlin/New York: De Gruyter.
- Reh, Albert M. (1998): Literatur und Psychologie. Berlin: Weidler Buchverlag (2. Aufl.).
- Richards, Ivor Armstrong (1929): Practical Criticism. A Study of Literary Judgment. London: Routledge and Kegan Paul.
- Ricoeur, Paul (1991). Zeit und Erzählung. Band III. Die erzählte Zeit. München: W. Fink Verlag.
- Riegel, Klaus F. (1974): Contrastive and recursive relations. In: Research Memorandum, RM-74-23. Princeton, NJ: Educational Testing Service.
- Riegel, Klaus F. (1980): Grundlagen der dialektischen Psychologie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rosenblatt, Louise (1938): Literature for Exploration. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Roth, Marie-Luise (1972): Robert Musil. Ethik und Ästhetik. Zum theoretischen Werk des Dichters. München: List.

- Rubin, Rhea Joyce (1985): *Bibliotherapie – Geschichte und Methoden*. In: Petzold, Hilarion & Orth, Ilse (Hg.): *Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliotherapie, Literarische Werkstätten*. Paderborn: Junfermann, S. 103-134.
- Rutschky, Michael (1978): *Studien zur psychoanalytischen Interpretation von Literatur*. (Inaugural-Dissertation im Fachbereich Germanistik der freien Universität Berlin). In überarbeiteter Form (Ders. 1981).
- Rutschky, Michael (1981): *Lektüre der Seele. Eine historische Studie über die Psychoanalyse der Literatur*. Frankfurt/M. et al.: Ullstein (Materialien).
- Sachs, Hanns (1926): *Gemeinsame Tagträume*. Leipzig, Wien, Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Sacks, Oliver (2003): *Eine Frage der Identität*. In: Ders.: *Der Mann, der seine Frau mit dem Hut verwechselte*. Reinbeck: Rowohlt (22. Aufl.), S. 151-161.
- Saint-Exupéry de, Antoine (2005): *Der kleine Prinz*. Düsseldorf: K. Rauch Verlag (62. Aufl.).
- Salber, Wilhelm. (1972): *Literaturpsychologie. Gelebte und erlebte Literatur*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann.
- Sarbin, Theodore R. (Hg.) (1986): *Narrative Psychology. The storied nature of human conduct*. New York: Praeger.
- Sarbin, Theodore R. (1986a): *The narrative as a root metaphor for psychology*. In: Dies. (Hg.): *Narrative Psychology. The storied nature of human conduct*. New York: Praeger, S. 3-21.
- Schildknecht, Christiane (1990): *Philosophische Masken. Literarische Formen der Philosophie bei Platon, Descartes, Wolff und Lichtenberg*. Stuttgart: Metzler.
- Schlesinger, Izchak M. (1968): *Sentence, Structure an the Reading Process*. The Hague et al.: Mouton.
- Schmid, Wilhelm (1998): *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (2002): *Die Wiederentdeckung der philosophischen Lebenskunst*. Vortrag auf den Lindauer Psychotherapiewochen 2002. Müllheim/Baden: Auditorium Netzwerk (Audio CD).
- Schmid, Wilhelm (2006): *Philosophische Lebenskunst. Mit sich selbst befreundet sein*. Ein Seminar der Lindauer Psychotherapiewochen 2004. Müllheim/Baden: Auditorium Netzwerk (6 Audio CDs).
- Schönau, Walter (1982): *Psychoanalyse im Unterricht? Eine Einführung in das Problemfeld*. In: *Der Deutschunterricht*, Heft 34, S. 5-20.

- Schroeder, Severin (1998): *Das Privatsprachen-Argument. Wittgenstein über Empfindung und Ausdruck*. Paderborn: Schöningh Verlag. (Zugel. Diss. Univ. Hamburg 1997).
- Schütze, Fritz (1982): *Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit*. In: Lämmert, Eberhard (Hg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*. Stuttgart: Metzler, S. 568-590.
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens*. In: Kohli, Martin & Robert, Günter (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Perspektivenforschung*. Stuttgart: Metzler, S. 78-117.
- Schulte, Joachim (1989): *Stilfragen*. In: *Grazer Philosophische Studien. Internationale Zeitschrift für Analytische Philosophie*, 34/35, S. 142-156.
- Schutte, Jürgen (1997): *Einführung in die Literaturinterpretation*. Stuttgart: Metzler (4. Aufl.).
- Schwarz Gudrun/Salewski, Christel/Tesch-Römer, Clemens (1997): *Psychologie der Bewältigung. Variationen über ein altbekanntes Thema?* In: Tesch-Römer/Salewski/Schwarz (Hg.): *Psychologie der Bewältigung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union (Beltz), S. 1-6.
- Sennett, Richard (2000): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. München: Siedler (Goldmann).
- SFB 536 (1999): *Sonderforschungsbereich 536 der Universität München. Reflexive Modernisierung*. Online einsehbar via <http://www.sfb536.mwn.de>.
- Shrodes, Caroline (1949): *Bibliotherapy: A theoretical and clinical-experimental study*. University of California (Dissertation).
- Skura, Meredith (1981): *The Literary Use of the Psychoanalytic Process*. New Heaven/London: Yale University Press.
- Smith, Frank (1971): *Understanding Reading. A Psycholinguistic Analysis of Reading and Learning to Read*. New York et al.: Holt, Rinehart & Winston.
- Spence, Donald P. (1982): *Narrative truth and historical truth Meaning and interpretation in psychoanalysis*. New York: Norton.
- Starobinski, Jean (1990): *Psychoanalyse und Literatur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stavemann, Harlich H. (2002): *Sokratische Gesprächsführung in Therapie und Praxis. Eine Anleitung für Psychotherapeuten, Berater und Seelsorger*. Weinheim/Basel/Berlin: Beltz.
- Steinbeck, John (2003): *König Artus und die Heldentaten der Ritter seiner Tafelrunde*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Steinbrenner, Jakob (1996): *Kognitivismus in der Ästhetik*. Würzburg: Königshausen & Neumann. (Zugel. Diss. Univ. München 1994).

- Stiftung Lesen (Hg.) (2001): Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend. Eine Studie der Stiftung Lesen. Hamburg: Spiegel Verlag.
- Strauss, Anselm L. (1969): Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. München: W. Fink Verlag.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz (Psychologie Verlags Union).
- Tap, Pierre (1979): Relations interpersonnelles et genèse de l'identité. In: Annales, UTM, Homo 18.
- Teichert, Wolfgang (2001): Wenn die Zwischenräume tanzen. Theologie des Bibliodramas. Stuttgart: Kreuz.
- Tesch-Römer, Salewski & Schwarz (Hg.) (1997): Psychologie der Bewältigung. Weinheim: Beltz (Psychologie Verlags Union).
- Thayer, L. O. & Pronko, N. H. (1958): Some psychological factors in the reading of fiction. In: Journal of Genetic Psychology, Heft 93, S. 113-117.
- Van Langenhove, L. & Harré, R. (1993): Positioning and Autobiography. Telling your life. In: Coupland, N. & Nussbaum, J. (Hg.): Discourse and lifespan identity. Newbury Park et al.: Sage Publ., S. 81-99.
- Vollmers, Burkhard (1999): Das Werden der Person. Psychologie als dialektische Kulturwissenschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Frankfurt/M.: Campus.
- Warning, Rainer (1983): Der inszenierte Diskurs. Bemerkungen zur pragmatischen Relation der Fiktion. In: Henrich, Dieter & Iser, Wolfgang (Hg.): Funktionen des Fiktiven. Poetik und Hermeneutik, Band 10. München: Fink, S. 183-206.
- Weißenberg, Theodor (1985): Außenseiter – Eine Kategorie der Verdrängung. Zur sozialen Aufgabe einer Literatur, die sich als gesellschaftliche Einrichtung versteht. In: Petzold, H. & Orth, I. (Hg.): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann, S. 159-166.
- Welsch, Wolfgang (1990): Ästhetisches Denken. Stuttgart: Reclam.
- Welsch, Wolfgang (2002): Unsere postmoderne Moderne. Berlin: Akademie Verlag (6. Aufl.).

- Wittgenstein, Ludwig (1984): Werkausgabe Band I. Tractatus-logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wittgenstein, Ludwig (1984a): Vermischte Bemerkungen. Werkausgabe Band VIII. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ziemke, Axel (2005): Was bin ich? Auf der Suche nach Identität. In: info 3. Anthroposophie heute, Heft Nr. 12, S. 9-15.

Reflexive Sozialpsychologie

Florian Huber

**Durch Lesen sich selbst
verstehen**

Zum Verhältnis von Literatur
und Identitätsbildung

Januar 2008, 248 Seiten,

kart., 24,80 €,

ISBN: 978-3-89942-827-8

Friederike Werschull

Vorgreifende Anerkennung

Zur Subjektbildung in
interaktiven Prozessen

März 2007, 206 Seiten,

kart., 22,80 €,

ISBN: 978-3-89942-658-8

Heiner Keupp,

Joachim Hohl (Hg.)

**Subjektdiskurse im
gesellschaftlichen Wandel**

Zur Theorie des Subjekts
in der Spätmoderne

2006, 232 Seiten,

kart., 25,80 €,

ISBN: 978-3-89942-562-8

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**